<36602024540017

Musikalische
Märchen, Phantasien und Skizzen

von

Elise Polko.

Zweite Reihe.

Mit
Illustrationen in Holzschnitt nach Zeichnungen
von
J. C. Lödel.

2.

Leipzig,
Verlag von Joh. Ambr. Barth.
1859.

Der grossen Künstlerin,

der unvergesslichen Darstellerin des „Fidelio“

Frau

Wilhelmine Schröder-Devrient

widmet

diese musikalischen Blätter

die Verfasserin.

Inhalt.

Musikalische
Märchen, Phantasien und Skizzen.

Zweite Reihe.



Rothe und weiße Rose.

Eine Rose gebrochen, ehe der
Sturm sie entblättert.

Lessing's Emilia Galotti.

1.

Knospen.

Es mußte durchaus heute, an dem sonnigen Oktobertage Anno 1776, etwas Besonderes zu erwarten sein im Hause des wohlangesehenen churpfälzischen Hofbuchhändlers Schwan zu Mannheim. Die große Comptoirstube wurde ja schon Punkt vier Uhr am Nachmittage geschlossen, und in der hübschen Wohnstube im obern Geschoß stand der schwere eichene Familientisch in der Mitte und war bedeckt mit einem gar köstlichen Damasttuche, dessen

gelbliche Farbe deutlich zeigte, daß es zu jenen ächt vornehmen Geweben gehörte, deren Teint man nimmermehr dem Wind und Wetter auf den Bleichplätzen aussetzt, wohl aber in gut verschlossenen Kasten und Truhen zu conserviren pflegt. Die rührige Hausfrau, Sybilla Schwan, schaltete und waltete mit dem mächtigen Schlüsselbunde an der Seite, in Küche und Vorrathskammer, während der Herr des Hauses behutsam mit eigenen Händen lange Pfeifen zurecht legte und ein schweres Kistlein köstlichen Tabaks dazu aufstellte. Dazumal erachteten es nämlich jeglicher Wirth und Wirthin noch der Mühe werth, selbsteigens für das Wohlbehagen ihrer erwarteten Gäste zu sorgen, und ihnen auf solche Weise kund zu geben: „ihr seid willkommen, und wir halten euch genugsam in Ehren, um eigenhändig euch euren Imbiß und Labetrunk zu bereiten.“ Heutzutage verrichten dergleichen Mägde und Diener, und gar manches Hausfräulein dürfte in gewaltige Bedrängniß gerathen, wenn es einem Gaste einfallen wollte, die Zubereitung einer schlichten Suppe von ihr zu verlangen.

Der churpfälzische Hofbuchhändler kletterte mit rechter Herzensfreude in den Keller hinunter, hielt dort die bestaubten Flaschen alten Weines sorgsam prüfend ans Licht, wählte und verwarf lange und bepackte sich und seinen alten Diener endlich mit der kostbaren Last. Seine Ehe-

hälfte fürchtete indessen nicht, ihrer weißen Haut vor dem flackernden Küchenfeuer zu schaden, und hielt rothe Hände für ein ächtes und rechtes Ehrenzeichen einer fleißigen Frau. Ruhig, ohne Lärmen und Schelten, wurde die Arbeit vollbracht, bei der eine Magd helfend hin und wieder ging, und nur einmal, als sie die Schritte ihres Eheherrn auf der Kellertreppe hörte, unterbrach Frau Sybilla ihre Thätigkeit, trat mit dem Rührlöffel in der Hand in den Rahmen der Küchenthür und fragte: „hast du die Kinder gesehen?"

„„Sie spielen noch immer droben in der Hinterstube, ich höre sie lachen und toben!"" antwortete er. „„Aber ich habe den Christian hinaufgehen heißen, der ist verständig. Du weißt, wenn die kleine Zieglerin da ist, gibt's nur allzu viel Leben!"" — „Wenn der Christian bei ihnen, dann ist alles gut," sagte sie beruhigt und nickte freundlich."

Er blieb trotz seiner Last auf der obersten Stufe noch einen Augenblick stehen, um sie anzuschauen. Das schmale Flurfenster über der Hausthür warf just ein warmes Licht auf ihre Gestalt, und da erschien sie denn wie ein Fleisch gewordenes Frauenbild des Adrian von Ostade oder Rembrandt oder Kaspar Netscher. Das frische runde Gesicht unter der weißen gestreiften Haube, das von den Schläfen weggestrichene Haar, die vollen Formen unter

dem blendenden Busentuche, die reichen Falten des dunkeln Kleides mit der weiten, halb in die Höhe geschlagenen Schürze, die aufgekrämpelten Aermel, die noch immer schöne Arme enthüllten, und endlich die kleinen Füße in zierlichen Hackenschuhen — das war ein gar anmuthiger Anblick, dessen sich die muntern Augen des stattlichen Eheherrn höchlich zu erfreuen schienen. Mit ganz besonderer Freundlichkeit erwiderte er ihr Nicken und schaute ihr noch wohlgefällig lachend nach, als sie wieder zu ihren Pfannen und Töpfen ging.

Die erwähnte Hinterstube wurde den Kindern nur bei besondern Gelegenheiten und auf ganz besonderes Bitten zum Spielen überlassen; sie war das sonst immer wohlverschlossene Paradies für das älteste, dazumal zehnjährige Töchterlein des Hauses, Margaretha genannt, und mehr noch für deren liebste Gespielin Caroline, einziges Kind des Hofregistrators Ziegler, welches in gleichem Alter mit ihr stand. Kinder hängen sich mit ihren Herzen und Sinnen ja an wunderliche Dinge. Dem Einen ist die kopflose Puppe, aus Lappen zusammengeflickt, lieber als das sauberste Wachskindlein mit geringeltem Flachshaar; dem Andern der schmutzige Stock, auf der Straße gefunden, theurer als das stattlichste Steckenpferd.

Worin der Zauber des großen halbdunkeln Gemachs im Schwan'schen Hause lag, wußten sich die erwachsenen

Leute auch nicht zu erklären. Es war eigentlich gar kein rechter Platz zum Spielen da, überall hatte man etwas hingeschoben, aus der Hand gelegt, übereinander gestapelt. Das einzige schmale Fenster, aus vielen kleinen grünlichen Scheiben bestehend, öffnete sich nicht, wie die Fenster heutzutage, in zwei Flügeln, um einen kräftigen Luftstrom einzulassen; wenn man einen frischen Athemzug thun wollte, mußte man vielmehr mit großer Anstrengung die unterste Hälfte des Fensters in die Höhe schieben. Der zerfallene Lehnstuhl einer Urahne, überzogen mit einer verblichenen kunstvollen Stickerei, stand in der Mitte der Stube und war der Thron für die kleine Caroline, wenn sie, wie sie es so gern zu thun pflegte, den Andern Märchen erzählte. Rund herum standen wunderlich geformte Truhen und Schemel. Auf breiten Brettern, die man an die Wand genagelt, schimmerte unter grauen Staubschleiern allerlei fremdartiges Geräthe aus längst vergangenen Zeiten, und erblindete Spiegel in zerbrochenen Rahmen waren gegen die Wände gelehnt. Ein riesiger Kachelofen, der niemals geheizt wurde, war auch da, und ihm gegenüber dehnte sich ein mächtiger Schrank von Nußbaumholz, als wollte er zeigen: „ich bin doch noch breiter als du!"

Just dieser Schrank war das heimliche Entzücken der Kinder. Mit Ehrfurcht und brennender Neubegier zugleich hatten sie allezeit seine schweren Flügelthüren ange-

schaut, die so fest in einander schlossen, daß auch für das schärfste Auge kein Ritzchen gefunden werden konnte zum Durchgucken, und den Schlüssel ließ leider die ordentliche Hausfrau nimmer im Schlosse stecken. Man wußte nur, daß Kleider, Schleier und Bänder von den Voreltern dort verwahrt wurden. Ach! wer die hätte so recht nach Herzenslust beschauen dürfen!

Heute hatten die beiden Mädchen zuerst mit den kleinen Geschwistern Suchen und Finden gespielt, nachher in der Dämmerung — und es wurde früh dämmerig in der Hinterstube — war die Magd mit den ermüdeten Kleinen in die Schlafkammer gegangen, und da erzählte denn Caroline wie gewöhnlich ihre tollen Märchen, bis Christian Götz kam, der dreizehnjährige Lehrling des Schwan'schen Hauses. Er war ein sinniger freundlicher Knabe, Sohn des als Dichter vielfach gerühmten Superintendenten Götz in Wintherburg bei Kreuznach, und besonderer Liebling der Frau Sybilla, deren Herzensfreundin Christians Mutter gewesen. Mit stillem Wohlgefallen gewahrte sie das Aufblühen einer geschwisterlichen Zärtlichkeit zwischen ihrem Schützling und ihrem ältesten Töchterlein, und seit Christian gar die kleine Margaretha mit Gefahr seines eigenen Lebens auf offener Straße vor einem wild gewordenen Pferde geschützt, träumte sie in ächter Frauenweise allerlei frohe Zukunftsträume, in denen ein blühendes Myrthen-

kränzlein sich um die Stirn ihres Kindes schlang und Christian als Bräutigam mit den treuen Augen recht selig dareinschaute.

Die kleine Zieglerin war die Einzige, die sich mit dem Christian nicht recht vertragen konnte. Waren die Beiden beisammen, so gab es Hader und Zwietracht, und Margarethe hatte allezeit zu schlichten. Er war ihr gar zu still und verständig und pflegte ihre Märchen just an der schönsten Stelle zu unterbrechen mit einem ruhigen: „es ist aber doch Alles nicht wahr!" — O sie hätte dareinschlagen mögen, die Kleine, vor Aerger, wenn er das sagte. Heute war aber Friede zwischen ihnen, denn der Christian hatte die wichtige Nachricht gebracht, daß im Schwan'schen Hause zum Abendschmaus ein ganz berühmter Gast erwartet werde, eine Art Magister aus Wolfenbüttel, der die klügsten Bücher geschrieben, die noch ein Mensch zu Wege gebracht.

„Wie heißt er denn?" fragte Caroline. — „„Ephraim Lessing."" — „Ich möchte einmal solch einen Bücherschreiber ordentlich anschauen dürfen," meinte Gretchen. — „„Poeten, mußt du sagen!"" verbesserte Christian. — „Sehen möchte ich den Ephraim Lessing," sagte Caroline, „aber nicht weil er Bücher geschrieben, sondern weil er mit heiler Haut aus dem Lande der Wölfe kam. Denn die laufen in Wolfenbüttel doch sicherlich auf den Straßen

herum." — Christian bezweifelte das zwar, gestand aber, daß auch er jenen Mann, von dem sie in der Stadt gewaltig viel Wesen machten, einmal recht ungestört anschauen möchte. — „Nun so laßt uns kecklich in die Wohnstube gehn, wenn sie alle beisammen sitzen!" entschied Caroline. „Ich will dem Papa Schwan schon sagen, was wir gern möchten. Er wird uns seinen Gast zeigen, ich wette."

„Wir liegen aber längst in unsern Betten wenn die Männer kommen," rief Margarethe, „und du wirst ja allezeit heimgeholt in der Dunkelstunde, Lina!" — „„Heut vergißt deine Mutter das Zubettschicken, sie hat allzuviel zu schaffen; und meine Mutter denkt vielleicht nicht an das Heimholenlassen, da die Base Marianne bei ihr sitzt mit ihrer Tochter Martha, und die erzählen gar viele Geschichten! Sehen muß ich aber den Mann aus Wolfenbüttel und sollte ich die Nacht auf der Treppe schlafen!"" — „Du hast ja allezeit tolle Einfälle," sagte Christian, „besinne dich fein und hilf uns allen." — Und sie sann nach. Mit einer schmollenden Miene warf sie sich zurück in den Lehnsessel der Urahne und wandte das Köpfchen ab von den beiden Andern, die wie getreue Vasallen auf Schemeln zu ihren Füßen saßen.

Plötzlich fuhr sie auf. Ihre herrlichen dunkeln Augen leuchteten ordentlich, ein köstliches Roth überflog das holdselige Kindergesicht. „Wir werden uns vermummen

und als fremde Gäste Einlaß fordern!" befahl sie mit dem Tone einer Gebieterin. — „„Wie soll das geschehen?"" fragten Christian und Margaretha erstaunt. — Caroline aber antwortete nicht. Mit dem glückseligsten Lächeln ergriff sie den Arm ihrer Gespielin und deutete geheimnißvoll auf den Schrank von Nußbaumholz. Sprachlos starrten die Andern das Wunder an, das sich jetzt ihnen enthüllte. Nein, es war keine Täuschung — der Schlüssel steckte! —

Es mußte sicher heute etwas ganz Besonderes zu erwarten sein im Schwan'schen Hause.

In dem eben erwähnten Jahre war es, als in dem hübschen Mannheim zuerst Stimmen laut wurden, die von der Errichtung eines deutschen Theaters auf deutschem Grund und Boden redeten, Stimmen, die über jene französischen Possen und Rührstücke, mit denen man damals überall gefüttert zu werden pflegte, den Bann zu sprechen sich nicht scheuten. Die bedeutendsten Männer der Stadt nahmen den lebhaftesten Antheil an der Ausführung dieses Planes und verhießen, wenn die Noth es erforderte, als Vorkämpfer in die Schranken treten zu wollen. Die Idee selbst war zuerst in jener sogenannten „churpfälzisch-deutschen Gesellschaft" entstanden, die zu ihren Mitgliedern

die klügsten Köpfe Mannheims zählte. An die Spitze der Theaterfreunde stellte sich der feine, liebenswürdige Reichsfreiherr von Dalberg mit seinem sanften Freunde, Otto Heinrich von Gemmingen-Hornberg. Ihren vereinten unablässigen Bemühungen gelang es denn auch, den churfürstlichen Herrn für eine deutsche Komödie derartig günstig zu stimmen, daß er ohne Verzug den vielgerühmten Poeten Ephraim Lessing, dazumal Bibliothekar zu Wolfenbüttel, nach Mannheim berief, um allda mit ihm über die Stelle eines obersten Leiters und Theaterdichters der gedachten Anstalt zu unterhandeln. Mit gar großer Spannung und Erwartung sah man seinem angekündigten Erscheinen entgegen.

Lessing hatte sich unlängst verheirathet und nahm seine junge Ehefrau mit nach Mannheim. — Am dritten Tage nach seinem Eintreffen war es, als der Hofbuchhändler Schwan jenen Abendschmaus dem Berühmten zu Ehren veranstaltet, der seiner getreuen Sibylla so viel zu schaffen machte, daß sie darüber vergessen, den Schlüssel von dem Nußbaumschranke abzuziehen.

Die geladenen Gäste sammelten sich zeitig um den runden Tisch in der Wohnstube; Ephraim Lessing hatte den Ehrenplatz neben dem Freiherrn von Dalberg. Dann folgten Gemmingen, Peter van Verschaeffelt, Direktor der Mannheimer Zeichenschule, der Maler Kobell und dessen

Schwager, der Hofregistrator Ziegler. Die Schüsseln der Wirthin mundeten, der Wein des Hauswirths, der mit heiterem Gesicht die Gläser füllte nicht minder. Es war ein freundliches Hin- und Widerreden, aber erst als die Pfeifen angezündet, lösten sich die Zungen recht. Das große Thema des Tages wurde eifrig besprochen, Wangen und Stirnen begannen hierbei zu glühen.

Lessing hatte Tags zuvor schon eine lange Audienz gehabt bei dem Churfürsten, die ihn aber nicht sonderlich hoffnungsreich gemacht. Er sprach darum auch jetzt im Kreise dieser ihn verehrenden Männer offen die Befürchtung aus, daß die Unterhandlungen zwischen ihm und dem hohen Herrn vielleicht nicht zu dem erwünschten Ende führen dürften, alldieweil Höchstderselbe verschiedentliche Bedingungen gestellt, die anzunehmen er sich weigern müsse. Diese Aeußerungen erregten einen gewaltigen Sturm in dem kleinen Kreise. Man schalt und stritt lebhaft und lange herüber und hinüber. Dabei redete Dalberg in seiner unwiderstehlichen Weise dem erregten Lessing zu, Verschaeffelt, der ewig heitere, versuchte endlich einige kecke Scherze dazwischen zu schleudern und neckte den schweigsamen Hofregistrator, offenbar in der Absicht, die Aufmerksamkeit des fremden Gastes auf ein minder peinliches Feld hinüberzu leiten. Als dann der Hofregistrator nach manchem unwilligen Kopfschütteln gereizt die Lippen zum Reden öff-

nete und die qualmende Pfeife aus dem Munde nahm, gebot er mit lauter Stimme und unter komischen Geberden den Uebrigen Schweigen, und Ziegler sprach in eine plötzliche Stille hinein.

„Den Herrn Hofbibliothecarius möchte ich schon festhalten," sagte er ruhig, „wie ihr alle es möchtet; sonst aber bin ich von Herzen froh, daß sich Eure Comödienspielerei noch eine Weile verzieht." — „„Und warum?"" fragte man durcheinander. — Alldieweil und sintemal ich ein Töchterlein habe, das mir zweifelsohne unter die Komödianten läuft, wenn ihr die Gelegenheit dazu so bequem geboten. Wußte ich doch kaum, wie ich dem tollen Kinde all das unsinnige Zeug austreiben sollte, das sie eingeschluckt, als ihre Mutter sie einmal in die französische Komödie mitgenommen. Verstanden hatte das kleine Ding kein Wort, und doch stand sie nachher halbe Tage lang vor dem Handspiegel und schnitt wunderliche Gesichter, bewegte seltsam die Arme und hielt lange Reden."

Die Männer lachten und Lessing fragte: „wie alt ist diese meine künftige Emilia Galotti?" — „„Zehn Jahre alt, Herr Hofbibliothecarius!"" — „Das ist schlimm! Ich hätte ihr gar zu gern meine Emilia schon jetzt zugesteckt. Suche ich doch noch immer für sie nach einer ächten und wahren Schauspielerin. Warten wir also!"

Just in diesem Augenblick entstand ein heftiges Ge-

polter auf dem Gang vor der Stubenthür, klagende Kinderstimmen wurden laut. „Ich rufe Papa Schwan!“ unterschied man die aufgeregte Stimme Carolinens. Der Hausherr nahm ein Licht und öffnete die Thür, eine wunderliche Gruppe war's, auf die sein Blick und die Augen der erstaunten Gäste fielen, die sich alle nach und nach erhoben hatten, um hinauszuschauen. Auf der Thürschwelle stand zornglühend die kleine Caroline, aber in dem seltsamsten Aufzuge von der Welt.

Schleppende Gewänder von längstverschollenem Schnitt und schwerem Stoff bauschten um die zierliche Gestalt; sie waren aber mit solchem Geschick aufgenestelt und zusammengehalten, daß sie für den kleinen Körper der Trägerin bestimmt schienen. Eine gewaltige Dormeuse umschloß den Kopf, unter ihren Flügeln hervor schaute das süßeste aller Kindergesichter mit großen aufgeregten Augen, von der schönen Stirn bis zum Kinn herab in Rosenfarbe getaucht. Caroline zeigte auf eine seltsame Gestalt hinter sich — es war Christian Götz, der in des Urgroßvaters Jabot nebst Zubehör fast verschwand, und brach dann in die heftigen Worte aus: „Siehst du, Papa Schwan, er verdirbt mir wiederum die Freude, weil er nicht mein Mann sein will!“ — „„Und warum nicht?““ — „Nun, weil ich nur Margarethens Mann sein will!“ antwortete Christian mit finsterm Trotz. — „Da hörst du's, Papa

Schwan! Aber das soll er nicht und das darf er nicht, denn die Margaretha muß ja die Fee sein, und Feen haben niemals Männer. Sieh sie dir nur an! Sie sollte dem fremden Bücherschreiber, den wir alle so gern anschauen wollten, einen Kranz von Astern bringen. Nun verdarb der Trotzkopf alles! — Mich nicht zur Frau zu wollen!" schloß sie schluchzend.

Ja, Caroline hatte recht, Margarethe sollte die Fee sein in dem Spiel, das sie sich ausgedacht hatten, das war klar; sie trug ja ein weithinschleppendes weißes Atlaskleid und einen weißen Schleier und wunderliches Geschmeide an Hals und Armen. Den Asternkranz hielt sie in der Hand. Aber ihr Gesicht war bleich vor Angst, und sie trat jetzt, die hindernde Schleppe aufhebend, zagend vor und bat den Vater, dem Christian nicht böse zu sein.

Es gab jetzt ein allgemeines heiteres Gelächter; alle sprachen und riefen durcheinander. Die Kinder wurden in die Stube gezogen, die Fee klammerte sich aber ängstlich an den Arm Christians, dem unter einer ungeheuren Perücke die Schweißtropfen über die Stirn liefen. „Dich nicht zu wollen!" rief der Hausherr und zog seinen Liebling in die Arme. Margarethe drängte sich heran und flüsterte: „gib du ihm den Kranz, Lina, du machst das besser als ich!" — „„Ja, ja, sie hat recht!"" sagte Schwan, „„suche ihn dir aber selbst, Mädchen, ich zeige ihn dir nicht.

Laß sehen, ob du die Feenrolle verdienst. Schau fein um dich! Weiß ich doch, daß du hier nur deinen Vater kennst, deinen Oheim und mich. Sag an, wer verdient deine Krone?""

Caroline durchlief ernst mit ihren glänzenden Augen den Kreis. O, es waren bedeutende Köpfe, die da die Revue passirten. Dalberg mit dem vornehmen Gesicht und milden Lächeln, Gemmingen mit dem schwärmerischen Blick und den feinen Zügen, Verschaeffelt mit dem schalkhaften Munde und der hellen Stirn, der schöne Kobell — endlich Ephraim Lessing. — Carolinens Augen hingen nur einen Moment an ihm, dann flog etwas wie ein Sonnenstrahl über ihr Angesicht, und ehe jemand sie zu hindern vermochte, lief sie auf jenen Mann zu mit der prächtigen Götterstirn und den demantklaren Augen und warf sich an seine Brust. „Er muß die Krone tragen— er ist der König!" rief sie in höchster Erregung und umschlang ihn mit beiden Armen.

Eine leise Rührung überschlich aller Herzen.— Lessing drückte die Kleine an sich, küßte ihre Stirn und fragte dann lebhaft: „in wessen Garten erwuchs diese Rosenknospe?"

„Mit Verlaub, Herr Hofbibliothecarius, diese tolle kleine Person nennt sich m e i n Töchterlein," antwortete der Hofregistrator Ziegler.

Auch Margarethe und Christian gingen nun von Hand zu Hand, wurden bewundert, ausgefragt, hin und her gedreht und weidlich geneckt, und endlich zeichnete Kobell die drei Kinderköpfe in sein Taschenbuch. — Christian flüsterte selig Margarethen ins Ohr: „wir Beide stehen allein auf einem Blatt." — „„So ists auch recht!"" sagte hier die gedämpfte Stimme der Frau Sybilla hinter ihnen, und das Mädchen fühlte den Kuß und die Thränen der Mutter auf ihren Wangen. „„Ihr gehört auch zu einander allezeit!""

Als die Kinder dann fortgebracht und wieder Ruhe in den Kreis der Männer gekommen war, da sprach Lessing mit heiterm Lächeln: „wenn diese Mädchenknospe zur Rose sich entfaltet, dann möchte ich — ein Stück für sie schreiben."

Lessings Besorgnisse waren nur allzu begründet, — seine Unterhandlungen mit dem Churfürsten zerschlugen sich trotz der unablässigen Bemühungen Dalbergs, und der gefeierte Mann und Dichter reiste niedergeschlagen mit seiner Frau nach Wolfenbüttel zurück. Es war ein gar wehmüthiges Scheiden. Melancholisch scherzend rief er seinen neuerworbenen Freunden noch aus dem Wagen zu: „ich versuche mich mit Huß zu trösten, der noch viel übler dran war als ich. Vielleicht fliegt bald genug statt meiner ein „Schwan" zu euch! Mag er ungebraten bleiben!"

2.

Rosen.

Eine lustige Zeit war 1779 für Mannheim gekommen, als die jungen Schauspieler Iffland, Beil, Böck und der hübsche Beck allda ihr Wesen trieben, als Komödianten auf dem nun wirklich errichteten deutschen Theater und als Herzensdiebe bei den Mägdlein und Frauen jeden Alters und Standes. Das Städtchen feierte einen ununterbrochenen Sonntag. Die ganze Bevölkerung nahm den innigsten Antheil an den theatralischen Bestrebungen, und dem lustigen Komödiantenvölkchen verschloß niemand seine Thür. Dalberg, dem es endlich gelungen, seinem Lieblingswunsch Erfüllung zu verschaffen, wurde von Allen dafür gar hoch gepriesen, jedermann zog sein Käpplein, so tief er konnte, vor ihm ab, und unzählige Dankesblicke und manches reizende Dankeslächeln wurde ihm von den Frauen. Das deutsche Theater wurde das Lieblingsvergnügen von Hoch und Niedrig, und in den verschiedenartigsten Kreisen der Gesellschaft besprach man mit gleichem Eifer die Leistung dieses oder jenen Mitgliedes und den größeren oder geringeren Werth der Stücke.

In dieser Zeit wandten sich auch alle dichterischen Kräfte dem Schauspiel zu. Otto von Gemmingen arbei-

tete an einem größeren Schauspiele, und es war fast ein Volksfest zu nennen, als er mit dem vollendeten Werke einige Jahre später an's Licht trat und sein „deutscher Hausvater“ wirklich aufgeführt wurde. Die Ehren und Kränze, die der bescheidene Dichter erntete, ließen den jungen Iffland nicht ruhen; auch er spitzte die Feder, um ein Rührstück zu schreiben. Gar bald flüsterte man sich in die Ohren, daß er gar ein Ritterschauspiel bringen werde, und die guten Mannheimer und noch mehr die schönen Manheimerinnen konnten kaum mehr ordentlich schlafen vor Spannung.

Am Abend nach der ersten Aufführung des deutschen Hausvaters war es, als in dem bekannten Wohnzimmer des Schwan'schen Hauses zwei junge Mädchen beisammen saßen. Sie hatten ihre hübschen Köpfe dicht aneinander geneigt und lasen miteinander einen Brief, was freilich nicht gar zu schnell von Statten ging. Es war just die erste leise Dämmerung des Sommerabends gekommen; die Fenster standen weit offen, und von der Straße herauf klangen die ruhigen Schritte heimkehrender Lustwandler. Auf dem breiten Fenstersims stand ein blühender Rosenstock und erfüllte die Stube mit seinem lieblichen Dufte.

Das kleine, mit wunderlichen Lettern beschriebene Blatt war endlich entziffert; die größere der Beiden fal-

tete es sorgsam wieder zusammen und legte es in ein braunes Holzkästchen mit silbernem Schloß.

„Wie fleißig schreibt er, der gute Christian," sagte sie; „alle Monate solch einen langen Brief!" — „„Aber wie wunderlich"" antwortete die Andere, „„daß er sich nach dem kleinen Mannheim so gewaltig sehnt, und er lebt doch in dem großen Leipzig, wo die Messen sind. Das würde ich ihm nicht nachthun, Margareth."" — „O du, Caroline! Er hat aber hier ein Elternhaus gehabt in unserm Hause; dort muß er einsam leben, niemand kümmert sich um ihn." — „„Nun, ich wette, er vermißt doch am meisten sein sanftes, allezeit freundliches Schwesterlein, die ihm die Butterbrode zurecht schnitt und so getreulich für ihn sorgte."" — „Ich vermisse ihn aber auch — er fehlt mir recht, und besonders seit die Mutter todt ist —." — Hier stockte ihre Stimme, Margarethe Schwan wandte sich leise weinend ab.

„„Hast du nicht mich?"" fragte da Caroline, leidenschaftlich die Freundin umschlingend. — „Gewiß habe ich dich und halte dich auch, so fest ich kann, aber du bist doch nicht tagtäglich bei mir vom Morgen bis zum Abend. Und dann habe ich auch für dich nicht, wie für den Christian, zu sorgen und zu schaffen." — „„Du schiltst doch oft genug, daß du dich eben sorgen müssest um mich!"" — „Ach das sind ganz andere Sorgen als jene;

die machen keine Freude. Du weißt auch recht gut, warum mir's so gewaltig bange ist um dich!" — „„Weil du meinst, ich liefe dir und euch Allen auf und davon, um unter die Komödianten zu gehn!"" Und sie lachte nach diesen Worten, aber ein silberneres Lachen konnte man nimmer hören, und schönere Lippen hatten nie gelacht als diese.

„Sprich ernsthaft — möchtest du's nicht für's Leben gern?" fragte Margarethe. — „„Ja — Gott weiß es! Aber von der Mutter und dir weglaufen könnte ich nimmermehr. Eine Komödiantin möchte ich werden, doch nur hier bei euch. Ihr alle müßtet mich sehen und hören, ihr allein müßtet mir sagen: das war gut oder schlecht!""

Margarethe Schwan strich seufzend mit der Hand über die erglühten Wangen Carolinens; dann fragte sie: „Hast du dein Buch wieder mitgebracht? Du wolltest mir ja heut das Stück auslesen." — „„Meine Emilie Galotti, meinst du? O gib her, wir sind ja schon im siebenten Auftritt des letzten Aktes. So höre!"" Und das Buch aufschlagend, deklamirte sie. „Wie? Sie hier, mein Vater? Und nur Sie? Und meine Mutter nicht hier? Und der Graf nicht hier? Und Sie so unruhig, mein Vater?" u. s. w.

Margarethe neigte sich vor, nicht nur um zu lauschen,

sondern um ihren Liebling recht ungestört zu beschauen. Wie war Caroline doch so schön! Von ihr hätte auch ein Maler Conti sagen dürfen: „dieser Kopf, dieses Antlitz, diese Stirn, diese Augen, diese Nase, dieser Mund, dieses Kinn, dieser Hals, diese Brust, dieser ganze Bau sind ein Studium der weiblichen Schönheit.“ — Und doch war der Ton von Carolinens Stimme noch schöner, noch bezaubernder als ihr Angesicht. Wäre sie häßlich gewesen wie eine Mulattin, die Art, wie sie die unbedeutendsten Worte zu sagen wußte, der Laut der Zärtlichkeit, oder der Freude, oder des Schmerzes von ihren Lippen war hinreißend, überwältigend. — Margarethe, die ernste Margarethe mit den wunderbar tiefen Augen erlag auch heute wieder diesem Zauber. Fast athemlos folgte sie jedem Laute von den Lippen der Leserin, und hätte jetzt Caroline bittend gefragt: „wirst du mir böse sein, wenn ich Komödiantin werde?“ sie würde sich abgewendet und gesagt haben: „so gehe nur hin!“

Wie liebte Margarethe ihre Freundin! Wie treu hatte aber auch dieses warmherzige Kind ihr den Schmerz tragen helfen um die Mutter, die der Tod im vergangenen Jahre heimgeführt. Dieser Verlust hatte Margarethe älter gemacht als sechzehn Jahre. Aus dem unbefangenen Kinde wurde nun plötzlich die ernste Gefährtin und Trösterin des Vaters, die mütterliche Pflegerin der Ge-

schwister. — Ihr Angesicht mit den lieblichen, aber nicht regelmäßigen Zügen fesselte nur Augen, die tiefer zu schauen vermochten als gewöhnliche Menschenaugen. Unwiderstehlich war des Mädchens Lächeln, und ihre hohe Gestalt zeigte seltene Formenschönheit. — Wen ihre Augen aber einmal so recht aus voller Seele angeschaut, der konnte diese sein Lebtag nicht wieder vergessen.

Sie standen eben jetzt in hellen Thränen, und als Caroline die Worte gehaucht: „eine Rose gebrochen — ehe der Sturm sie entblättert!" — da überkam es sie plötzlich allzugewaltig und schluchzend hing sie an der Freundin Halse.

„„Nicht wahr, die Emilia ist herrlich?"" rief Caroline begeistert. „„Ach daß ich dem Lessing dafür noch einmal die Hände küssen dürfte! Aber ihm küssen jetzt Engel die Hände. Habe ich doch einmal im Leben an seinem Halse gehangen! Weißt du's noch? — Der unartige Christian! Mich nicht zur Frau zu wollen!"" — Margarethe nickte gedankenvoll, aber sie schwieg.

„„Wie gefällt dir denn meine Emilia?"" fragte Caroline wieder. — „Das Stück ist gar schön, aber Eines verstehe ich nicht — daß sie sich dem Appiani antrauen lassen mag mit solchem Sturm im Herzen." — „„Ach! der Appiani ist so ernsthaft und trübselig wie der Christian, wenn er uns verbot, so lustig zu springen!

Der Prinz gefällt mir viel besser."" — „Sie war doch seine Braut!" — „„Und hatte ihn doch nicht lieb, wie die Braut den Bräutigam lieb haben soll." — „„Nun das konnte sie doch eben nicht eher wissen als bis ein Anderer kam, den sie lieber haben mußte." — „„Der Andere war aber vielleicht der Prinz."" — „Mag's sein wie es will, das Ende hat der Lessing so recht nach meinem Sinn gemacht. Die Emilia hat sich Keinem gegeben — um nicht mit dem Einen die Treue zu brechen." — „„Ach Gretchen, weißt du, was ich möchte? Einmal, o nur einmal die Emilia spielen dem Lessing zu Ehren! Das wäre eine Lust!"" — „Du würdest freilich keine allzuhäßliche Emilia sein!" Dabei schlang Margarethe ihren Arm um den Nacken Carolinens und küßte sie.

„„Wenn nur der Vater nicht so hartherzig wäre! Er will mir's noch immer nicht erlauben, in dem Hause der Oberstallmeisterin, wo man ja fast allwöchentlich kleine Stücke aufführt, mitzuspielen. Und die Leute lassen nicht ab, ihn darum anzugehen, und die Mutter möcht' es auch wohl leiden — und ich! Die Emilia wollen sie just einlernen, aber niemand mag die Rolle spielen. Sieh Gretchen — ich würde es wagen!""

„Line, du bist wie im Fieber!" —

„„Laß mich! Einmal muß ich dir's sagen! Das ganze Stück habe ich schon auswendig gelernt. Tausend-

mal hab' ich's heimlich auf dem Boden zu Haus schon geübt. Und wenn ich da oben so zwischen all den Wäschleinen hin und her lief und laut redete, da war ich wirklich die Emilia, denn ich fürchtete mich vor dem Prinzen und dachte, er müsse jeden Augenblick leibhaftig hinter dem Bretterverschlage, wo die Mutter den Pelzrock des Vaters aufbewahrt, hervorlugen. — Die erste Scene muß ich dir einmal vorspielen — bitte, bitte, Gretel! — Schnell! Du mußt die Mutter der Emilia sein! Wirf das schwarze Schleiertüchlein über dein Haar, knüpfe es fest unter dem Kinn — so, nun bist du fertig. Da, nimm das Buch und lies die Rolle ab. Aber auf- und niederschreiten mußt du dabei. Du weißt, ich komme aus der Kirche. — Gieb mir doch dein Gebetbuch aus dem Schranke und dein weißes Schleiertuch. So — nun ist alles gut. Nun gieb wohl Acht!""

Aber Margaretha vergaß das Achtgeben. Als Caroline, ihre Caroline, plötzlich so fremd und wunderbar in athemloser Hast auf sie zustürzte mit den Worten: „Wohl mir! Wohl mir! Nun bin ich in Sicherheit! Oder ist er mir gar gefolgt? — Ist er, meine Mutter? Ist er?" —da vergaß die „Mutter" ihre Rolle und faßte die Geliebte mit dem Ausdruck heftigen Schreckens in die Arme, sich unwillkürlich zu einem Verfolger nach der Thür umwendend. Daselbst erschien dann auch wirklich — beide

Mädchen schrien laut auf — zwar nicht der gefürchtete Prinz, wohl aber das Gesicht des Hofbuchhändlers, der jetzt mit den Worten eintrat: „komm her, kleine Hexe! Du hast so brav gespielt, daß mein Kind da todtenblaß geworden ist. Laß dir einen Kuß geben; dafür will ich auf der Stelle ein gutes Wort für dich einlegen beim Vater."

Das gute Wort hatte gute Statt gefunden, Emilia Galotti wurde wirklich auf jenem kleinen Liebhabertheater aufgeführt, und die schöne Zieglerin spielte die Emilia vor einem kleinen Kreise eingeladener Zuschauer. Auch nicht Einer befand sich unter dieser lautlosen Versammlung, der nicht die hohe Begabung dieses kaum sechzehnjährigen Kindes erkannt, der nicht in ihrer körperlichen Erscheinung, wie in der Art ihres Wesens, in dem unnachahmlich süßen Laute ihrer Stimme das Ideal einer Emilia gefunden. Sie wurde am Schlusse der Vorstellung von Küssen und begeisterten Aeußerungen der Bewunderung fast erstickt, und doch waren ihr die in Thränen schwimmenden Augen ihres „Gretel" das liebste Lob. Der Hofregistrator selbst, der mit Widerstreben die Vorstellung besucht, konnte sich einer tiefen Rührung nicht erwehren, und die geist- und seelenvolle Mutter des Mädchens mußte, als der

Vorhang gefallen, ohnmächtig in das Nebenzimmer getragen werden.

Seit jenem Abend trat Caroline Ziegler als Mitspielerin in die Gesellschaft jener Mannheimer Dilettanten ein, die sich mit der Aufführung verschiedener Lust- und Rührstücke vergnügte, und wie eine Knospe im Sonnenschein entfaltete sich jetzt ihr herrliches Talent. Einer fremden Purpurblüthe gleich schoß es auf inmitten all der bescheidenen Maaßlieben, Schlüsselblumen und Heckenrosen. Gestalt, Antlitz, Mienenspiel, Bewegung, Stimme wirkten so mächtig, daß bald ganz Mannheim von den Vorstellungen im Hause des Oberstallmeisters redete. Man drängte sich, zu denselben eine Einlaßkarte zu erhalten, und da die Räume die Zahl der Gäste bald nicht mehr faßten, so miethete man einen öffentlichen Saal.

Dort war es denn auch, wo der Reichsfreiherr von Dalberg und mit ihm die Schauspieler Iffland, Beil, Böck und Beck die schöne Ziegler zum erstenmal spielen sahen. In den Strahlen ihrer Augen verbrannten ohne Rettung die Herzen der Jünger Thalia's; am unheilbarsten verwundet schlich freilich an jenem Abend der hübsche Beck nach Hause. — Dalberg begab sich sofort am andern Tage in das Haus des Hofregistrators und zeigte hier offen sein Erstaunen und seine Bewunderung über das neuentdeckte große Schauspielertalent Carolinens. Mit

dem ganzen Aufgebot seiner sonst so unwiderstehlichen Beredtsamkeit, wacker unterstützt von der Beistimmung der Mutter des holden Mädchens und den glänzend frohen Blicken Carolinens, versuchte er den Vater zu bewegen, seine Einwilligung zu einem Debut auf der Hofbühne zu geben. Allein der seltsame Mann blieb unbewegt. Selbst den Bitten seiner Freunde, die ihn seit jenem Besuche Dalbergs unausgesetzt bestürmten, Carolinens reiches Talent der öffentlichen Bühne nicht zu entziehen, setzte er ein „Nein“ entgegen, das sich erst nach Ablauf eines vollen Jahres in ein „Ja“ verwandelte, einer Macht gegegenüber, vor welcher jedermann willig die Waffen streckte. Friedrich Schiller kam nach Mannheim, Friedrich Schiller bat für Caroline Ziegler: er siegte.

Wiederum war es im Schwan'schen Hause, wo Caroline und ihre Eltern den großen Dichter zuerst sahen. Welch unvergeßlicher Abend war es auch! Schiller wollte seine „Cabale und Liebe“ lesen lassen; die bedeutendsten Mitglieder des deutschen Theaters hatten eine Einladung erhalten. Schon am frühen Morgen war die kleine Zieglerin bei der Freundin erschienen um auszukundschaften, wie wohl der neue Dichter ausschaue und — wer wohl den „Ferdinand“ lesen werde, dessen „Louise“ sie vorstellen solle. — Margareth hatte die zweite Frage zuerst beantwortet mit einem Namen, der ein Erröthen auf Ca-

rolinens Wangen lockte. Verwirrt wiederholte sie hierauf ihre erste Frage nach dem berühmten Schiller. — Da sagte die Freundin nur: „Er sieht eben aus, wie kein Anderer auf der Welt, aber ob er dir gerade gefallen wird, weiß ich nicht!"

Caroline Ziegler las am Abend die Louise, und wie Iffland später von ihr sagte, sie sprach mit einem Tone, wie man ihn ergreifender, inniger auf Erden nimmer hören konnte. Beck las den Ferdinand mit Feuer und Leidenschaft, Iffland den alten Miller. — Nach Beendigung des Trauerspiels sah man den jugendlichen Dichter lange und dringlich mit dem Hofregistrator reden, und bald darauf flüsterte die zärtliche Mutter der Tochter ins Ohr: „dein guter Vater bringt das Opfer — dein Herzenswunsch ist erfüllt."

Wie sie aufjubelte, wie sie bezaubernd war in der hellen Freude ihres jungen Herzens, wie sie jeden mit sich fortriß durch ihre übermüthige Seligkeit, selbst Margarethe mit den ernsten Augen! Wie sie jedem etwas Liebes, Seelenvolles zu sagen wußte, selbst dem schwermüthig blickenden, eben aus Leipzig zurückgekehrten Christian Götz, ihrem ehemaligen Freudenstörer! Sie war die Seele des heitern Abends, und nichts Holderes konnte man sehen als Margarethe und Caroline Arm in Arm, im Kreise der Männer auf- und niederwandelnd.

„Die beiden Mädchen sind Rosen!" schwärmte Iffland, „Caroline die glühende rothe, die Andere die süße weiße." — „„Sie sind den schöneren Sternen gleich,"" lächelte der eben vorüberstreifende Schiller, „„unerreichbar für uns!"" — Hatte er wahr gesprochen? Bald darauf sah man ihn ja über den Sessel Margarethens geneigt; — sie schaute zu ihm auf — sie lauschte seinen Worten — sie lächelte ihm zu, wie sie noch keinem zugelächelt! Waren wohl für einen Friedrich Schiller die Sterne unerreichbar?

Als die schöne Zieglerin an diesem Abend den Hals ihrer Freundin umschlang, flüsterte sie in der Ueberfülle ihres Glücks: „er ist schöner als alle in der Welt! Ich muß ihn lieben!" — Da erbleichte Margarethe wie zum Tode; in qualvoller Angst blickte sie in das Gesicht der Lieblichen, und mit dem Ausdruck namenlosen Schmerzes murmelte sie: „auch du?"

Wenn ein Herz liebt, echt und recht, so werden die Augen hellsehend und erkennen die echte und rechte Liebe in den Herzen Anderer. Caroline Ziegler schaute deshalb auch sanft lächelnd auf die Freundin und sagte dann schalkhaft leise: „deinen Friedrich behalte du, wenn der Christian nichts dagegen hat; Louise kann nur einen Ferdinand brauchen."

Im Januar des Jahres 1784 war die erste Aufführung von Schillers Fiesko in Mannheim, und Caroline trat als Leonore auf dem großen Theater auf, unter lautem Jubel der Zuhörer als das holdselige und zärtliche Weib, wie es dem Dichter vorgeschwebt. — Die Versammlung nahm diesmal ein noch innigeres Interesse als gewöhnlich an der reizvollen Erscheinung — war sie doch vor kaum acht Tagen das glückliche und beglückende Weib ihres „Fiesko," die Gattin Becks, geworden. Kurze Zeit darauf erschien sie als „Louise" und riß von neuem aller Herzen hin. — Am 15. Februar, dem Todestage Lessings, trat sie, nach eigenem Wunsche, als Emilia Galotti auf. „Ich will ihm ein Todtenopfer bringen!" hatte sie gesagt, und es war ein würdiges Todtenopfer, daß sie ihm brachte. Nie erregte sie einen größeren Sturm von Entzücken, als an jenem Abend.

In der letzten Scene überwältigte sie ihr Gefühl, eine plötzliche Ohnmachtsanwandeluug kam über sie, so daß sie aus „Odoardos" Armen glitt und hart auf den Boden fiel. Man ließ den Vorhang herab, das Publikum aber zeigte eine so lebhafte Sorge um seinen Liebling, daß es nicht von seinen Plätzen wich und in ängstlicher Stille auf die Nachricht des Wiedererwachens harrte. Man trug endlich die schöne Frau auf einem Ruhebette auf die Bühne zurück, und die Menge jauchzte, als sie die Gefeierte, wenn auch

bleich und erschöpft, doch lebend und lächelnd vor sich sah.

Seit jenem Tage aber stellte sich ein heftiger periodischer Schmerz im Kopfe ein. Die junge Frau beachtete ihn anfangs wenig, auch ihre Lieben sorgten sich nicht deshalb. Wichen die Rosen doch nicht von ihren Wangen, strahlten doch ihre Augen in ihrem alten Glanze. Sie trat in den verschiedensten Rollen auf, immer herrlicher schien sich ihr Talent zu entfalten, jede neue Rolle wurde ein neuer Triumph für Caroline und ihre Freunde. Selbst die Eltern, die doch im Grunde nicht ohne heimlichen Kummer das einzige und geliebte Kind einen Weg wandeln sahen, der so weit ab von ihrem eigenen stillen Pfade lag, söhnten sich aus mit der Laufbahn der Tochter. Der Vater zwar empfand nie eine recht ungetrübte Freude, wenn er seine „Kleine“ vor der lauschenden Menge sah; doch war er seit Carolinens Verheirathung ruhiger geworden ihretwegen. — Beck trug das vielbegabte reizende Weib auf den Händen, ihr Leben glich dem Dasein eines Schmetterlings zur Rosenzeit.

Da — plötzlich, wie ein Blitzstrahl aus heiterer Himmelsbläue, überfiel eine Hirnentzündung die junge Frau. Tage und Wochen voll Qual folgten. Die treueste Liebe betete und wachte an ihrem Lager — vergebens. Langsam schlich die gräßliche Angst um das Leben der Theuren

in aller Herzen. Am 24. Juli 1784 brach der eisige Finger des Todes diese schöne Blüthe. Ihre letzten Blicke hingen voll Zärtlichkeit an den Gestalten ihres Geliebten, ihrer Eltern, ihrer Freundin, die in Schmerz versunken zu ihren Füßen knieten; aber ihr liebliches, fast heiteres Lächeln schien zu sagen: „trauert nicht um mich! Eine Rose ist gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert."

Ganz Mannheim beweinte Caroline.

Iffland, der später mit Recht so vielgefeierte, war es, der ihr in seinen „Aufzeichnungen" folgendes Zeugniß ausstellte:

„Sie verschwand, eben da sie jedermann die volle Ueberzeugung gegeben, daß dies seltenste Genie, die feinste Zartheit mit der innigsten Kraft gepaart, durch eine idealische Gestalt veredelt mit ihr auf der Bühne erschienen war. Nie habe ich den Augenblick der Dichtung so wiedergeben sehen, nie habe ich diese Accente wieder gehört, noch die Melodie der Liebe, wie sie in Fiesko's Gattin von diesen Lippen tönte."

Und Margaretha Schwan, die weiße Rose? Diese holde, keusche Erscheinung ist für uns mit einem Nonnenschleier bedeckt. Verklärt durch die Liebe des großen Dichters, steht sie in der ersten Reihe unter jenen Frauengestalten, die wie ein Kreis schützender Genien das Bild unseres herrlichen Friedrich Schiller umgeben. Warum

der Rosenduft *ihrer* Liebe nicht sein Leben erfüllen durfte, ist eines jener Räthsel, dessen Lösung unmöglich scheint. Der Schlüssel dazu liegt ja begraben in dem tiefen See — eines Frauenherzens.

Margaretha Schwan starb unvermählt in der vollen Blüthe ihres Lebens im Jahre 1796.





Ein unbekanntes Grab.

Es giebt eine süße geheimniß-
volle Sage von dem Dasein wun-
derschöner Blumen, die nur in ein-
samen, schauerlichen Gebirgsschluch-
ten ihre köstliche Blüthe entfalten,
oder zwischen vergessenen Gräbern
ihre strahlenden Augen aufschlagen.
Aber Niemand hat je ihr Knospen



und Entstehen gesehn, sie zeigen sich den Menschen nur in völlig entfalteter Schönheit, in blendendem Glanze; und auch von ihrem Sterben und Welken weiß keine Lippe zu erzählen, kein menschliches Auge hat es je belauscht, sie werden weggeweht von der Erde und ihre Spur geht im Winde verloren. Wie seltsam, daß auch unter den Menschenblumen solche märchenhafte Wunderblüthen von Zeit zu Zeit auftauchen, deren geheimnißvolle Schönheit ganze Jahrhunderte durchstrahlt. Sie erblühen unter jenen Bevorzugten des Himmels, die wir Künstler nennen, unter den Musikern, Malern und Dichtern. Ich möchte in dieser kleinen Skizze an jene fremde Purpurblüthe erinnern, die im 18. Jahrhundert plötzlich die Blicke Europas auf sich zog, und gleichsam aus einem Abgrund von Leid und Schmerz auftauchend, kurze Zeit blendend und berauschend, aller Augen und Herzen erfüllte, um dann spurlos zu verschwinden: an die Purpurblüthe E m a n u e l d'A s t o r g a.

Sein herrliches „Stabat mater" wurde erst vor wenigen Jahren von einigen herzenswarmen Musikern ans Licht gezogen aus dem Staube der Vergessenheit. Das Titelblatt trug nur den Namen dessen, der das Meisterwerk geschaffen, und darunter sah man ein einfaches Kreuz. Sollte das eine Erinnerung sein an das unbekannte und vergessene Grab des T o d t e n oder eine Hinweisung auf die schwere Kreuzeslast, die der L e b e n d e getragen?

Das herrliche Land Sicilien lag in todesähnlicher Erstarrung. Die wilden Zuckungen der Revolution hatten unter den Händen Philipp's V. in Sterbeseufzern geendet, die Häupter der edelsten Sicilianer waren gefallen unter dem Henkerbeil, ihre Güter eingezogen, ihre Namen geächtet, ihre Wappenschilder zerbrochen. Das Volk war überwältigt, das sich so heldenhaft gesträubt gegen ein spanisch-französisches Joch. Kurz, aber hart war der Kampf gewesen: Sicilien nun ruhig.

Die letzte der zahllosen Hinrichtungen hatte am 1. Mai 1701 in der Nähe Palermo's statt gefunden, der letzte der aufrührerischen Barone sein Leben verhaucht. Mit ihm zugleich schleppte man sein schönes blondes Weib und seinen einzigen Sohn zum Schaffot; sie sollten die Todesqual des Gatten und Vaters sehen.

Das Frauenherz brach beim letzten Athemzuge des Geliebten, die herrliche Gestalt sank mit einem furchtbaren Schrei leblos zusammen. Man verscharrte die beiden kaum erkalteten Körper in eine Grube unter der Richtstatt, schlug zur Bezeichnung des Verbrechergrabes einen Pfahl in die Erde, brach das Schaffott wieder ab, trieb das entsetzte Volk aus einander, und die glänzenden Sterne eines italischen Himmels sahen bald auf einen blutgetränkten Hügel und — auf ein armes verlassenes Kind. Nein, ein Kind konnte man ihn wohl kaum noch nennen, den

schlanken 15jährigen Knaben, der den Pfahl umklammert hielt. Das Sternenlicht fiel auf ein junges Angesicht von vollendeter Schönheit in seinen Formen und Linien, aber es schien aus weißem Marmor gebildet, so unbeweglich waren seine Züge. Auf der Stirn lagen die Schatten des Wahnsinns, um den feinen Mund zuckten die Blitze eines irren Lächelns, die dunklen Augen starrten wild den Himmel an. Die Nacht kam näher und näher, und legte mit sanfter Hand den verhüllenden Schleier über alles Leben der Erde: der Knabe blickte ihr furchtlos entgegen. Was sollte er auch noch fürchten? Was konnte ihm noch geschehen, da er das Entsetzlichste, das Gräßlichste erlebt? Der Nachtthau legte sich auf seine schwarzen Locken und zog sie lang herab, kühle Winde kamen und hauchten seine heiße Stirn an: er regte sich nicht und der Morgen fand ihn noch in derselben Stellung. Vorübergehende hätten ihn, in dem schwarzen Sammet seiner Kleidung, dem letzten und einzigen Ueberrest einstigen Reichthums für eine jener Statuen von schwarzem Marmor halten können, wie man sie über Gräbern errichtet. Aber sie wußten freilich Alle, wer da saß, wer da trauerte, und schon am Mittag des zweiten Tages wagten sich mitleidige Frauen an die Stätte des Grauens heran, und boten dem Knaben Speise und Trank. Er wies mit Zeichen des Abscheu's alle Gaben von sich — und bat nur immer mit rührendem

Ton ihm doch die Augen und das Herz zu kühlen, da sie verbrennen müßten. Dann wieder fuhr er auf und rief mit herzzerschneidendem Jammerlaut: „Hört Ihr — o hört Ihr den Todesschrei der Mutter?! Hört — jetzt — jetzt — — o verbergt mich, verbergt mich, daß ich den Ton nicht mehr höre!“ Und dann stürzte er mit dem Gesicht auf den Hügel und bedeckte sein Haupt mit beiden Händen. So ging der erste Tag und die zweite Nacht hin, der Knabe saß unbeweglich an den Pfahl gelehnt und verschmähte Speise und Trank, nur um Kühlung bittend und vom Todesschrei der Mutter phantasirend.

Bald strömten die Bewohner Palermo's wie das Landvolk herbei, die Kunde von der jammernden Waise auf dem Grabe schlug an alle Herzen, die Richtstatt wurde zum Wallfahrtsort, die Gestalt des wahnsinnigen Knaben zum Heiligenbilde. Man brachte Blumen und Kränze und legte sie nieder zu den Füßen des jungen Märtyrers, man kniete um ihn her und bat die erbarmungsreiche Mutter einen Engel zu senden, der den Schleier des Wahnsinns wegnehme von seiner Seele und die brennende Qual des jungen Herzens löse. Man erwartete ein Wunder für die Gläubigen, ein Wunder an diesem Unschuldigen. Trotz des strengen Verbots strömte das Volk ohne Unterlaß herbei, der dritte Tag neigte sich schon, und noch immer hatten die Lippen des Verlassenen jede

Nahrung verschmäht, — und noch immer war kein Wunder geschehn. Die Bewegung des Volkes erreichte ihren höchsten Grad, die Aufregung wuchs von Stunde zu Stunde und nahm eine immer bedrohlichere Gestalt an. Man beschloß am nächsten Morgen in Procession hinaus zu ziehn zum Verbrechergrabe, einen Priester mit dem Allerheiligsten an der Spitze, um Gebete zu halten für den sterbenden Knaben.

Da, in der Nacht, die diesem Morgen vorausging, geschah es, wie fremde Wanderer erzählten, daß ein Wagen mit vier weißen Pferden bespannt, unweit des Hügels hielt. Verhüllte Gestalten, unter ihnen eine hohe verschleierte Frau, näherten sich dem zurückgesunkenen Knaben, beugten sich über ihn, dann trat die Frau zurück und die Männer trugen die schlanke Kindergestalt zum Wagen. Man hob die leichte Last hinein, die Verschleierte folgte, und fort brausten die Rosse in die Nacht hinein, in der Richtung nach der Küste hin. Als der Knabe aus seiner Starrsucht erwachte, fühlte er, wie sein Haupt an einem warmen Busen lag, wie weiche Arme ihn umfaßten und eine zarte Hand seine Lippen und Stirn mit stärkenden Tropfen netzte. Wie ein Traum erschien ihm das stolze schöne Antlitz einer Frau, deren Bild er so oft im Gemach seines Vaters gesehn; er sah dies Antlitz später wieder: es waren die Züge der Prinzessin Ursini, der Ju-

gendgeliebten seines hingerichteten Vaters und — der mächtigen Beherrscherin Philipp's von Spanien.

Am nächsten Morgen fand das Volk den Grabhügel des Hingerichteten der Erde gleich gemacht, an der Stelle aber, wo der Pfahl gestanden, erhob sich ein goldenes Kreuz und ein grüner Kranz hing daran. Wer hatte es hingestellt? Wo war der Knabe geblieben? Die Menge glaubte an ein Wunder, an eine Himmelfahrt des verlassenen Knaben, an die persönliche Einmischung der Jungfrau Maria. Und das Kreuz? Es war ja von keinem irdischen Metall, es leuchtete ja so wunderbar hell, und der Kranz war von Engelshänden zusammengefügt; das waren keine irdischen Blätter, das war eine Weihe von Oben für das Grab des Verbrechers. Noch heut zu Tage steht das Kreuz; — und der Kranz? Er ist noch immer grün.

Und wohin brachte die Prinzessin den Sohn ihres einstmaligen Geliebten? Weit, weit fort vom Vaterlande, in die kühlen Hallen eines spanischen Klosters im Königreiche Leon. Dort pflegte man seiner, wie man einer fremden kranken Blume pflegt, und die sanften Hände und Blicke der frommen Brüder berührten die wunde junge Seele so wohlthätig, wie Frühlingslüfte die junge Saat. Der Abt des Klosters war ein hochgelehrter Herr und insbesondere ein trefflicher Musiker. Wie oft saß er noch

spät am Abend, ja halbe Nächte lang an der Orgel der Klosterkirche und ließ die wundervollen und heiligen Melodien eines Palästrina, Durante, Lotti und Anderer voll und herrlich in Orgeltönen ausströmen. Dann klopften wohl die hohen Oelbäume des Klostergartens, vom Nachtwinde bewegt, an die runden Scheiben der Kirchenfenster, wie Jemand, der Einlaß begehrt, und das Mondlicht zitterte auf den steinernen Platten des Bodens, daß sie aussahen, als bewegten und höben sie sich, um den Tönen Einlaß zu verschaffen, zu jenen stillen Schläfern, die da unten ruhten. Auch die Heiligenbilder an den Wänden schienen zu lauschen, wenigstens meinte der fromme Abt, aufschauend von den Tasten, daß die heilige Barbara, die ihm zur Rechten hing, ihr blondes Haupt, so lange er spiele, nach ihm hingewendet halte, während sie doch sonst nach dem Altar hinschaue, und die heilige Cäcilie sogar aufzustehen pflegte von ihrer Orgel um zu lauschen. Dergleichen seltsame Wahrnehmungen ängstigten ihn aber nie, er bekreuzte sich nur andächtig, sprach ein Ave Maria, bevor er die Orgel schloß, und begab sich zu friedlichem Schlummer in seine Zelle.

So saß er denn auch in einer mondhellen Augustnacht an seiner geliebten Orgel und spielte begeisterter als je. Er fühlte sich so wunderbar gehoben und der Erde entrückt, daß er sich kaum gewundert hätte, wenn

die sämmtlichen Heiligen in der Kirche aus ihren Rahmen gestiegen wären, um sich um seine Orgel zu schaaren. Am Tage zuvor hatte man ihm den bleichen Knaben aus Italien gebracht, und der vertraute Diener der Prinzessin Ursini, der ihn dem Abte übergab, hatte eine lange geheimnißvolle Zwiesprache gehalten mit ihm und den Jüngling dem Kloster dringend empfohlen. Der Abt war nachher in die Zelle des Fremdlings getreten und hatte warm und ernst in der Sprache seines fernen Vaterlandes zu ihm geredet. Der Knabe aber hatte ihn starr und theilnahmlos angeblickt, lange, lange — dann war er mit dem Ausdruck wilden Schreckens aufgefahren: „o hört, hört — das ist der Todesschrei der Mutter! Verbergt mich, verbergt mich, daß ich ihn nicht höre!“ Und auf sein Lager stürzend begrub er sein Haupt auf die Kissen. Dann war er eingeschlafen, tief und sanft; und der Abt verblieb an seinem Lager wohl eine Stunde lang und konnte seine Augen nicht losreißen von der melancholischen Schönheit dieses jungen Angesichts. Endlich machte er, seine reine Stirn leise küssend, das Zeichen des Kreuzes über ihm und verließ die Zelle, ein inbrünstiges Gebet im Herzen für die Heilung und Erlösung des Schwerbeladenen.

Er dachte an ihn, als er vor seiner Orgel saß, und seine Gedanken wurden wieder fromme Fürbitten und die

Fürbitten Melodien. — Da plötzlich — nein, es war wohl Täuschung — aber ein kalter Schauer durchrieselte doch den frommen Mann — mischte sich eine Stimme in die Orgeltöne, eine köstlich reine, aber wie aus weiter Ferne kommende Stimme: sie sang die Melodien nach, die er spielte. Diese junge Stimme hatte einen so wunderbaren Reiz, daß der Abt das Grauen überwand und fortfuhr zu spielen, nur um sie noch länger zu hören. Und sie schien näher zu kommen, der Spielende wagte aber nicht sich umzuschaun — erst als er einen sanften Hauch an seinem Nacken hinstreifen fühlte, wandte er todtbleich vor Erregung langsam das Haupt, schlug ein Kreuz und war auf die Erscheinung eines leibhaftigen Engels gefaßt. — Wohl war das Antlitz, in das er jetzt blickte, engelhaft in seinen Formen, allein der Ausdruck des Kopfes erinnerte an jene Erscheinungen auf den Bildern alter Maler, die man gefallene Engel nannte: er war düster und grauenvoll schön in seiner wahnsinnigen Trauer und bittern Verzweiflung. Der Abt erkannte den fremden Knaben. — „Spiele weiter," bat dieser und legte seine schmale Hand auf die Tasten — „o das kühlt — o das betäubt — ich höre den Todesschrei der Mutter viel, ach viel ferner, wenn Ihr spielt! Die Melodien stürzen über ihn hin — o spielt weiter — vielleicht kommt eine, die ihn wegspült, daß ich ihn nimmer, nimmer wieder höre!"

Und der Abt spielte und spielte bis die grauen Augen der Morgendämmerung spähend hereinschauten durch die Kirchenfenster. Der Knabe ergriff seine Hand um sie dankbar zu küssen. Da sagte der fromme Mann gütig: „Die heilige Jungfrau wird dir helfen, sie sendet deiner armen Seele einen Trost-Engel mit Taubenschwingen: die süße heilige Musik. Sie hat einen Trostaccord für jedes, auch für das schwerste Leid. Komm! wir wollen ihn suchen und wir werden ihn finden auch für Deinen Jammer."

Wohl über ein Jahrzehnt war vergangen, da tauchte aus dem stillen Kloster von Astorga ein Musiker und Sänger auf, dessen Ruhm rasch halb Europa durchlief. Er nannte sich einfach: Emanuelo d'Astorga. Dunkle Gerüchte von seiner Schönheit und unüberwindlichen Schwermuth, von seltsamen Anfällen verzweifelten Wahnsinns beschäftigten besonders die Frauenherzen, die ja immer dem Wunderbaren sich zuwenden. Man erschöpfte sich in Vermuthungen über den Grund dieses tiefen Grams, fragte nach seinem früheren Leben, nach seiner Herkunft. Der Name der Prinzessin Ursini mischte sich in die Berichte über ihn, manche nannten ihn den Sohn der ränkesüchtigen stolzen Freundin Philipp's, jeder Tag brachte neue Märchen aus

seinem Leben. Fertig als Sänger wie als Componist erschien der interessante Fremdling zuerst am Hofe von Parma, mit den dringendsten Empfehlungen vom spanischen Hofe versehn. Der Herzog empfing ihn mit der größten Auszeichnung, eine Wohnung im Schlosse selbst wurde ihm angewiesen und der Musikunterricht der jungen Prinzessin ihm anvertraut. Seine düstere Schönheit, sein edler Anstand, seine vornehme Zurückgezogenheit erregten in den hohen Kreisen Aufsehn, seine Kirchencompositionen, die er in der Schloßcapelle aufführen ließ, entzückten den gewählten Kreis der Hörer und begeisterten die Musiker. Hinreißend über alle Beschreibung aber war er als Sänger; der Ton seiner Stimme, die leidenschaftliche Färbung seines Vortrags wirkten mächtig. Wie manches schöne Auge schwamm in Thränen, wenn er sang, wie manches Herz schlug dem Sänger entgegen, wie manches viel verheißende Lächeln reizender Lippen wurde ihm, wie manches bedeutungsvolle Wort des Dankes und des Entzückens.

Alle diese süßen Verlockungen ließen ihn unberührt, kein Licht der Freude trat auf seine Stirn, kein Strahl des Glücks erhellte seine dunklen Augen. Nur einem Augenpaar vermochte er nur wenige Tage zu widerstehn, nur vor einem sonnigen Antlitz fühlte er die tiefe Nacht seines Grams sich morgenröthlich lichten: dies Augenpaar

und dies Antlitz aber gehörte seiner hohen Schülerin, der Prinzessin Beatrice. Sie war es, die ihn dazu vermochte, das Feld der Kirchencomposition zu verlassen; in ihrer Nähe schrieb er jene glühenden Cantaten a voce sola (in der damals gebräuchlichen ziemlich langweiligen Form), die noch heut die Bewunderung der Musiker erregen; in ihrer Nähe schrieb er sogar eine kleine Operette, die der Herzog aufführen ließ.

Wenn Emanuelo d' Astorga jene Cantaten vor der reizendsten aller Frauen sang, im prunkvollen Gemach des kunstsinnigen Fürsten, umgeben von den vornehmsten Cavalieren und anbetungswürdigsten Frauen, wenn die süßen Worte des Petrarca, die Klänge heißer Liebe von seinen Lippen schwebten für sie, für sie allein, da wurde jene alte schöne Zeit wieder lebendig, wo die Hände junger Königinnen den Sängern den verdienten Lohn spendeten. Denn fast immer geschah es, daß die junge Prinzessin den Strauß von ihrer Brust dem Sänger hinreichte mit schmelzendem Dankesblick und Emanuelo empfing mit zitternder Hand die Blüthen, auf denen noch der Thau der köstlichsten Thränen lag. Und Niemand war da, der solche Erregungen tadelte oder bespöttelte, alle Herzen theilten ja die Begeisterung für den ernsten bleichen Sänger. Selbst jene schauerlichen Momente des Wahnsinns, die zuweilen mitten im herrlichsten Gesang den Sänger

die Laute hinwerfen und das Haupt verhüllen ließen, erhöhten das Interesse an der räthselhaften Erscheinung Emanuelo's. Aber er selbst erschien nach kurzer Zeit von dem glanzvollen Leben gequält und beängstigt, er zeigte von Tag zu Tag eine größere Ruhelosigkeit, es trieb ihn fort. In der stillen Klosterzelle von Astorga war Italien der Traum seiner Seele gewesen, er hatte sich gesehnt nach dem Vaterlande, wie der Gefangene nach der Freiheit, er hoffte ja dort allein jenen Trostaccord erklingen zu hören, den ihm sein frommer Lehrer verheißen, auf den er harrete unabläßig von Stunde zu Stunde. Und nun? — Es duldete ihn nicht unter diesem lachenden Himmel, er haßte diese ewig blühende Erde; sie bedeckten ja nur das Grab — das schauerliche Grab der Hingemordeten; die Schreckgespenster der Vergangenheit stiegen immer drohender vor ihm auf, die Blüthendüfte schienen ihm Leichengeruch, und der Stern der Liebe der hier langsam aufstieg über seinem Haupte, ach! er stand so unerreichbar hoch! sein sanftes Licht fiel nur in sein Auge, nicht in sein Herz. Inmitten aller Pracht, inmitten des vollsten üppigsten Lebens stand er unter all' diesen lachenden Gestalten einer Blume gleich, die man in eine brennende Wüste getragen, verschmachtend und sterbend.

Emanuelo d'Astorga saß im Gemach der Prinzessin Beatrice. Die Laute ruhte auf einem rothsammetnen Polster,

das goldverzierte Notenpult stand dabei, die Lehrstunde nahm eben ihren Anfang. In dem anstoßenden Saale sah man durch die halb aufgezogenen Sammetgardinen die Gestalten einiger Hofdamen und Cavaliere. Die Flügelthüren nach dem Garten hin waren geöffnet, es war März und eine späte Nachmittagsstunde. Der volle Frühling Italiens mit all seinem berauschenden Glanz und Duft wehte herein, aber der volle Frühling blühte auch auf den Wangen und Lippen Beatricens. Sie saß im reichverzierten Lehnstuhl im hellblauen Atlaskleide, das wundervolle braune Haar von einem Perlennetz zusammengehalten. Astorga reichte ihr jetzt die Laute hin, ihre weißen Arme umfaßten das Instrument, zaghaft griff sie den ersten Accord. Während des Weiterspiels berührte er zuweilen, leicht zurechtweisend, ihre Finger, dann überflog das lieblichste Roth der Verwirrung das Kinderantlitz. Aber seine Augen hingen heut mit dem Ausdruck leidenschaftlicher Trauer an der süßen Gestalt: — sie fühlte die Schwere dieses Blickes und wagte nicht ihm zu begegnen. Auch der Ton seiner Stimme erschien ihr weicher, wehmüthiger als sonst; allein erst am Ende der Lehrstunde fanden ihre Lippen den Muth zu einer sanften Frage.

„Habe ich so schlecht gespielt", fragte sie mit einem Blick schüchterner Forschung, „daß Ihr so gar ernst seid?"

„„Nein, aber ich habe Euch zum letzten Male gehört!""

„Ihr wollt den Hof, Ihr wollt Parma verlassen?“

Sie war aufgestanden. Wo war der Frühling hingeweht von ihren Wangen? Er antwortete nicht; kühn, aber kurz war der Traum, den er in diesem Augenblick träumte. Unverwandt schaute er sie an, glühend und immer glühender; wie theuer war ihm dies junge reizende Geschöpf, das so hülflos vor ihm stand, ringend mit dem ersten tiefsten Schmerz des Lebens. Dann aber riß er sich gewaltsam empor aus dieser süßen Erstarrung und flüsterte: „ja ich will gehn, ich muß gehn; Italien will mich tödten und Ihr, — Ihr laßt mich nicht sterben!“

„Italien will Euch tödten?“ wiederholte sie bleich und bebend.

„Ja, und Ihr allein sollt erfahren, warum. Vor Euren himmlischen Augen mag der Schleier fallen, der das Dasein des armen Sängers umhüllt. — Darf ich Euch mein Elend offenbaren?“

Sie wies mit der Hand nach den Stufen, die in den Garten hinab führten und ging langsam voran, er folgte. Sie gingen weiter in das blühende jauchzende Frühlingsleben hinein; beide achteten nicht darauf, in beider Herzen war es winterlich worden. Neben der schönsten Frau Italiens herwandelnd, allein mit ihr, rollte Emanuelo d'Astorga das Schauergemälde seiner Jugend vor der arglosen Seele Beatricens auf, redete von den

namenlosen Martern dieser Erinnerungen, von seinem vergifteten Leben, von dem Todesschrei der Mutter, der ihn immer, immer verfolgte, den nichts, nichts zu übertäuben vermöchte, und von der heißen Sehnsucht, die ihn nach dem fernen Deutschland zöge, dem Vaterlande der todten Mutter. Er sagte ihr, daß Prag die Heimath der Geliebten, das Ziel seiner Wanderschaft sein solle, und daß er nichts begehre, als zu sterben unter dem Schatten jener Bäume, die einst über dem jungen Haupte der Mutter gerauscht. Lange, lange redete er. Immer tiefer verloren sie sich in die Gänge des köstlichen Parks, immer größere Mühe hatten die Hofdamen zu folgen, bis ihnen endlich die Prinzessin bleich und ruhig allein entgegentrat; Emanuelo d'Astorga kehrte auf einem andern Wege in das Schloß zurück.

Sie hatten Abschied von einander genommen; die grünen Gebüsche, die hohen Bäume plauderten nicht, — Lehrer und Schülerin sahen sich nicht wieder. Die Prinzessin erkrankte und verließ drei Tage lang ihre Gemächer nicht, und am Morgen des vierten Tages schied Emanuel, der Vielgefeierte, vom Hofe und von Parma. Aber ein köstliches Angedenken von der Hand der Geliebten trug der glückliche musikalische Tasso auf seinem Herzen, ihr süßes Miniaturbildniß. Auf der Rückseite des Bildes hatte eine Frauenhand die Worte geschrieben:

„Amare e soffrire,
Tacere e morire."

Thränenspuren hatten das letzte Wort fast verlöscht. Das war der Abschiedsgruß Beatricens.

Emanuel d' Astorga zog nach Deutschland: Böhmen sollte das endliche Ziel seiner Wanderungen sein. Es war aber eine aristokratische Sängerfahrt, denn der Wandernde hielt nur Rast in Schlössern und an Höfen, und so gelangte er erst spät nach Wien. Hier in der prächtigen Kaiserstadt empfing ihn der musikliebende Kaiser mit großer Freude, und ließ ihn nicht wieder von sich. In Wien, wie in Parma, wurde der fremde Musiker der Held des Tages, hier wie überall entzückte er die Frauen, imponirte er den Männern, bezauberte er die Musiker. Er lebte fast noch abgeschiedener als in Parma, zog sich von allen rauschenden Festen zurück, aber der Schein der Lampe in seinem stillen Gemach, der oft in den Morgen hinein schimmerte, der todestraurige Ausdruck seiner Augen, der seltsam ergreifende Ton seiner köstlichen Stimme zeigten, daß er auch hier noch immer vergeblich nach jener Zaubermelodie suche, die den steinernen Jammer seiner Jugend löse und das Gespenst jenes Todesschrei's auf immer banne. — In Wien vollendete Astorga sein „Stabat

mater,“ jenes wundervolle Schmerzensbild, zu welchem er die Farben der eigenen gemarterten Seele entnommen. Die Stelle von dem Todesschwerte im Herzen der göttlichen Mutter,

„pertransivit gladius“

ergreift den Hörer mit furchtbarer Gewalt. Ach! der Sohn gedachte ja jenes Schwertes, das die Brust der eignen heißgeliebten Mutter durchbohrte, da mußten auch die Töne Schwerter werden. Und wie tief, wie unendlich bei solchem Erinnern der Jammer seiner Seele war, beweist, daß sie selbst bei jenen süßen Trostworten, die von der Seligkeit des Paradieses reden:

„Fac ut animae donetur
Paradisi gloria,“

sich nicht zu freudiger Hoffnung zu erheben vermochte. Emanuel d'Astorga setzte diese Worte in Moll.

Nach dem Tode des Kaisers verließ Astorga das fröhliche Wien und zog endlich, vielfach einkehrend in gastlichen Edelsitzen, nach Prag. Es war an einem Herbstabende, als er dort ankam. In bunte Schleier gewickelt lag das alte herrliche Prag, diese Königin der Städte, vor ihm. Hundertfaches Geläut von heller und dunkler Tonfärbung schallte ihm entgegen, die Kreuze auf den Thürmen der zahllosen Kirchen, die hohen Heiligengestalten auf der Nepomukbrücke, die Zimmer des Hradschin schimmerten im

Glanze der untergehenden Sonne. Lichter blitzten auf den Wellen der Moldau, Gesang der Schiffer drang aus kleinen buntbewimpelten Schiffen zu dem Einsamen herauf, wirre Töne eines reichen Lebens schlugen an sein Ohr, als er jetzt planlos durch die Straßen streifte. Wie ein schwerer banger Traum lastete sein eignes Leben auf ihm. Wankend und ungleich wurde sein Schritt, eine tiefe Müdigkeit kam über seine Seele wie über seinen Körper, und staunend schauten die Menschen, die ihm begegneten, der hohen seltsamen Erscheinung nach. — Er ging vorwärts ohne Plan und Ziel. Die Straßen, durch die er schritt, wurden enger und finsterer, einsamer und stiller, hier und da erhellte sich ein schmales Fenster, er schien es nicht zu bemerken. Durch Labyrinthe schmaler Gassen und düsterer Plätze weiter schleichend, hielt er endlich vor einem schmalen niedern Hause still. Ein schwacher Lichtschein fiel aus dem Fenster neben der Thür auf eine Bank von Stein. Emanuel setzte sich ermattet nieder und lehnte den Kopf an die Mauer, die Augen zum Himmel gewandt, der voll Sternenglanz und Frieden war. Da plötzlich schlug der Ton einer alten zitternden Frauenstimme an sein Ohr, gebrochene Laute: drinnen im Stübchen sang Jemand. Der Ermattete richtete das Haupt empor und lauschte. Die Melodie trat jetzt deutlich hervor — es war ein altes böhmisches Volkslied. — Heilige Mutter

Gottes, was war mit diesem Liede?! Der Mann auf der Steinbank griff nach seinem Herzen, ein Schleier zerriß vor seinen Augen, laut aufschreiend stürzte er zu Boden. Wer sang ihm denn endlich dies Lied, gerade dies süße wunderlich traurige Wiegenlied, das ihm seine Mutter zu tausend Malen gesungen? Von keiner Lippe hatte er es je gehört, als von den ihren — und — — o Gott, wie auf einmal alle die Kindheitserinnerungen wieder aufstanden, auch die treue Minka, die Amme der Mutter, die ihr nach Italien gefolgt, die ihn auf dem Schooße und in den Armen groß gezogen, und erst wenige Jahre vor jener gräßlichen Katastrophe heimwehkrank nach Böhmen zu ihrer Tochter zurückgekehrt war. Minka — konnte sie denn noch leben? — Wenn sie es wäre! — Der Gesang dauerte fort! — Ewige Barmherzigkeit! Er fühlte jetzt wie der Todesschrei der sterbenden Mutter in dieser Melodie erstarb, wie unter den zitternden Tönen dieser gebrochnen Stimme die lebende lächelnde Mutter wieder auferstand. Der rosige Garten seiner Kindheit, der unter der heißen Lava seines Schmerzes verschüttet lag, diese Klänge hoben die Decke von ihm ab. Er sah sich wieder in den Armen der sanften zärtlichen Mutter, er sah ihre blonden Locken, ihr reizendes Lächeln, er hörte den süßen Klang ihrer Stimme, und mit unendlicher Gewalt brachen die glühenden Thränen aus seinen brennenden Au-

gen. Emanuel d'Astorga, der Mann, schluchzte wie ein Kind. Und lange, lange war schon die zitternde Stimme der alten Sängerin verstummt, ehe der Erlöste sich aufriß aus der nie empfundenen himmlischen Wollust der Thränen, und an die Thür des Hauses klopfte, um seinen Dank hineinzutragen und tausend Fragen. Ein kaum 16jähriges, blühend schönes Mädchen öffnete ihm. Sie hielt die Lampe in die Höhe und leuchtete erstaunt dem fremden hohen Manne in das verweinte Angesicht. „Wo ist sie, die gesungen?" fragte Astorga mild. Aber ehe noch das Mädchen antworten konnte, schrillte ein Schrei aus dem Winkel der Stube her, und aus dem Dunkel rang sich die gebeugte Gestalt einer alten Frau. Die Füße schienen sie kaum zu tragen, und die vorgestreckten Arme und tappenden Hände zeigten, daß sie blind sei.

„Großmutter, was wollt Ihr?" fragte das Mädchen angstvoll.

„„Bringe mich zu ihm, der da eben sprach,"" befahl sie mit fieberischer Hast, „„ich sage Dir die heilige Jungfrau läßt noch Wunder geschehn! Das Kind meines Herzenskindes ist da! Ihr Kind, sage ich Dir. Er ist hergekommen, um Minka, die ihn auf ihren Armen getragen, von ihr zu grüßen, die ich an meiner Brust genährt. Emanuel war es, der da redete!""

Und Emanuel erkannte trotz der Verheerungen der

Zeit, des Alters und der Armuth Minka. Er stürzte auf sie zu, hob sie in seinen Armen auf: „Da bin ich für immer und ewig!“ sagte er — und nun schloß sich die Thür des kleinen Hauses hinter ihm und seit jenem Abend verschwand jede Spur von dem berühmten und gefeierten Sänger. Die Nachbarn wollten in jener Nacht eine auffallende Regsamkeit bemerkt haben in dem sonst so stillen Häuschen; in den nächsten Tagen sah man die beiden Frauen, die es bewohnt, nicht auf der Bank vor der Thür, auch an den folgenden nicht, die Thür war verschlossen. Da brach man sie endlich auf und fand das Stübchen und all die kleinen Räume leer, und da nach geraumer Frist Niemand wieder erschien, um es in Besitz zu nehmen, auch kein Aufruf in den Zeitungen irgend eine Folge hatte, so verkaufte es der Viertelsmeister. Auf dem Boden des Stübchens hatte man allerlei seltsam beschriebenes Papier gefunden, das endlich einige Musikkundige für Notenpapier erklärten, und auf einem solchen Blatte hatte der Name: Emanuelo d' Astorga gestanden. Also hier war er eingekehrt! Aber wohin er sich dann gewandt, wußte Niemand und erfuhr Niemand.

Astorga erschien nicht wieder in der Welt. Ob der Rest seines Lebens sich abspann neben einer Blinden in der Vergangenheit lebenden Greisin, in der Nähe einer frischen Mädchenblume, die vielleicht für ihn fortan blühte,

wer vermag es zu sagen? Die Behauptung, daß er sein schweres Herz von Neuem in die Stille einer Klosterzelle getragen, möchte der Umstand widerlegen, daß in keiner Klosterbibliothek Spuren seines Schaffens aufgefunden worden sind. Wer weiß, ob nicht die Hauptsätze jenes herrlichen Requiem, dessen Trümmer man mühsam zusammenträgt, in den Händen des reizenden Kindes zurückblieben, das fortan seine Einsamkeit theilte. Vielleicht gaben sie ihm aber auch jene kostbaren Blätter mit in den Sarg, wie man wohl dem todten Kinde sein liebstes Spielzeug mit ins Grab giebt. Niemand kennt das Grab Emanuel d'Astorga's, kein frischer Lorbeer schmückt den Hügel, unter dem sein müder Leib schläft, aber Blumen, reizende Blumen, blühen gewiß da, denn das Plätzchen, wo ein ächter und rechter Sänger ruht, schmücken und pflegen Engelhände, wenn die Menschen es verabsäumen oder vergessen.



Der letzte Gambenspieler.

„Ich möcht als Spielmann reisen,
Weit in die Welt hinaus."
Eichendorf.

So wie jedwede Blume, sei sie auch noch so gering und unscheinbar, doch ihren Freund findet unter den verschiedenen Menschenkindern, der just sie mehr liebt als irgend eine andere, der sich allezeit freut, wenn er ihr begegnet, oder sie in Töpfen vor seinem schmalen Fenster zieht, also hat auch bis zu dieser Stunde jedes Instrument, sei es auch noch so seltsam gestaltet, noch so wunderlich in seinem Ton, seinen feurigen Liebhaber gefunden, der es nicht allein am Herzen, sondern auch im Herzen ge-

tragen bis zum letzten Athemzuge. Freilich ist die Schaar derer, welche Rosen und Lilien lieben, und derer, die Harfe und Orgel spielen, weit größer als die, welche die Reseda und Nachtviolen, die Clarinetten und Gamben zu ihren Lieblingen erkoren. Die Viola de Gamba, diese Nachtviole unter den Instrumenten, ist gestorben; heut zu Tage ersetzt sie das Violoncello. Weich, nervenerschütternd und klagend war der Ton der Gambe, das Instrument hatte sieben Saiten, und wurde an das Knie gelehnt, wenn man es spielte. Der letzte, aber wohl auch der glühendste Liebhaber der Gambe war Carl Friedrich Abel, geboren zu Cöthen im Jahre 1725.

Seit der wunderliche Carl Friedrich Abel, der in Leipzig die berühmte Thomasschule besuchte, auch insbesondere den Unterricht des Cantors Sebastian Bach in der Musik und in der Kunst der Composition genossen, in die Hofcapelle zu Dresden eingetreten war, fuhr urplötzlich ein anderer Geist in die bis dahin so steife Musikantenschaar. Wie ein fremder Vogel erschien er unter ihnen, und die zwitschernden Sperlinge und ernsthaften Raben staunten ihn an und mühten sich, seinem seltsamen Sange lauschend, allmählich ihm nachzusingen. Früher wäre es nun und nimmermehr Einem von ihnen einge-

fallen in den Proben, die dazumal der berühmte Hofcapellmeister Hasse in eigener Person abzuhalten pflegte, zu flüstern oder zu lächeln. Es ging dabei äußerst feierlich her. Unbeweglich pflegte man dazusitzen in den weißgepuderten tadellosen Perrücken, und die verschiedenen großen und kleinen Augen starrten, wenn sie sich vom Notenblatt erhoben, unverrückt auf einen Punkt: auf das weiße Stäblein nämlich in der Hand des Maëstro. Man fürchtete das Stirnrunzeln des Gestrengen, wie man eine Gewitterwolke fürchtet, und ein Scheltwort von seinen Lippen glich in seiner Wirkung einem niederfahrenden Blitze. Kaum drei Tage saß jedoch der neue Gambenspieler unter ihnen, als jeder Einzelne einen gewaltigen Hang in sich verspürte, dem Donner und Blitze zu trotzen. Gar bald begann der Dirigent sich weidlich zu verwundern ob der größeren Beweglichkeit seiner Untergebenen. Die steifen Mienen wurden zusehends freier, hier und da ließ sich ein Augenpaar auf falschen Wegen ertappen, ein Stirnrunzeln fand nur oberflächliche Beachtung, in den Pausen hörte man kaum unterdrücktes Flüstern und Lachen und mitten im Spiel konnte man sogar einige Köpfe sich kecklich drehen und wenden sehen. An den kleinen Gambenspieler als den alleinigen Urheber dieser Veränderung dachte der Hofcapellmeister nimmer, er witterte vielmehr eine geheime Verschwörung, angezettelt ge-

gen sein Leben von allerlei bösen Feinden, die ihm seinen Ruhm mißgönnten, wie er deren eben sehr viele zu haben glaubte.

Wer hätte auch Verdacht schöpfen mögen gegen dies neue Mitglied der Hofcapelle! Saß der Carl Friedrich Abel aus Cöthen, den der Cantor Bach dem Hofcapellmeister Hasse so besonders dringlich empfohlen, nicht immer über die Maßen ehrbar da, wenn man ihn just ansah? Trug er nicht das unscheinbarste Röcklein von Allen, und saß ihm nicht die schlechtgepuderte Perrücke so schief, daß man ihm wohl anmerken mußte, wie er an nichts denke, als nur an seine Kunst? Freilich — hätte der Hofcapellmeister nur einen kleinen Theil jener tollen Rede gehört, die der kleine Gambenspieler gleich nach der ersten Probe den übrigen Mitgliedern der Capelle gehalten, hätte er gewußt wie Abel seinen letzten Thaler geopfert, um Jeden von ihnen mit einem Glase sauern Weins zu bewirthen, er hätte fortan ihm nimmermehr getraut, und wenn er das frömmste aller Gesichter geschnitten.

Am Schlusse jenes kleinen Gelages hatte Carl Friedrich Abel freilich seine Gambe an die Knie gelehnt und ihnen eine Fantasia vorgespielt, daß sie alle ihm in heller Begeisterung um den Hals gefallen. Sein Ton ging an's Herz, und wenn auch eine fingerdicke Rinde darum

gewachsen gewesen wäre. Ueber diesem wunderbaren Ton vergaß man sogar das Staunen ob der gewaltigen Fertigkeit des Spielers. Man lauschte nur athemlos und Jedem kamen dabei die Gedanken an das, was er am Meisten geliebt in seinem Leben, darum fühlte sich auch Jeder so tief berührt, so seltsam gefesselt von Abel's Spiel. Freilich mußte er dann in sanftem Flusse bleiben und sich nicht vom Teufel die Gambe aus der Hand nehmen lassen, wie das auch wohl zu geschehen pflegte, wo er sich dann in so tollen halsbrechenden Weisen erging, daß den Hörern die Haare auf dem Haupte sich sträubten. So wechselnd wie sein Spiel war aber auch sein ganzes Wesen; der kaum 23jährige Gesell glich genau einem Apriltage, wo unaufhörlich Regen und Sonnenschein, Kälte und Wärme wechseln. Dies war es aber zunächst gewesen, was seine Mitmusikanten in den Proben so erregt. Das Gesicht des Gambenspielers war in steter Bewegung und wußte sich mit Blitzesschnelle, je nachdem es ihm gut dünkte, zu verändern. Spott- und Scherzreden flossen dabei unabläßig von seinen schmalen Lippen und sein nächster Nachbar kam gewiß selten zur Besinnung vor eitel Lachen. Und doch verfehlte Abel trotz all' dieser Allotria keine Note, er war sogar der zuverläßigste Spieler unter Allen: das hatte der Maëstro Hasse selber gesagt.

Außer den Proben und Musikaufführungen sah man ihn viel in den Schenken; er liebte leider nächst seiner herrlichen Kunst den Wein gar sehr, und nach diesem auch hübsche Frauen. Man hätte nun meinen sollen, daß er bei den Weibern kein sonderliches Glück gehabt, denn er war doch weder anmuthig von Gesicht noch stattlich von Wuchs, aber es mußte wohl etwas aus seinen wunderschönen dunkeln Augen schauen, was ihnen gefiel; genug, Keine sah ihn unfreundlich an. Wenn er gar auf seiner Gambe vor ihnen spielte, da wären sie sicher, hätte er es verlangt, hinter ihm drein gezogen wie die Mägdlein weiland hinter jenem Rattenfänger von Hameln. Zu solchem Nachlaufen kam es nun glücklicher Weise nicht; Carl Friedrich Abel begnügte sich, daß sie ihm in den Weg liefen und ließ es bei solcher Gelegenheit an Küssen und feurigen Liebesworten niemals fehlen. Sein Herz ging dabei aber nicht verloren, denn das hing doch im Grunde einzig und allein an seiner Gambe, und er gab das auch mehr denn einmal kund, indem er oft genug von den hübschesten Mädchen sich losriß, den vollgeschenkten Becher unberührt von sich schob und plötzlich in seiner Klause verschwand. Dort schloß er sich ein, um wieder einmal ein Paar Tage und Nächte zu componiren und zu spielen. In solcher Zeit genügten ihm Wasser, Brot und Früchte, der heilige Antonius selber hätte nicht

enthaltsamer sein können. Kam er aber dann wieder heraus, so ging es freilich auch doppelt toll her. Und dazumal war ja das ganze Treiben und Leben in dem prunkliebenden Dresden ein so wildes üppiges, daß es wohl weniger Monde bedurfte, um eine junge Seele verloren gehen zu sehen. Aber die Seele Abels ging nicht unter, ein Engel stand immer neben ihm und warnte mit so unendlich süßer Stimme; selbiger trug nur ein hölzernes braunes Röcklein: seine Gambe war's nämlich, die ihn nicht sinken ließ. Und später kam noch eine helfende Hand dazu, die ihn emporhielt, daß ihm die Wogen nichts anhaben konnten — die Liebe half.

Eines Abends im Juli saß der Gambenspieler mit einigen seiner Gefährten wiederum in seiner Lieblingsschenke hart an der Elbe. Der Wirth hatte den lustigen Zechern die Tische und Bänke in's grüne Gras getragen, und da saßen sie denn Alle, während das Wasser fast ihre Füße bespülte und der volle Mond eben in all seiner Herrlichkeit über ihnen aufging. Allerlei tolle Lieder hatten sie schon gesungen, mancher Becher war schon geleert, da sagte Abel plötzlich: „ich will die Nixen rufen, sie mögen unsere leeren Säckel füllen mit ihren Schätzen! Kommt, legt die Säckel an's Ufer, seht, ich thu's Euch vor!" Aber Keiner folgte, denn das Wasser rauschte in demselben Augenblick stärker, als wäre es unwillig, daß

man Spott treibe mit ihm. Dicht an's Ufer trug er seinen hölzernen Sitz und lehnte die Gambe an sein Knie. Er spielte, und Alles rings umher schien zu lauschen, so stille wurde es. Zuerst waren es kecke wilde Weisen, die hinausflatterten wie scheue Vögel, nach und nach aber ließ er seine Gambe singen wie eine gefangene Nachtigall. Herrlicher, unwiderstehlicher hatte er niemals gespielt; wie singende hinsterbende Schwäne zogen die Töne über das Wasser. Da wurde ein leises Plätschern hörbar — es kam näher und näher. Waren es die Nixen mit ihren feuchten Locken und grünen Kränzen? lockte sie der süße Ruf hervor aus ihren funkelnden Schlössern? brachten sie Perlen mit und schimmerndes Geschmeide? Nein, die Nixen kamen nicht, aber eine kleine reich geschmückte Gondel hielt dem Ufer gegenüber, Lichtschein von Wachsfackeln fiel auf die Wellen und auch auf die Menschengestalten, die in der Gondel saßen. Es waren reich geschmückte Frauen und Cavaliere in goldgestickten Kleidern, strahlend in Jugend, in Heiterkeit, Alle aber überragte an Schönheit und Pracht eine hohe Frau, die jetzt wie zum Gruße die weiße Hand bewegte. War sie eine Königin? Ihr Wuchs war der einer geborenen Herrscherin und so auch ihre Haltung. Dazu ein prächtig stolz emporgerichtetes Haupt, ein flammendes Augenpaar, köstlich volle, etwas hochmüthig aufgeworfene Lippen. Bei ihrem An=

blick ließ der Gambenspieler plötzlich den Bogen sinken. „Faustina Hasse!“ rief er und stand auf. „Faustina Hasse!“ wiederholten die Andern fast mit dem Ausdruck des Schreckens und drängten sich herbei. Sie kannten sie ja Alle, die hochgefeierte Sängerin, den Liebling des Hofes, „la Divina“ genannt. War sie doch unter den begleitenden Klängen ihrer Instrumente oft genug über die Bühne geschritten in den Opern ihres Gatten, des churfürstlichen Hofcapellmeisters und Hofcomponisten. Aber wie unnahbar, wie schwindelhoch stand sie da über jenen armen Musikanten, die höchstens von einem Zornesblick ihrer Feueraugen getroffen oder mit einem heftigen Stampfen des kleinen Fußes beglückt wurden, wenn sie ein Tempo verfehlten, oder zu früh oder zu spät einfielen, wenn sie just eine endlose Fermata aushielt oder einen hellen Triller oder Laufer hinausschmetterte. Und nun stand sie lächelnd und grüßend ihnen gegenüber in ihrer vollen Herrlichkeit, und sie durften sie ungestraft anschauen. Mit heller gebietender Stimme fragte sie jetzt: „Wer von Euch hat die Gambe gespielt?“

Carl Friedrich Abel richtete sich hoch auf, seine Augen hingen an ihrem Angesichte, als könnten sie es nimmer lassen, seine Lippen bewegten sich, aber der Ton, das Wort blieb ihm in der Kehle stecken. Faustina Hasse sah ihn lange an und sagte dann viel milder: „Ihr wart es sicher! — Aber wie nennt Ihr Euch?“

Was war nur so plötzlich über den sonst so kecken Gesellen gekommen, daß ihn aller Muth verlassen? Waren es die verwirrenden Augen dieser Frau, die ihn so wunderbar verwandelten? Alle Farbe wich von seinen Wangen, und todtenbleich stotterte er endlich: „Ich bin der Carl Friedrich!" Auf seinen Zunamen konnte er sich durchaus nicht besinnen. Da lachte Faustina Hasse — o wie köstlich lachte sie! Die Andern lachten mit, aber ihre Stimme war es, die aus allen Stimmen herausklang wie der Ton einer silbernen Glocke. „Also Ihr seid der Carl Friedrich?" wiederholte sie. „Nun, so kommt morgen in der dritten Stunde des Nachmittags zu Faustina Hasse und sagt ihr Euren vollen Namen. Besinnt Euch in der Zeit. Die Gambe müßt Ihr aber mitbringen!"

Dann nickte sie, löste langsam einen Strauß von ihrer Brust und warf ihn hinüber; er blieb an den Saiten der Gambe hängen.

Carl Friedrich Abel theilte von dieser Zeit seine junge Seele zwischen seiner Gambe und der bezaubernden Sirene Faustina Hasse. Die Sage von der Macht der Töne über die Menschenherzen ist alt, aber nicht immer schwimmen die grausamen singenden Zauberinnen im Meere, oder sitzen auf einsamen Felsen wie jene Sirene des Rheins, die blonde Loreley, deren Gesang über stürmende Wogen dahinzog. In verlockenden Gestalten, in

prunkenden Gewändern wandeln sie in kerzenschimmernden Sälen an uns vorüber, lächelnd ihre goldnen Netze auswerfend, aus denen nur selten ein Entrinnen möglich.

Faustinas Gesang hatte die Seele des Gambenspielers gefangen genommen, ehe er selbst es ahnete. Ein unsäglicher Reiz lag in dieser vollen, üppigen, leidenschaftlichen Stimme der „Divina". Freiwillig, ohne Kampf ergab er sich ihr. Die Töne von ihren Lippen schlangen sich wie funkelnde Diamantketten um sein Herz und dabei lagen auch seine Sinne der stolz-schönen Frau mit den gebietenden Augen zu Füßen. Daß er fortan frei aus- und eingehen durfte im Hause der berühmten Sängerin war ihm Anfangs wie ein süßer Traum. Faustina liebte es, sich von ihm seine wunderbaren Phantasien vorspielen zu lassen. Die Allgefeierte, deren Schwelle ein Heer von Anbetern und Schmeichlern umlagerte, hatte nur allzuoft ihre grillenhaften Stunden, in denen sie ihre glänzenden Räume vor Jedermann, selbst vor ihrem Gemahl verschloß und sich ihren seltsamen Träumen überließ. In schmuckloser Kleidung auf ihrem Ruhebett liegend, lauschte sie dann dem Spiele ihres jungen Günstlings, der sich durch einen Seufzer, ein halbes Lächeln, ein gütiges Wort überreich belohnt wähnte in jener ersten Zeit seiner stummen Anbetung. Das währte freilich nicht allzulange. Die glühendste Leidenschaft, genährt durch solch zwangloses Zu-

sammensein mit der strahlendsten Muse des Gesanges, um deren Blicke selbst die Höchsten des Landes buhlten, erwuchs in dem jungen Herzen und schlug ihre feurig rothen Blätter auseinander. Bald vermochte diese Leidenschaft nicht mehr Worten und Blicken Zügel anzulegen. Abel ließ oft mitten im Spiele den Bogen sinken und versank selbst in trunkenem Anschauen der Geliebten, Alles um sich her vergessend.

Eine Weile schien **la Divina** dies Wogen und Treiben in der Brust ihres Schützlings nicht zu gewahren, sie blieb so stolz und unbewegt; als er aber eines Abends sein zerquältes Herz vor ihre Füße warf und Worte der heißesten Liebe zu ihr redete, da schaute sie auf ihn hin wie Eine, die aus einem langen Schlummer erwacht, stand dann schweigend auf und verließ ihn. Seit jener Stunde sah sie ihn nie wieder allein. Sie blieb gütig gegen ihn, aber ihr Blick war der einer Königin einem Diener gegenüber. Er ertrug das nicht lange. An das Sonnenlicht ihrer ausschließlichen Gunst gewöhnt, wurde ihm das Athmen im Schatten nun unerträglich. Seine Kräfte erlahmten an den verschiedenen Versuchen sein verlorenes Paradies wieder zu gewinnen. Er wurde seltsam gereizt, heftig, widerspenstig, vertrug sich mit seinen Gefährten nicht mehr, beleidigte den Hofcapellmeister bei jeder Gelegenheit und eines Tages ging er plötzlich auf und davon. Krank und traurig, mit drei

Thalern in der Tasche, seine Gambe auf dem Rücken und sechs eigen componirte Sinfonien unter dem Arm, so wanderte er in die Welt hinaus wie ein Spielmann, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, geraden Weges nach Leipzig zurück, für welches er allezeit eine große Vorliebe bewahrt hatte.

Man schrieb damals die Jahreszahl 1759 und der Lenz war außergewöhnlich schön. Die alte Lindenstadt, die allezeit eine treue Mutter war für ihre Kinder, empfing auch diesen heimgekehrten Sohn mit sanften Armen und es wurde ihm wohl in dieser Umarmung. Die grauen Häuser schauten ihn so bekannt an und in der schlichten Herberge bei der freundlichen Frau Wirthin that er wieder einmal einen freien frohen Athemzug. Als er sich leiblich gestärkt und seine Gambe in Sicherheit gebracht, trieb es ihn aber doch hinaus. Er wanderte zuerst zur Thomasschule, allwo sonst Vater Bach geweilt, und schaute recht ehrfurchtsvoll und wehmüthig hinauf zu den Fenstern der Cantorwohnung. War doch der herrliche Meister schon am 21. Mai des Jahres 1750 dahin gegangen, von wannen Keiner wiederkehrt. Nach langem trüben Sinnen schlenderte er weiter und suchte den Musiker Johann Adam Hiller auf, den er in Dresden bei Homilius kennen gelernt, und der nun als Begleiter des Grafen Brühl die Lindenstadt wiederum aufgesucht. Er fand ihn endlich in einem ganz beschei-

denen Stübchen, arbeitend und lernend, und kaum reicher als er selber. Recht herzlich war aber seine Begrüßung. Der Gambenspieler zeigte ihm sogleich seine sechs Sinfonien, und sie gingen am nächsten Morgen schon mitsammen, einen Verleger dafür zu suchen. Wirklich fanden sie auch einen, der den ganzen Schatz dem Componisten für sechs blanke Ducaten abnahm. Abel wähnte sich nun im Besitz einer unerschöpflichen Summe, theilte allsogleich seinen Reichthum mit Hiller, und sie lebten recht lustig und ohne Sorgen ein Paar Wochen lang in den Tag hinein. Hiller führte den Freund von Straße zu Straße und zeigte ihm, was da Merkwürdiges entstanden, seitdem er in Dresden geweilt, und grüßte auch hier und da erröthend ein bildsauberes Jungfräulein. Abel hatte aber kein Auge für all die süßen Gesichter, die da hinter dem Lavendel und Thymian an den Fenstern lauschten, noch für die schönen züchtigen Gestalten, die zuweilen an ihnen vorüberstreiften. In seiner Seele stand nur das Bild eines einzigen Weibes; er hatte eine Königin geliebt, — sie stieß ihn von sich, aber dennoch vermochte er nun nimmermehr sich mit einer Dienerin zu begnügen, wäre sie auch schön gewesen wie ein Engel. Mit reger Neugier und Staunen schaute er sich jedoch in der merkwürdigen neuerrichteten Bücherhandlung des Herrn Breitkopf um, und es that ihm fast leid, daß er seine

sechs Sinfonien nicht so lange hatte in den Händen behalten können, bis selbiger Herr Breitkopf einen Musikalienverlag errichtet, was dieser thätige und umsichtige Mann dazumal schon einzuleiten willens war. So gab es Allerlei zu sehen; es ließ sich überhaupt gar anmuthig in dem alten Leipzig leben. Für Geld standen Jedermann die Wirthshausthüren weit offen, und in die Wein- und Bierstuben trieb es eben den Carl Friedrich Abel nur leider allzuoft. Der ernste Hiller weigerte sich zuweilen standhaft ihn zu begleiten, aber Abel verstand es, wenn er wollte, sich den Willen der Menschen zu eigen zu machen; ein einziges Adagio auf der Gambe und der melancholische Componist des „lustigen Schusters" ließ sich verführen. Kamen sie dann beide in später Nacht nach Hause (Abel theilte seit einigen Wochen schon das Dachkämmerlein Hillers), so warf sich dieser erschöpft auf das harte Bette, Abel aber setzte sich auf das Fensterbrett, nahm seine Gambe in den Arm und spielte, bis der helle Morgen heranschlich und zuhören wollte. Die weichen schwellenden Töne wiegten dann den armen Hiller in den Schlaf und brachten ihm die herrlichsten Träume von einer Cantorstelle in Leipzig und riefen seine erste süße Liebe wach: das früh verstorbene Stadtflötistentöchterlein aus dem Stadtpfeifergäßchen. — Und der Spieler selbst?

Wer konnte ahnen, was in solchen geweihten Stun-

den in der Seele dieses bevorzugten Erdenkindes auf und ab wogte! — Die Gambe Abels klang oft so tiefklagend, stürmte dann wieder so wild, sang so unsagbar traurig, daß man hätte meinen sollen das Herz des Spielers sei unheilbarem Kummer verfallen, bis dann ein greller Uebergang, ein seltsamer Sprung, eine kecke lustige Melodie Zeugniß gab, daß noch Lebensfreude da war und daß es eben in der weiten Schöpfung nichts Trotzigeres und Verzagteres giebt — als ein Musikantenherz.

Als der letzte Groschen verzehrt war, aber nicht eher, wanderte Abel mit seiner Gambe wieder weiter, zog planlos herum, spielte in großen und kleinen Städten, ja sogar an verschiedenen Höfen, fand überall die lebhafteste Bewunderung, und seine leeren Taschen füllten sich wieder. Das gab ihm denn Muth genug, mit seiner hölzernen Geliebten über die See zu gehen und sich nach London zu wenden.

Das Glück, das, wie das Sprichwort sagt, allezeit dem Kühnen hold, verließ ihn auch hier nicht und stand treu an seiner Seite. Der Herzog von York, von einem lustigen Gelage heimkehrend, hörte ihn in einer Taverne spielen, schickte seinen Begleiter hinein, ließ nach dem Spieler fragen, beschied ihn für den nächsten Tag zu sich, und von seinem zauberhaften Spiel hingerissen, bewirkte er Abels Anstellung als Kammermusikus mit 1400 Tha-

lern Gehalt. Der Musiker hatte dafür nichts weiter zu thun, als in den Hofconcerten die Gambe, zuweilen auch den Baß, und wenn der Hofcapellmeister zufällig verhindert war, das Clavier zu spielen. Sein Strich bezauberte Alle. Bei der höchsten Fertigkeit auf seinem Instrumente verstand er, wie Zeitgenossen über ihn mitgetheilt haben, zugleich die seltene Kunst durch freie Phantasien, durch die gelehrtesten, kühnsten und überraschendsten Modulationen seine Zuhörer in Staunen zu setzen, zugleich aber auch durch die unnachahmliche Weichheit und Süßigkeit seines Tones ihre Herzen zu rühren. Sehr bald bestürmte man ihn Unterricht zu ertheilen, und er ließ sich auch dazu bereden, da man ihm ungeheure Preise für seine Stunden bot. Für einige neue Sinfonien, die er auf seinen Wanderungen hingeworfen, zahlte ihm ein Musikverleger in London 700 Thaler.

Nun ging ein tolles Leben an. Abel stürzte sich in die Welt und in den Taumel ihrer wildesten Genüsse. Tage und Nächte flogen dahin unter allerlei Gelagen und in Gesellschaft der ausgelassensten Gesellen, unter denen der deutsche Gambenspieler doch oft genug der ausgelassenste war. Aber mitten im wüstesten Taumel konnte er oft auffahren, als ob er aus einer Bezauberung erwachte; dann seufzte er tief, zuckte mit der Hand nach seinem Herzen, als ob er tiefen Schmerz empfände, und griff

nach seiner Gambe. Dann spielte er, unbekümmert, wer ihn just hörte, und den Wildesten stürzten die Thränen aus den Augen bei diesen Tönen voll Reue und Leid. Zuweilen trieb es ihn auch fort: er ging auf Reisen, schweifte hin und her und besuchte unter anderm auch das verlockende Paris, wo er unter begeisterter Theilnahme Concerte gab.

So gingen die Jahre hin. Da überkam ihn einstmals auf dem Rückwege von Paris eine unbezwingliche Sehnsucht nach der alten Lindenstadt, nach den treuen schwermüthigen Augen Johann Adam Hillers, nach der Stille und dem Frieden seines engen Kämmerleins, und er brach auf nach Leipzig, um daselbst nur einen Tag lang auszuruhen. Dort angekommen, erfuhr er, daß Hiller jetzt wohlbestallter Cantor an der Neukirche geworden sei und auch glücklicher Ehemann und Vater dazu. Man zeigte ihm die Cantorwohnung hinter der Kirche. Mühsam stolperte er die dunkle schmale Treppe hinauf, es war schon dämmerig und ein kühler Herbstabend. Eine alte Magd wies ihn in des Cantors Stube und beschied ihn, dort zu warten, bis der Cantor aus der Kirche herüberkomme, wohin er eben gegangen. Abel schaute sich seltsam bewegt um. In welchem engen Käfig sang dieser Waldvogel sein Lied! Wie hatten sie ihm den Bauer verhangen und die Flügel gestutzt! Ein Stückchen

Himmel sah man nur, wenn man sich recht dicht ans Fenster drängte. Ein Spinett stand aufgeschlagen und ein Tisch mit Notenpapier bedeckt war da, auch ein alter Stuhl. An der Wand hing das Bildniß Vater Bachs und ein kleines Todtenkränzlein von Flittergold, wie sie es in den Dorfkirchen aufzuhängen pflegen zum Angedenken früh Verstorbener. Gedämpfte Orgeltöne klangen von der Neukirche herüber.

Ein wunderbares Behagen kam über den einsam Wartenden, ein Hauch von nie gefühltem Frieden wehte den ruhelosen Wanderer kühlend an. Er gedachte seit langer Zeit zum ersten Mal wieder seiner sanften, zärtlichen Mutter, seines ernsten Vaters, es war ihm als höre er ihre Stimme flüstern. Bilder auf Bilder aus seinem freundlichen Jugendleben zogen an seiner Seele grüßend vorüber: er sah sich als Jüngling, sah sich lernend und staunend der gebietenden Gestalt Bachs gegenüber, sah sich dann auf dem Wege nach Dresden. Da, ach! zuckte es wie ein scharfgeschliffener Dolch durch sein Herz, aus den Nebeln der Erinnerung tauchte ja ein Frauenbild auf, ein stolz lächelndes Haupt neigte sich gegen ihn, die schwellend rothen Lippen öffneten sich. „Hinweg, hinweg!“ rief er heftig. Und als das quälende Bild immer leuchtender hervortrat, da hob er die Hände angstvoll auf und rief so recht in-

brünstig, daß es fast wie ein Gebet klang: „Mutter, schütze mich!"

In demselben Augenblick begann in dem Nebengemach eine junge Stimme zu singen:

„Nach Osterland will ich fahren,
Da wohnt mein süßes Lieb,
Ueber Berg und über Thale,
Schier über die Haide,
Da wohnt mein süßes Lieb."

Aber welch eine Stimme sang da! — Wie ein goldener Strom fluthete sie daher, und in ihren sanften Wellen versank die Gestalt der lockenden Zauberin Faustina, versanken Schmerz und Weh, versank endlich selbst die Erinnerung, und wie in einem köstlichen Traum befangen wiegte sich Abels Herz auf den weichen Tonwogen. Aber wie himmelweit verschieden war diese Stimme von jener, die einst von den Lippen Faustina's ihm entgegenquoll, so verschieden wie das Mondlicht von dem Sonnenschein, wie die weiße Rose von der rothen, wie Lerchengesang und Nachtigallenklage. Mädchenhaft, krystallklar, süß und keusch sang die Unbekannte; und als sie eben jetzt mit einem äußerst lieblichen, kunstgerechten Doppelschlage den ersten Vers beendet, um gleich darauf noch leiser und süßer den zweiten mit den Worten zu beginnen:

„Vor meines Liebchens Thüre,
Da steh'n zwei Bäumchen fein!"

da hielt sich der entzückte Hörer nicht länger. Er sprang auf und wollte zur Thür hinausrennen, um geraden Weges die versteckte Sängerin aufzusuchen, die gewißlich keine andere war, als des „drei Mal seligen“ Hillers Ehefrau, er lief aber bei diesem Versuche dem heimkehrenden Freunde in die Arme. Der Gesang verstummte zur selben Zeit plötzlich — eine weinende Kinderstimme unterbrach ihn.

„Wo ist sie, Eure Ehefrau. Ich muß zu ihr!“ sagte Abel nach den ersten Begrüßungen in seiner gewohnten ungestümen Weise.

„„Das würde nicht wohl angehen,““ lautete die ruhige Antwort, „sintemal sie seit drei Tagen in den Wochen liegt. Doch meinen erstgeborenen dicken Buben will ich Euch zeigen!“

„Nein, das eilt nicht! Laßt das bis ich einmal wieder komme. Ich habe einen wahrhaftigen Abscheu vor dergleichen kleinen rothen Dingern, sie sind nicht des Anschauens werth. — Ich habe aber Eure Frau noch vor wenigen Minuten so hell singen hören und ihre Stimme hat mir an das Herz gegriffen: das ists, was ich ihr sagen wollte.“

„„Meine Ehefrau? Sie hat ja ihr Lebtage keinen regelrechten Singeton in der Kehle gehabt und dürfte jetzunder doch wahrlich noch weniger Lust und Geschick zeigen zu singen. Was hörtet Ihr denn?““

„Das Lied vom Lieb im Osterland!“

„„Ah, das ist das Lieblingsstück unserer kleinen Corona. Das Mädchen ist die Pathin meiner Frau, und ich soll versuchen dermaleinst eine Sängerin aus ihr zu machen. Jetzt zwitschert sie nur noch wie ein Spatz auf dem Dache, die Schröterin. — Laßt sie auch in Ruhe, bis Ihr einmal wiederkommt! Ich kann sie Euch jetzt doch nicht zeigen, sie pflegt und wartet meinen Buben. Uebrigens ist sie auch in der That nicht viel mehr als ein kleines rothes Ding, kaum des Anschauens werth.““

Solch eine lange Rede hatte Hiller selten gehalten, er war auch ganz roth im Gesicht darüber geworden, und wischte sich zu mehreren Malen den Schweiß von der Stirn. Abel schien seine Unruhe und verlegene Miene gar nicht zu bemerken, er wiederholte nur mißmuthig: „kleines rothes Ding, kaum des Anschauens werth!“ setzte sich nieder und vertiefte sich in den Notenmanuscripten, die vor ihm auf dem Tische lagen. Da sah er denn freilich nicht, wie sich der grüne Vorhang vor dem runden Fensterlein der Seitenthür von außen her verschob und der hübscheste aller Mädchenköpfe dahinter zum Vorschein kam. Köstliche große Kinderaugen schauten neugierig in's Stübchen des Cantors, und wenn Carl Friedrich Abel jetzt diesen holdselig und muthwillig lachenden Mund, diese junge wunderschöne Stirn unter dem dunklen Haar,

diese Grübchen in den rosigen Wangen gesehen, so wäre es ihm wahrlich nicht um ein Härchen besser ergangen wie jenem Goethe'schen Fischer, von dem es heißt: „es war um ihn geschehen!“ Er hob aber zu seinem Glück — oder Unglück — die Augen nicht in die Höhe und der hinter seinem Stuhle unaufhörlich winkende angstvolle Hiller athmete auf, als das lose Kind, lächelnd und nickend, endlich wieder hinter dem zugezogenen Vorhange verschwand. Eifrig redete er nun seinem Freunde zu, mit ihm in die Herberge zurückzugehen, wo Abel seine Gambe in die Obhut des Wirthes gegeben, und wußte ihm zugleich auch so viel von allerlei neuen und guten Weinstuben zu erzählen, die sie mitsammen nothwendig besuchen müßten, daß der Gambenspieler ihn erstaunt anschaute und endlich zögernd aufstand, um ihm zu folgen. Im Stillen verwunderte er sich aber doch über die Eile, mit welcher Hiller ihn aus dem kleinen Hausflur und die Treppe der Cantorwohnung hinab zog; hätte er doch nimmer gedacht, daß dieser gar stille schwermüthige Musikant jemals solch ein Verlangen zeigen würde in's Wirthshaus zu kommen. Bis tief in die Nacht saßen sie im goldnen Hahn zusammen; Abel spielte auch, und ein großer Kreis von Hörern hatte sich um ihn versammelt.

Als die zweite Morgenstunde hereinbrach, begann Hiller sich in allerlei wunderlichen Reden zu entschuldigen, daß

er dem Freunde keine Schlafstelle anbieten könne unter seinem Dache, alldieweil jetzt sein enges Häuslein so besetzt und das Geschrei des Neugebornen so gar jämmerlich sei.

„Aengstigt Euch darob keinen Augenblick," erwiderte darauf Abel, „ich habe Euch nur wieder einmal in die Augen schauen wollen, nun ist's gut; ich habe doch nicht länger Ruhe hier, nun reise ich weiter. — Blickt mich allezeit so treu an, wenn ich komme! Und nun gute Nacht und gute Wohlfahrt dazu!" — Sie schüttelten sich die Hände, Abel bezahlte seine Zeche bei Heller und Pfennig, nahm seine Gambe in den Arm und ging in Nacht und Nebel davon.

Vater Hiller sah ihm mit Thränen nach, und doch fiel es ihm wie ein Stein vom Herzen. Als er in seine stille Cantorwohnung schlich und die Stiege leise hinaufzutappen versuchte, kamen Lichtstrahlen von oben herab, und aufblickend gewahrte er die reizende Gestalt seiner jungen Pathin Corona Schröter, die ihm mit verschlafenem Gesichtchen „guten Morgen" sagte. Als er oben war, küßte sie ihn und erzählte ihm, sich allmählich ermunternd, daß der „liebe herzige Bub" heut sich schon nach ihr umgeschaut und den Kopf wirklich nach ihr gedreht.

„Wird ihm noch Mancher nachthun!" murmelte

Hiller, nachdem er die „Kleine" in ihr Schlafkämmerlein geschickt, „und dem Cantor Hiller wird dann nicht immer solche Macht gegeben sein, sie zu schützen, wie heute! Das arme Ding und solch ein wilder Mann! Und begehrt hätte er sie zur Stelle, das weiß ich — und wer kann sagen, ob sie sich geweigert? — Es ist gut so! — Aber ein Wächteramt ist doch ein schweres Amt. Will froh sein, wenn ich's mit Ehren niederlegen kann!"

Wohl an die funfzehn Jahre waren nach jenem Abend verstrichen; Carl Friedrich Abel war wieder auf der Wanderschaft. Er hatte bis dahin abwechselnd in London und Paris gelebt, gefeiert und bewundert, und ein zügelloses Leben geführt, recht wie ein tolles Genie. Die Frauen hatten es ihm zwar nicht angethan, seltsamer Weise schien er diese fast zu meiden, dagegen war der Wein sein Freund und Herrscher geworden, der zog ihm das Geld so geschickt aus der Tasche und die Gedanken aus dem Kopfe, daß der Musiker es immer erst merkte, wenn es viel zu spät war. Trotz aller seiner reichen Einnahmen blieb er daher doch arm, hungerte sogar oft Tage lang, um nachher wieder eine Woche zu schwelgen. Im Jahre 1782 war es, wo ihn plötzlich ein grenzenloses Heimweh nach Deutschland befiel. Wie ein Nacht-

wandler brach er eines Abends spät auf, verließ seine Wohnung in Paris, und wanderte wieder wie in alten Zeiten mit seiner Gambe von Ort zu Ort, ein wunderlicher Spielmann, dem aber dennoch die Herzen sich zuwandten, wo er sich nur hören ließ. Sein Antlitz erhellte sich wahrhaft, als das erste deutsche Wort an sein Ohr schlug. Mit rechtem Behagen zog er nun ziel- und zwecklos umher und kam so eines Abends todtmüde in einem Städtchen an, von dem er erst am andern Morgen erfuhr, daß es Weimar hieß. Blitzschnell entsann er sich eines alten Empfehlungsschreibens an eine vornehme Dame in Weimar, das ihm vor Jahren ein Londoner Freund aufgedrungen, als er ihm von seinem Wunsche gesprochen, wieder einmal nach Deutschland zu pilgern. In dem Futteral der Gambe mußte es stecken, dahinein hatte es jener Freund gebettet, der nun freilich schon längst gestorben. Abel fand auch den Brief, der Wirth kannte die Adresse und der Musiker trug die vergilbte Epistel persönlich in das Haus der Gnädigsten. Vorgelassen wurde er freilich nicht, aber eine Einladung erhielt er für denselben Abend in ihre Salons.

Es waren viele Menschen versammelt in niederen, schlecht beleuchteten Zimmern: geschminkte Frauen in schleppenden wunderlichen Kleidern, steif geschnürt mit kühnen gepuderten Frisuren, und Männer in gestickten Hofklei-

dern und langen Westen, mit Perrücken und Haarbeuteln. Die steifste, rötheste war die Gnädige selber, die den wandernden Musikanten mit hochtönenden Worten willkommen hieß und ihm erzählte, wie sie fast an Krämpfen und Ohnmachten zu Grunde gegangen beim Anblick der Handschrift eines Todten.

Dann fragte die Gnädige ihn, ob er auch zur Unterhaltung ihrer Gäste sein Instrument mitgebracht. Niemand verwundere sich ob solcher Frage, die man noch heut zu Tage, vielleicht ein wenig geschickter, an jedweden ausübenden Musiker zu richten pflegt. Denn ein Spieler oder Sänger hat nun einmal das Recht verloren sich sorglos herumzutreiben wie andere Menschenkinder, sich mit Andern und unter Andern zu freuen; man verlangt, daß er, wie die Schnecke ihr Haus, so sein Instrument auf dem Rücken mit sich führe. Carl Friedrich Abel schüttelte finster den Kopf, als ihn die Gnädige nach seiner Gambe fragte. „Ich bin nicht hergekommen, um zu spielen," sagte er, „und wenn Ihr das erwartet habt, so will ich nur gleich wieder fortgehen!" Während die Dame ihn, erschreckt ob solcher Antwort, anstarrte, wandte er sich hastig und wollte wirklich den Ausgang suchen. Aber er verfehlte die rechte Thür und gerieth in ein Labyrinth von kleinen Zimmern, drängte sich an verschiedenen Menschengruppen vorbei und wollte eben wieder umkehren, als er ringsum flüstern hörte:

„Sie wird jetzt eine Declamation halten: der Doctor hat sie endlich dazu gebracht! Da ist sie schon!“

Und aus dem Rahmen der Thür eines halbdunkeln Gemachs trat jetzt stolz und frei plötzlich eine herrliche Frauengestalt in griechischer Kleidung. Wie Sonnenlicht strömte es aus ihren Augen, leuchtende Gedanken standen auf der hohen weißen Stirn, aber das Lächeln der Grazien spielte um ihre reizend geschwungenen Lippen. Abel stand wie geblendet. Wie im Traum sah er, wie sie einer Königin gleich umherschaute, wie Alles vor diesem Blicke zurückwich, wie sie die weißen Arme emporhob und anfing zu reden. Was sie sprach? er verstand die Worte nicht; der Klang der Stimme war es. der ihn beim ersten Laut gleich so wunderbar fesselte und gefangen nahm. Seine Augen hingen dabei an der Schönheit der Redenden, als wollten sie nimmer von ihr lassen. Wie eine lebendig gewordene griechische Göttergestalt stand sie da. Und doch war es, als ob er schon einmal in ihrer Nähe geweilt, als ob schon einmal der Laut dieser wundersüßen Stimme an sein Herz geschlagen. Seltsame Träume kamen über ihn, Erinnerungen standen auf, die lange, lange Jahre geschlafen. Wie kam es, daß er sich plötzlich in das ärmliche Stübchen des Cantor Hiller versetzt sah, dort wo das Bild des Vater Bach hing und das Todtenkränzlein von Flittergold? Alles zerfloß aber wie-

der in Nebel, sobald die wunderschöne Frau aufhörte zu reden. Mit dem letzten Ton verschwand seine Verzückung, die goldenen Wolken verschwammen, er sah jetzt die holde Göttin wieder deutlich, wie sie sich lächelnd zu einem königlichen Manne von hoher Gestalt wendete, der eben hinter ihr aus dem Halbdunkel des Gemaches hervortrat. Sie mußten zu einander gehören, diese vollendet schönen strahlenden Gestalten, so dachte der staunende Musiker und hätte sich nicht gewundert, wenn diese Beiden jetzt vor seinen Augen in den Himmel gestiegen wären.

„Da ist Goethe!" hörte er neben sich sagen. „Wie er sich freut, daß sie ihm seine Verse so schön hergesagt!" Wie allezeit, wenn ihn irgend etwas bewegte und fest hielt, überkam den Musiker auch jetzt eine gewaltige Sehnsucht nach seiner Gambe, — er wußte nicht, wohin mit seinem übervollen Herzen. Da trat die Gnädige lächelnd an ihn heran und sagte: „jetzt werdet Ihr uns auch Etwas spielen, die Beiden dort hören Musik so gern! Seht, ich habe Eure Gambe holen lassen, dort in der Ecke am Fenster steht sie!" und als sie den Künstler hastig und ohne ein Wort der Erwiderung auf die hölzerne Geliebte losstürzen sah, feierte sie ihren höchsten Triumph an diesem Abend. Abel aber spielte: wie Mondlicht zitterten seine Töne über die Häupter der Lauschenden; in allerlei seltsamen Weisen und Gängen erleich-

terte er zuerst sein Herz und strömte dann voll und ganz sein Entzücken aus, daß den Hörern der Athem stockte in der Brust. Plötzlich aber flog ihm eine Melodie in den Sinn, in die Seele, in die Finger, — eine süße, lange Zeit vergessene Melodie, die er nur einmal in seinem Leben gehört, jenes einfach rührende Lied:

„Nach Osterland will ich fahren,
Da wohnt mein süßes Lieb!“

Wie von holder Kinderstimme gesungen schwebte es über die Saiten. Bei dem lieblichen weichen Doppelschlage der Schlußnote ließ er den Bogen sinken, denn eine Hand legte sich leise auf seine Schulter. Aufblickend begegnete er den Augen der schönen Frau in griechischer Tracht, deren Stimme ihn eben zum Träumer gemacht. Die Augen standen in Thränen. Mit bebender Stimme fragte sie ihn, wo er diese Melodie gehört.

„„Vor langer, langer Zeit sang sie ein Kind, die kleine Pathin des Cantor Hiller in Leipzig.““

„Und dies frohe glückliche Kind war ich! Schaut mich nur nicht so seltsam verwundert an! Ich kenne auch jetzt Euer Gesicht wieder. Habe ich's damals doch ganz genau gesehen als ich den grünen Vorhang fortzog vor dem runden Fenster in der Thür. Ihr schautet aber just nicht auf!“

Und bei diesen hastigen Worten lachte und weinte

sie zugleich und sah ihn mit ihren Lichtaugen so warm an.

Da fragte er fast feierlich: „„Seid Ihr gewiß und wahrhaftig jene kleine Corona?““

„Corona Schröter.“

Ein seltsames, fast schmerzliches Lächeln glitt jetzt über das Antlitz des Gambenspielers. „„Nun, mich dünkt, Ihr müßtet dazumal wahrlich schon des „Anschauens werth“ gewesen sein. Vater Hiller aber war, trotz seiner frommen Miene, ein arger Schalk. Er hat's jedoch gut mit Euch gemeint, mit mir freilich nicht. Wie freut's mich, daß ich doch Eure Stimme wieder erkannt! Bin Euch also treu geblieben, ohne jemalen Euer holdseliges Angesicht gesehen zu haben. Von jetzt an werde ich aber Eurer gedenken bis zum letzten Athemzuge.““ Noch einen vollen Blick warf er auf sie als wollte er ihre Gestalt mit Allgewalt in seine Seele ziehen, dann stand er rasch auf, drückte die Gambe fest in seine Arme, und ehe ihn Jemand aufhalten konnte, war der Wunderliche verschwunden. Jener königliche Mann aber, den die Leute eben den „Doctor Goethe“ genannt, flüsterte jetzt der seltsam erregten Corona lächelnd zu: „es muß auch solche Käutze geben!“

Carl Friedrich Abel starb am 22. Januar des Jahres 1787 sanft und schmerzlos in London. Wenige Tage vor seinem Tode, der sich sehr langsam vorbereitete, schlug seine Künstlerseele noch einmal groß und voll die schönen Augen auf. Er überraschte und entzückte seine in dem Krankenzimmer versammelten Freunde durch den Vortrag einer ergreifenden Phantasie. Wohl länger als eine Woche hatte er seine geliebte Gambe, die zu den Füßen seines Lagers ruhte, nicht berührt, jetzt verlangte er plötzlich aufzustehen und zu spielen. Man geleitete ihn in einen Sessel und er setzte den Bogen an. Zuerst war es nur ein Geisterhauch, der daherwehte, aber allmählich schien sein Arm zu erstarken, der Ton wurde voller, markiger, die Modulationen kecker. Immer bewegter wogten die Klänge auf und nieder, immer gewagter wurden die Sprünge, immer kühner die musikalischen Gedanken, es stürmte endlich wie ein wild erregtes Meer auf und ab. Da zog, wie die Taube mit dem Oelzweig, eine wunderbar einfach rührende Melodie daher, die Niemand kannte, und in ihr lösten sich alle Disharmonien, bei ihrem Erscheinen glätteten sich allmählich die empörten Wellen, die Sonne ging auf in Pracht und Herrlichkeit: es wurde Friede ringsumher.

Nie hatte der Künstler herrlicher gespielt, nie Großartigeres geschaffen. Man drang in ihn, diese schönste

seiner Schöpfungen festzuhalten, niederzuschreiben. Er schüttelte schwermüthig den Kopf. „Das ist nur ein Stück für mich," sagte er, „nimmer für Andere. Das war mein Lebenstraum, der nun — ausgeträumt ist."

Darauf ließ er sich in sein Bett zurückbringen, die Gambe mußten sie zu ihm legen, und die Arme um ihren braunen Hals geschlungen, schlief er ein. Drei Tage und drei Nächte lag er in tiefem, anscheinend ruhigem Schlummer, dann weckten ihn die ewigen Harmonien der Sphärenmusik.

Die Gambe gaben sie ihm mit in den Sarg. Sie wurde in Wahrheit mit ihm begraben und feierte kein fröhliches Auferstehungsfest, denn Carl Friedrich Abel war der letzte Gambenspieler.

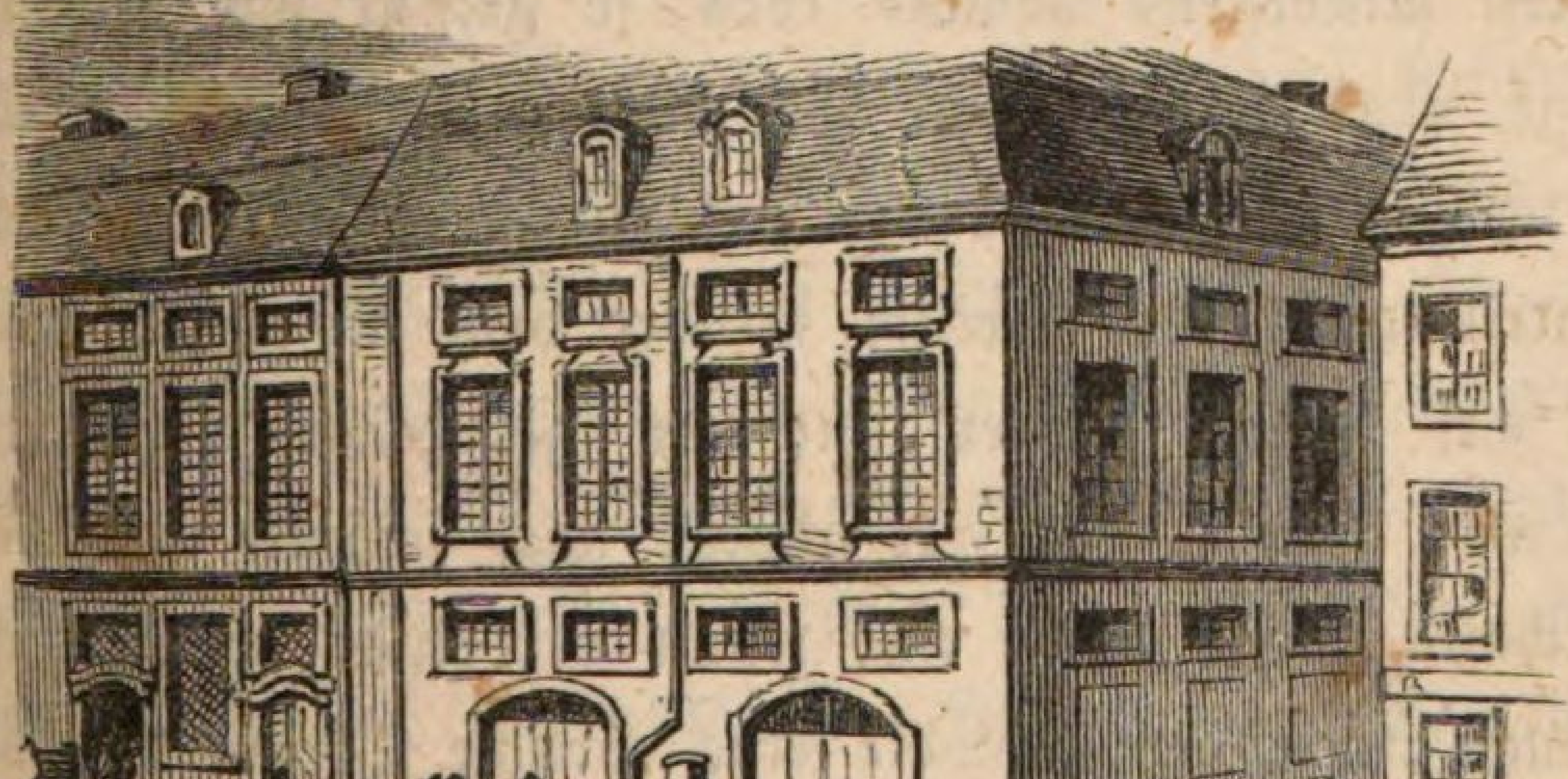


Der blöde Schäfer.

Liebe, die mich überwunden,
Die mein Herz hat ganz dahin;
Liebe, die mir hat gebunden
Seel', Gedanken, Red' und Sinn;
Liebe, Dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich!

Angelus Silesius.

Es war im Jahre 1785 an einem Herbsttage, als die Bewohner der alten wohlbekannten Handelsstadt Leip=



zig hier und da zusammenstanden in den Straßen und sich vergnügt erzählten, daß die fremde „welsche" Sängerin, die man für die großen Stadtconcerte für viel Geld aus Wien verschrieben, nun wirklich angekommen und im „goldnen Hahn" abgestiegen sei. Die Leipziger haben nämlich von Alters her für zwei Dinge allezeit Augen und Ohren offen gehalten: für ihre Messen und Geschäfte und — für die liebe Musica. Letztere war für die Meisten ein rechter und echter Labetrunk nach saurer Arbeit und schwerer Mühe, und sie strömten deshalb auch immer in Massen herzu, wo selbiger Trunk ausgeschenkt wurde, gleichviel, ob das im Freien geschah, oder in den vier Wänden irgend eines Hauses. Die sogenannten großen „Stadtconcerte", die man in dem wunderlich verzwickten, rothangestrichenen Gewandhaussaale abzuhalten pflegte, waren mindestens damals eben so gefüllt wie heut zu Tage, obgleich noch nicht über dem Orchester der Spruch zu lesen stand: **Res severa est verum gaudium.** Der Eintrittspreis war freilich minder hoch als jetzt; man saß auf harten Bänken und von glänzenden Toiletten sah man wenig oder gar nichts, auch schämte man sich durchaus nicht, dann und wann bei einer absonderlich schönen rührenden Melodie eine ehrliche Thräne wegzuwischen, mit einer Hand, die — keinen Glacéhandschuh trug. Ja, es kam sogar nicht selten vor, daß man einem

ganz unbekannten Nachbar, im Uebermaß freudiger Herzenserregung über die liebliche, herrliche Musica, die Hände drückte und beim Nachhausegehen war des Hin- und Herredens und des Entzückens gar kein Ende. So mächtig scheint die Musik freilich in unsern Seelen nicht mehr zu wirken! Heute rückt man sogar von einer Nachbarin weg, wenn sie nicht „vorgestellt“ ist und beim Weggehen flüstern die intimsten Bekannten wohl angelegentlich genug zusammen, aber nicht über das, was man gehört, sondern über das, was man — gesehen.

Zu der Zeit, in der diese kleine Geschichte spielt, zeigte sich in der alten Lindenstadt eine vorwiegende Liebe für die sogenannte „welsche“ oder italienische Musik. Seit die große Sängerin, Faustina Hasse in Dresden diesen lockenden Ton angeschlagen, seit ihr Gemahl, der kurfürstlich sächsische Hof-Capellmeister, alle seine Opern in italienischer Weise componirte, sangen und trillerten allmählich alle Kehlen in welscher Art und Jedermann lauschte nur allzu gern jenen Klängen, die so süß in's Herz drangen und alte und junge Ohren so angenehm kitzelten, wie es die ernsten deutschen Melodien nimmer vermocht. Manche Leute wollten sogar behaupten, daß die Nachtigallen im berühmten Rosenthaler Walde Lust zeigten, ihr bekanntes deutsches Portamento aufzugeben, um sich eifrig in allerlei noch nie vernommenen Läufern

und Fiorituren zu versuchen, ja die Sperlinge und andere zwitschernde Gesellen schienen sich zu üben, ein regelrechtes „mezza voce“ zu Tage zu fördern. — Im Concertsaal des Gewandhauses wollte man natürlich nur von „idol mio's“ hören, von „caros“ und „caras“, von „animas“ und „cuores“, und die Sängerin, die nicht gleich mit einer fulminanten Aria des Maëstro Hasse auftrat, war keine ordentliche Sängerin. — Es standen zwar in eben dieser Zeit nicht Wenige auf, die da meinten, die deutschen Nachtigallen seien die einzigen wahren Nachtigallen, die deutsche Musik die alleinige Musik, und nur die Orgel das Instrument, welches die heilige Cäcilia selber geweiht, aber die Stimmen der Chorführer dieser Getreuen waren zu schwach, seit jene mächtige Herrscherstimme des Altvater Johann Sebastian Bach im Grabe verstummt. Wie der ernste Protestantismus dem glühenden Katholicismus, so standen sich die deutsche und welsche Musik gegenüber. Hier feierliche Chöre und Gebete, in prächtigen vollen, wie fester Männertritt einherschreitenden Accorden, dort Zerknirschung und brünstiges Flehen in wunderbar innigen, weichen Tönen, hier —ein Mann, der zu seinem „Gott“ redet, dort ein Weib, ein schönes reuiges Weib, das ihren „Herrn“ anruft um Vergebung, aber jenen „Herrn“, der einst das Wort sprach: „wer viel geliebt, dem wird viel vergeben werden!“

Der wärmste Verehrer des todten Königs Joh. Seb. Bach, und somit der eifrigste Vertheidiger der deutschen Musik war damals der Musikdirector Johann Gottfried Schicht, ein Mann von etwa dreiunddreißig Jahren. Jedes Kind kannte sein mildes freundliches Gesicht, und Alt und Jung sein treffliches Orgelspiel. Wie oft sah man ihn Arm in Arm mit dem alten wackern Johann Friedrich Doles, Cantor der hochberühmten Thomana über den Marktplatz wandern oder vor der Kirchthür von St. Thomas stehen im tiefen Gespräch. Man merkte es Beiden an, sie hatten sich lieb und daß sie tüchtige Musiker waren, das mußte auch Jeder gleich gewahr werden, der nur einmal diese hellen Stirnen recht ordentlich anschaute und diese warmen sinnenden Augen. Selbiger Johann Gottfried Schicht ging aber seit einigen Tagen mit gefurchter Stirn umher und erschien so wunderbar in Gedanken verloren, daß er seine besten Freunde zu grüßen vergaß. Und das war etwas ganz Unerhörtes bei dem freundlichen Mann. Was fehlte ihm denn? War ihm ein lieber Freund gestorben, hatte ihn ein trautes Weib verlassen, konnte er irgend eine Dissonanz nicht lösen, war ihm beim Orgelspielen der Böse erschienen, wie man dem Vater Bach einmal nachgesagt, dem ja der leibhaftige Gottseibeiuns seine Dienste als Bälgetreter angeboten? Nichts von alledem. Er hatte keinen Freund

verloren, und das einzige Weib, das er je geliebt, war — die heilige Cäcilia selber, und die verläßt keinen ihrer Getreuen; in der Lösung musikalischer Dissonanzen aber war niemand geschickter, als er, und den bekannten „Geschwänzten" verstand er sich vom Leibe zu halten. Also was war es, das ihn quälte? Es wurmte ihn, daß man wieder eine fremde Sängerin für die Concerte verschrieben, die schnurgraden Weges aus Wien kam, allwo sie sechs Jahre lang Kammersängerin bei dem Fürsten Esterhazy gewesen. Vergebens hatte der wackere Gesanglehrer eine seiner zahlreichen jungen Schülerinnen empfohlen für die großen Concerte, — man wollte nun einmal um jeden Preis italienischen Singsang. Der Gedanke an die fremde Sängerin, zu deren „Quinkelieren" er gar fortan den Takt schlagen sollte, stand mit ihm auf und ging mit ihm zu Bette, das Arbeiten wollte gar nicht mehr recht geben, denn mitten in einem Choralsatz hörte er plötzlich einen Teufelstriller, mitten in der Composition einer ernsten Motette vernahm er einen verlockenden Läufer durch zwei Octaven hindurch. Die bekannte Versuchung des heiligen Antonius, so hart sie auch gewesen sein mag, war sicher nicht halb so schlimm, denn er sah doch nur Allerlei, hörte aber keinen Laut. Endlich war die Unheilsstifterin nun wirklich da und es lag dem Johann Gottfried Schicht ob, zu ihr zu gehen

und sie willkommen zu heißen in Leipzigs Mauern in zierlicher wohlgesetzter Rede. Der Gang wurde ihm aber so sauer wie noch keiner in seinem Leben und er hätte gar zu gern einen Stellvertreter in den „goldenen Hahn" geschickt, wenn das nur angegangen. Schon der Name der Fremden war ihm herzlich zuwider, man konnte ihn nur mit Mühe und Zungenverdrehung aussprechen; die Sängerin hieß: „Constanza Allessandra Ottavia Valdesturla", gebürtig aus „Pisa". Die Fama hatte freilich gewaltig viel Rühmens gemacht von der Stimme und der Kunstfertigkeit der Signora, aber Gottfried Schicht grollte ihr deshalb nur um so mehr; würden sich doch nun die Abtrünnigen von der lieben deutschen Sangweise mehren beim Schlage dieses welschen Lockvogels.

Als er schon vor der Stubenthür der Fremden stand und sein schwarzes schlichtes Kleid mit der Hand noch einmal nachgebürstet, auch den Puderstaub abgeblasen, der ihm von der Perrücke auf die Schultern gefallen, verspürte er noch die größte Lust umzukehren. Aber er faßte sich und murmelte: „mich soll sie wenigstens nie berücken und sänge sie auch wie ein gefallener Engel!" und nach diesem Satze richtete er sein Haupt hoch empor, räusperte sich und klopfte dann bescheidentlich an. Eine sanfte Stimme rief in fremdartigem Deutsch: „kommt herein!"

Als er nun wirklich vor ihr stand und sie mit prü-

fenden Blicken anschaute, da dachte er zuerst: „wie schade ist's just um dies feine Jungfräulein da, daß sie ein verdorbenes welsches Kind!“ und stotterte sodann ziemlich schwerfällig seine Rede her, denn die eigentliche Zunge eines echten Musikers ist nun einmal von Uralters her niemals die, welche er im Munde trägt. — Wie freundlich hörte ihn aber die „Signora“ an, und es war auch eigentlich keine „Signora“, sondern ein gar hübsches, jugendliches Weib mit frischen Lippen und blitzenden Augen. Am Ende seiner Worte reichte sie ihm gleich so natürlich und lebendig die runde Hand hin, daß ihm ganz warm wurde. Auch wußte sie ihm, trotz des gebrochenen Deutsch, gar lieb und gewandt zu sagen, wie oft sie schon von ihm reden gehört in der großen Kaiserstadt, als von einem geschickten „Maëstro“, der schöne Messen gesetzt und prächtig die Orgel zu spielen verstehe. Die Weiblein unter den Musikanten haben nämlich stets zwei Zungen, das vergaß ich vorhin zu erwähnen: sie verstehen die eine genau so wohl zu gebrauchen wie die andere.

Johann Gottfried Schicht merkte das gar wohl. Er rückte immer unruhiger hin und her, es wurde ihm so schwül und beklommen, und als die Signora endlich gar aufsprang und an das alte Spinett lief, das sie bereits gemiethet, und das man erst vor einer Stunde in ihr Stübchen getragen hatte, da erhob er sich, um hinweg-

zugehen. Sie aber ließ sich durch diese Bewegung nicht im geringsten stören, schlug vielmehr einen kräftigen Accord an, und lief nun mit ihrer Stimme einmal die Scala herauf und herunter, vom kleinen c bis zum dreigestrichenen d, daß dem guten Schicht Hören und Sehen hätte vergehen mögen; das klang aber so schmetternd, so hell, so süß, wie der Sang einer Lerche am ersten Frühlingsmorgen. In diesem Augenblicke spürte der erschrockene, deutsche Musiker in der That wirklich etwas wie Frühlingswärme und Frühlingsfreude in seinem Herzen: der Ton war gar zu schön, wenngleich er aus welscher Kehle kam. Glücklicherweise ging diese wunderliche Empfindung zu seinem Troste bald genug wieder vorbei, und es wehte ihm ordentlich wie Nordwind ins Gesicht, als Signora Valdesturla ihm von der großen Arie aus Hasse's „Alessandro nelle Indie“ redete, die sie in acht Tagen im ersten Concerte zu singen gedachte. Diesen Augenblick nützend, empfahl er sich ihr mit einem steifen Bückling, nach einigen frostigen Redensarten und flüchtiger Besprechung des Concertprogramms. Als er die dunkle Treppe im goldenen Hahn wieder hinabkletterte, murmelte er recht trotzig vor sich hin: „Und wenn sie sich alle fangen lassen in den goldenen Tonnetzen dieser bösen Zauberin, Einer ist's, den sie nimmer zu fangen vermag, und dieser Eine bin ich!“

Wochen, ja Monate waren vergangen. Die fremde Sängerin hatte sich so festgenistet in Aller Herzen, daß man sie um jeden Preis in Leipzig zu behalten beschloß, und ihr ein gar vortheilhaftes Engagement antrug auf fünf Jahre, welches sie auch mit sichtlicher Freude annahm. Man konnte sich über diese außergewöhnliche Beifallsäußerung der guten Leipziger gar nicht verwundern, war doch der Gesang der Signora wirklich so lieblich, so perlend, so rein und feurig, daß Jeder im tiefinnersten Herzen davon ergriffen werden mußte. Dabei sah sie so unschuldig drein, stand so bescheiden da, kleidete sich einfach und züchtig, warf die Augen nicht wild rollend umher und drehte sie nicht wie in Verzückung gen Himmel, sie beugte und neigte sich auch nicht hin und her wie eine Weide, hob das Notenblatt weder zu hoch empor, noch drückte sie es an die Brust, sie sprang nicht wie ein tolles Kind auf die Tribüne, sie schritt aber auch nicht einher wie eine gekrönte Königin, — sie kam und ging und stand und sang, wie eben jede echte, keusche Dienerin der heiligen Cäcilia singen soll, gleichviel welches Land sie geboren. Es war wirklich wunderlich, daß der Musikdirector Schicht so starr und fühllos blieb bei den schmelzenden Tönen der Signora Valdesturla, ja daß er nur ganz seltsam das Gesicht verzog und ihr den Rücken kehrte, wenn Andere sich die Hände wund klaschten. Ein-

mal hatte er sogar, just am Schlusse einer herrlichen Arie aus Hasse's „Sesostrato", in der von Anfang bis zu Ende von lauter „amore" die Rede war, den Tactstab weggeworfen und war hinausgestürzt, brennende Wuth im Gesichte. Man sah ihn im Gewandgäßchen auf- und niederlaufen und sich die Stirn wischen, sicherlich aus purem Zorn. Wie konnte nur solch ein sanfter Mann, wie besagter Johann Gottfried Schicht, der keinen Feind hatte, und so fromme Kirchensachen setzte, daß die lieben Engel im Himmel sie sicherlich einstudirten, wie die Leipziger glaubten, um sie Sonntags dem lieben Gott vorzusingen, wie konnte er nur, fragte man, einen so heftigen Groll werfen auf die holdselige Constanze. Selbst der alte Doles machte seinem jungen Freunde sanfte Vorstellungen darüber, schmunzelte er selber doch immer ganz behaglich, wenn die welsche Nachtigall vor seinen Ohren ihren langen Triller schlug, daß den Hörern der Athem verging. „Es ist nicht die welsche Singweise, die mich hier entzückt," sagte der würdige Cantor einmal, „sondern die wunderschöne Gottesstimme, die dies Weib in der Kehle trägt, und das gute warme Herz, das immerdar mitsingt. Ich bin deshalb immer noch kein Abtrünniger! Schauen wir doch auch mit Freuden ein prächtig gemaltes Heiligenbild an und spüren sogar einen frommen Gedanken dabei und Lust

die Hände zu falten, aber werden darum noch lange nicht zu Papisten!"

Es schien aber Alles nichts zu helfen, weder Ermahnungen noch Bitten; der wunderliche Gottfried Schicht konnte nun einmal die arme Signora nicht freundlich anschauen und Mancher wurde ihm ernstlich böse darum. In den Proben war es manchmal wirklich gar zu arg, da gab er ihr kaum Antwort, wenn sie eine Frage that, da schrie er „Forte", wenn sie um „Pianissimo" bat, und schwang oft den Tactstab so wüthig, als wollte er die Sängerin zuerst und nachher jeden einzelnen Musiker, und zuletzt sich selbst gründlich zerschlagen. Am Schlimmsten war's, daß die Signora selbst darunter recht bitter zu leiden schien, obgleich sie niemals klagte und so sanftmüthig und geduldig aussah wie ein Engel. Wenn er die Stirn in tiefe Falten zog und so heftig sich abwendete von ihr, da schaute sie oft so wehmüthig bittend zu ihm herüber, daß es einen Stein hätte erweichen müssen. Hatte er denn gar kein Herz, der eigensinnige Kapellmeister?

Signora Valdesturla hatte sich längst schon bei einer ehrsamen Wittwe einquartirt, die im Gewandgäßchen wohnte, und da lebte sie denn still nur ihren Studien. Gar selten ging ihr holdes Angesicht wie ein Stern vor ihren zahlreichen Verehrern draußen vor den Thoren auf;

wer sie sehen wollte, mußte warten bis zu den Concertabenden, oder wenn sie eben in die Probe schlüpfte, oder in die Messe ging, die sie niemals versäumte. Wenn aber in einer der Stadtkirchen der Musikdirector Schicht die Orgel spielte, so fehlte die fremde Sängerin gewiß nie. Still kniete sie, nach Art der frommen katholischen Christen, in einem Winkel nieder und faltete die Hände und ließ die herrlichen Orgeltöne unbekümmert um die vielen neugierigen Augen rings umher in ihre Seele strömen. Wenn sie dann aufstand, sah sie aus als ob ihr eine schwere Last vom Herzen genommen und der Schritt, mit dem sie fortging, schien viel leichter als der, mit dem sie gekommen. Ob der Orgelspieler da oben wohl ahnete, wer ihm immer so andächtig zuhörte? Gewißlich nicht, er wäre sonst am Ende gar trotzig aufgestanden und weggelaufen, mitten im schönsten Präludio, oder hätte vielleicht die Kirchenthüren fortan zu schließen befohlen. Er mußte es aber ärger und ärger treiben mit seinem finstern gehässigen Wesen der armen Signora gegenüber, denn die guten Leipziger erzählten sich, daß die Sängerin eines Tages ihr Leid unter Thränen dem alten, wackern Cantor der Thomasschule geklagt, der sie zuweilen zu besuchen pflegte. Der habe denn etwa folgendermaßen geantwortet, (die ehrsame Wittwe hatte es nämlich ganz genau durch die Thür gehört): „liebes Kind, grämt Euch

nicht, wir deutschen Musiker sind eben ein wunderliches Völkchen. Wir meinen nämlich: wem der liebe Gott ein Gut verliehen, wie eben eine klingende prächtige Stimme, der müsse solches Gut alleiniglich zu Ehren und zum Preise des Gebers verwenden, der müsse dem Herrn lobsingen in allerlei köstlichen Weisen, und somit auch Anderer Herzen zum Himmel heben, wie man das eigene in den Himmel trägt. Wir leben ja, wie Vater Bach, unser Vorbild gethan, mit unserer Musik, wie mit all unserm Thun und Lassen im Dienste des Herrn; Ihr welschen Musikanten lebt im Dienste der Welt. Ihr seht, mein Kind, diese beiden Wege führen weit auseinander! Und wer einmal der Welt dient, der ist ihr verfallen mit Leib und Seele, der kann auch in der Kirche nicht mehr recht andächtig singen, der kann keine ruhigen Fermaten mehr halten, der hat keinen großartigen Tonflügelschag mehr; das trillert und wirbelt und flattert und schnörkelt überall. Und daß Ihr mit Euren herrlichen Gaben auch nur der Welt dient und eitel der Welt, das ist's, was den wackern Schicht so unwirrsch macht gegen Euch, und es thut dem deutschen Musikanten gar zu weh, daß er mit dieser Stimme Euch nur für die Ohren eitler Weltkinder trillern hört. Aber ich glaube fest: nur eine fromme deutsche Arie mit Eurer Stimme, nur eine langathmige Fermate, nur ein stolzes schwellendes Por-

tamento, — und er ist bekehrt! Glaubt mir, ich kenne sein Herz besser, als er's meint!“

Was die Sängerin auf diese Rede des ehrwürdigen Cantors geantwortet, konnte die ehrsame Wittwe leider nicht hören; ihre Katze war in der Küche in den Waschzuber gefallen und hatte sie durch ihr Gepolter von der Thür vertrieben.

Seit jenem Tage aber sah man die fremde Sängerin oft den Weg nach Auerbachs Hof einschlagen, den Markt entlang gehen, in das Thomasgäßchen einbiegen, und an der Kirche vorüber in die Thomasschule schlüpfen, in das Stübchen des alten Doles. Wer etwa hätte warten wollen bis sie wieder herauskam, würde wohl eine gute Stunde und darüber auf Posten haben bleiben müssen, aber belohnt wäre der harrende Ritter worden, denn das Gesichtchen der Signora leuchtete dann immer wie das Antlitz einer Rose, die ein warmer Sonnenstrahl eben getroffen.

Und Johann Gottfried Schicht? — Nun, der arbeitete eifriger als je, wenigstens sah man ihn selten oder nie auf den Straßen, auch zu seinem alten Meister und Freunde Doles schlich er nur, wie weiland Nicodemus zum Herrn, dann und wann einmal zur Nachtzeit. Der Schein seiner Lampe schimmerte immer recht lange in das Dunkel hinaus und hin und wieder konnte man

seinen Schatten sehen, der auf- und abzugleiten schien. Viel fertig wurde aber doch nicht, trotz dieses Fleißes; die Arbeit an der Pellegrini-Celloniſchen Gesangschule, die er mit allerlei Berichtigungen und Zusätzen versah, rückte nur langsam vorwärts. Auch mit dem Anfertigen des neuen Textes zu den achtstimmigen Motetten des Johann Sebastian Bach, und zu dem „Stabat mater" des Vater Haydn, sowie zu Mozarts F dur-Messe wollte es gar nicht recht vorwärts gehen und ein Clavierconcert eigener Composition hatte er gleich nach der Vollendung in tausend Stücke gerissen, es klang ganz abscheulich „italienisch", wie er selbst im höchsten Zorn ausrief. Wer hatte nur das große Tintenfaß verzaubert und das Notenpapier und all' die Partituren und das getreue Spinett, und das ganze Stübchen? Wer lehrte den Fingern des wackern Schicht auf den schwarzen Tasten oft stundenlang immer und immer den Schlußsatz irgend einer Arie des Maëstro Hasse wiederholen, einer Arie, die Signora Valdesturla im letzten Concerte gesungen? Welche böse Fee oder Zauberin sang und trillerte nur so unablässig vor den Ohren des deutschen Musikers? Wem gehörten diese Augen, die so schmachtend und zärtlich blickten, wem diese Lippen, die so freundlich lächelten, wem diese üppige Gestalt, die sich dem Bewohner des stillen Stübchens immer und immer in den Weg stellte? — Es

war durchaus eine „Teufellinne“, ein „Götzenbild“, und er, Johann Gottfried Schicht, der deutsche Musiker, sollte anbetend die Knie beugen vor solcher Erscheinung? Nimmermehr!

Es war am Morgen des 20. Septembers 1786, als der Cantor Doles seinen lieben Freund in einem kurzen Brieflein zu sich beschied in seine Wohnung. Gar ärgerlich schob Schicht allerlei beschriebene Blätter zusammen. — Warum mußte auch gerade jetzt die Störung kommen, wo er eben mit dem Entwurf einer „Grundlehre der Harmonie“ beschäftigt, zum ersten Mal seit langer Zeit, einige Stunden ungestört von seinem geheimnißvollen Quälgeist gearbeitet hatte! Aber er ging doch: Doles war es ja, der rief! — „Glück zum Geburtstage!“ lachte ihm der würdige Cantor entgegen. — „„Geburtstag?! Ist heute mein Geburtstag?““ fragte Schicht verwundert. — „O, über den seltsamen Kauz und träumenden Notenjäger!“ schalt Doles. „Verdient der wohl ein Geburtstagsgeschenk?“

„„Ein Geburtstagsgeschenk? — mir!““ fragte der Erstaunte. — „Bleibt hier und spitzt fein die Ohren, derweil ich Euch einen Augenblick verlasse!“ gebot der alte Herr. „Selbige Geburtstagsgabe wird sodann alsogleich in schönster Form zum Vorschein kommen.“ Damit ging er in die anstoßende Stube, wo sein schmales Clavier aufgestellt war,

ließ aber die Thür weit offen. Dem Musikdirektor Schicht wurde in seiner Einsamkeit ganz beklommen zu Muthe, er wäre am Liebsten heimlich wieder davon gehuscht. Der Quälgeist erschien ja wieder vor seiner Seele, die großen Augen sahen ihn an und die süße Stimme sang in einem endlosen Triller: „t'amo!“ Es war wirklich zum Davonlaufen! — Da plötzlich tönte ein Accord und wieder einer, und so recht orgelartig ineinanderfließend und weich. O, das war ja Vater Doles Hand und diese Einleitung kannte Schicht auch gar wohl, es war das Vorspiel seiner Lieblingsarie, Altvater Bach hatte sie componirt, so recht aus seiner herrlichen, gläubigen Seele heraus. Der Text lautete:

„Mein gläubiges Herze,
Frohlocke, sing', scherze,
Dein Jesus ist da!
Weg Jammer, weg Klagen!
Ich will Euch nun sagen:
Mein Jesus ist da!“

Wer dieses frohe, fast jubelnde, heilige Gebet nun sang, aber so recht fromm sang, daß Altvater Bach selber seine Herzensfreude daran gehabt hätte, wer am Schlusse der kleinen Arie hereinstürzte mit thränenbethautem Gesicht, wer da lächelnd zuschaute, wie sich endlich zwei stilliebende Herzen durch die Macht der Musik gefunden, die selbige doch zuerst getrennt: wer hätte es nicht errathen?

„Hört Ihr nun, daß sie beten kann mit ihrer welschen Stimme!" sagte leise Doles seinem Freunde in's Ohr, „und nun ist's auch keine Sünde mehr, daß Ihr öffentlich anbetet! Habt's ja doch schon längst im Stillen gethan! Die heilige Cäcilia segnet jetzt den Bund." — Und Schicht nickte, — reden konnte er nicht —, hielt nur beide Hände der Vielgeliebten fest, und in seiner Seele sang und klang es, als ob alle Engelein darinnen musicirten. Sie spielten lauter Bach'sche Choräle, auch dazwischen einen von Doles, und zuletzt gar einen von einem gewissen Johann Gottfried Schicht, aber inmitten all dieser Feierklänge trillerte es doch auf und ab: „t'amo! t'amo!" O über den bösen lieben Quälgeist! — Wenige Zeit nachher brauchte sich Niemand in Leipzig mehr die Zunge zu zerbrechen an dem häßlichen welschen Namen Signora Valdesturla, die Sängerin aus Pisa nannte sich „Constanze Schicht", und wer ein seliges Menschenantlitz sehen wollte, der brauchte nur den Johann Gottfried Schicht anzugucken, wenn er mit seinem Weibchen am Arm Sonntags vor den Thoren lustwandelte.

Neunzehn Jahre lang war Frau Constanze Schicht in den großen Stadtconcerten zu Leipzig thätig, neunzehn Jahre lang hat sie zur Freude Aller gesungen, bald

welsch, bald deutsch, und Johann Gottfried Schicht hat den Tact dazu geschlagen, und es war immer volle Harmonie zwischen der Sängerin und dem Musikmeister in und außer dem Concertsaal. — Und arbeiten ließ sichs wunderbar gut unter den Augen der herzlieben Hausfrau, die nur draußen die Sängerin, drinnen aber das schaffende sorgende Weib war, arbeiten ließ sich's, das zeigen die zahlreichen hinterlassenen Werke des wackeren Schicht, insbesondere sein „allgemeines Choralbuch", in welchem er über tausend Melodien gesammelt, worunter 306 eigens verfaßte Choräle.

Als Constanze Schicht in den Himmel ging, da war's, als ob eine schöne Melodie zerrissen worden, der Grundton, die Unterstimme, klang zwar noch fort, aber es war ein dunkler trauriger Klang; Johann Gottfried Schicht sehnte sich unablässig nach seiner geliebten Oberstimme, nach der eigentlichen Melodie seines ganzen Seins. Und am 16. Februar des Jahres 1823 erfüllte der liebe Gott dies stille geduldige Sehnen: sie klangen droben wieder zusammen in seliger unauflöslicher Vereinigung.



Der neue Hans Sachs.

„Hans Sachs war ein Schuh-
Macher und Poet dazu.“

Der alte katholische Pfarrer zu N. hatte eine wunderliche Sammlung von allerlei Raritäten. Seine Beichtkinder, die seine Vorliebe für dergleichen Seltsamkeiten kannten, hatten ihm diese Dinge so nach und nach zusammengeschleppt, der Eine schenkte ihm dies, der Andere jenes. Es war mancherlei Sehenswerthes darunter. Besaß der würdige Herr auch keine Sprosse jener Leiter, die der Erzvater Jacob im Traum gesehen, so konnte er doch

eine wirkliche Kohle aufweisen von jenem feurigen Ofen, der die bekannten drei Männer beherbergte. Auch ein Schwanzhaar eines der Löwen, deren Bekanntschaft der Prophet Daniel gemacht, war da, und ein hohler Backzahn des Bileam'schen Esels. Von manchem Kirchenhelden konnte er bewundernswerthe Dinge herzeigen, als z. B. die Zahnbürste des Papstes Sixtus und einen Hemdenknopf des heiligen Bonifaz. Daneben lag aber auch eine schöne braune Haarlocke der unglücklichen Marie von Schottland, und ein Strumpfband der heiligen Elisabeth von Thüringen. Stundenlang konnte sich der freundliche Alte erlustiren unter diesen Schätzen, indem er hin und wieder ein oder das andere Stücklein in die Hand nahm und betrachtete. Wem er recht gut war, dem zeigte er wohl Sonntags nach Tische seinen Raritätenkasten und erzählte von einem oder dem andern Dinge die dazu gehörige Geschichte.

Inmitten aller dieser Herrlichkeiten stand auch auf einem verblichenen blauseidenen Kissen ein Schuh von schwarzem Leder mit rothem Band eingefaßt. War es der Schuh einer Frau oder der eines heranwachsenden Kindes, der Fuß, der ihn getragen, mußte in jedem Fall äußerst zierlich gewesen sein. Mein Vetter, der junge Caplan, fragte einmal danach, als er bei Sr. Hochwürden zum Besuche war. „Das ist der Schuh der Friederike

Brion von Sesenheim," lautete die Antwort. „Ein jüngst verstorbenes Beichtkind, ein närrischer alter Schuhmachermeister, hat ihn mir geschenkt, und die Geschichte dazu mir kurz vor seinem Tode erzählt. Den Schuh dort, seht ihn Euch wohl an, hat nämlich nicht eine gewöhnliche Schusterfaust gemacht, sondern eine Dichterhand. Ja, ja, glaubt's nur! Einer hat ihn gemacht, dem es jene vielbesungene Friederike so gewaltig angethan, daß er darüber schier in Raserei verfallen. — Aber es ist auch ein sauberes Füßchen, nicht so?"

„O! die Geschichte!" bat mein Vetter sehr lebhaft und schob den gepolsterten Lehnstuhl an's Fenster. Der alte Herr lächelte, zündete sich seine Pfeife an und nahm in dem Stuhle Platz. Das Fenster war offen, der Fliederstrauch drängte sich herein mit seinen vollen Blüthentrauben. Das Sonnenlicht tanzte auf dem blank gescheuerten Fußboden: es ließ sich just eben so schön erzählen als lauschen. Und Sr. Hochwürden erzählte recht behaglich und langsam, als ob Einer mit der Feder neben ihm säße, dem er's dictirte.

Nicht weit von dem hübschen Städtchen Emmendingen, der vormaligen Hauptstadt der Markgrafschaft Hochberg, lag ein stattliches Dorf. Es hatte sich kein übles Plätzchen erwählt; die ganze Gegend glich einem schönen englischen Garten, wo reicher Wiesengrund, köstliche Obst-

pflanzungen, reizende Wald- und Buschpartien, malerische Hügel, klares rasch dahinfließendes Wasser abwechselnd das Auge des Beschauers erfreuen. Man könnte meinen, die Häuser wüßten ganz genau, daß sie an einer schönen anmuthigen Stelle stünden, der sie keine Schande machen dürften, alle sahen so weiß und rein aus, alle hatten rothe wohlerhaltene Dächer und blanke Fenster. Hie und da deckte wohl auch eine üppige Weinranke einen unverbesserlichen Schaden zu, oder ein paar mitleidige Lindenbäume nahmen eine etwas schiefe Hütte, oder eine zerfallene Mauer mitleidig in ihre grünen Arme und warfen ihre Schatten darüber hin. Das ganze Dorf machte einen Eindruck wie ein wohlgenährtes, sauber gehaltenes, im Klee ruhendes Schäflein. Die hübsche Kirche stand, wie es sich gebührt, ein wenig höher, und sah recht freundlich aus mit dem allezeit weit offenen Thürlein. Auf dem Marktplatz, in dessen Mitte ein kleiner Teich war, auf dem Gänse und Enten lustig herumschwammen, lag das nette Haus eines fleißigen und geschickten Schusters, hart an der Straße, die von Emmendingen herführte. Es war schon von weitem kenntlich an dem großen hölzernen Stiefel, der als Wahrzeichen an einem lang vorstehenden Haken in der Luft baumelte. Der Meister, der da wohnte, war so wohl bekannt und gerühmt, daß sogar Leute von Emmendin-

gen nach ihm schickten, um sich von ihm Maß nehmen zu lassen.

Eben saß er vor seiner Thür und feierte; denn es war ein Samstag Abend, mitten im Sommer des Jahres 177*. Der Meister im Schurzfell und schwarzen Käpplein — denn dazumal trugen die Handwerker noch keine Fracks und Handschuhe und schämten sich nicht, wenn man sie für das hielt, was sie eben waren — war eine recht stattliche Gestalt, just wie man sich die Zunftmeister der alten Zeiten denkt und sie auch gemalt sieht. Betrachtete man sein Gesicht, wenn er gerade die Augen niedergeschlagen, so kam Einem gewiß der Gedanke: das ist Einer, der ein schweres arbeitsames Stück Leben hinter sich hat; schlug er aber die hellblauen Augen auf, so wußte man allsogleich: der hat gerne gearbeitet und ist zufrieden in seiner Seele. Die Augen waren recht wie ein Feierabend; es überkam Einen wie behagliches Ausruhen, wenn man hineinschaute. Neben ihm saß sein oberster Geselle, Conrad, ein schlanker, bildhübscher Mensch, mit dunkeln Haaren und Augen, die aber so schüchtern und traurig blickten, wie die eines gefangenen Reh's. Sonderlich bleich sah er sonst nicht aus, er plauderte auch ganz heiter mit dem Meister, es hing nur etwas über ihm wie ein Schleier, er war nicht von Herzen froh, und das merkt man dem Menschen gleich an, wie man es der Blume

anmerkt, die lange im Schatten stand, wenn sie auch eben blüht. Seitwärts von Beiden saß auf einer Holzbank unter dem Lindenbaum des Meisters einziges Kind, im Dorfe unter dem Namen „Schön-Lieschen“ bekannt. Zwei andere junge Dirnen aus dem Dorfe saßen bei ihr und schwatzten halblaut. Sie trugen alle den hübschen bunten Rock jener Gegend, mit dem breiten schwarzen Saum, das knappe dunkle Mieder und die lang herabhängenden Zöpfe mit Bändern durchflochten. Eine frische, halbaufgebrochene Rose war kaum hübscher als das Gesicht des 16jährigen Lieschens, und kein Sonnenstrahl heitrer, als ihre blauen Kinderaugen. Hatte sie Jemand, der ihr zuhörte, so plauderte und lachte sie den ganzen Tag, hatte sie Niemanden, so sang und trällerte sie. Es gab nur einen einzigen Flecken auf der Welt, wo sie tief ernsthaft zu sein vermochte, und das war ein grüner Hügel mit schwarzem Kreuz: das Grab ihrer Mutter, die sie kaum gekannt. Das ganze Dorf liebte das junge Mädchen, sie war die begehrteste Tänzerin, aber da war Keine, die ihr das neidete.

Die helle Kirchenglocke läutete den kommenden Sonntag ein, die Schatten wurden länger, die Düfte der Lindenblüthen und Rosen, deren es viele im Dorfe gab, stärker. Männer und Frauen kamen vor die Thüren und ruhten nach gethaner Arbeit. Frisch gewaschene Kin-

der sprangen in ihren reinen Hemden, froh der Befreiung, wieder auf die Straße hinaus. Hie und da begrüßte ein Rind, gesättigt von der Weide kommend, seinen gewohnten Stall mit gedämpftem Gebrüll. Da kam ein einzelner Wanderer die Straße von Emmendingen her. Ein Ranzen hing auf seinen Schultern, er stützte sich auf einen Stab. Seine Kleider waren bestaubt, sein Schritt der eines Ermüdeten. „Mag wohl ein fahrender Maler sein," sagte Conrad leise zum Meister. Doch ehe der antworten konnte, trat der Fremde auf ihn zu, lüftete höflich sein Käpplein und sagte: „Meister, seid Ihr es nicht, der dem Herrn Schlosser zu Emmendingen die Stiefel macht, in denen er so wacker ausschreitet, daß es eine Lust ist?"

„„Ja, ich habe für ihn schon über Jahr und Tag gearbeitet,"" antwortete der Meister lächelnd.

„Nun dann ist auch der Brief da von ihm an Euch, und ich bin nicht fehl gegangen."

Der Meister erhob sich und ging in die Stube, um seine Brille aufzusetzen und das Schreiben zu lesen. Mittlerweile setzte sich der Fremde zu Conrad und redete freundlich mit ihm. Als nach einer langen Zeit, denn das Lesen von „Geschriebenem" war nicht eben die stärkste Seite des Meisters, derselbe wieder kam, sah er etwas verwundert aus, bot aber dem Ankömmling die Hand

und sagte: „„also Ihr wollt wirklich bei mir das Schuhmacherhandwerk erlernen?““

„Ja, wenn Ihr Geduld haben wollt mit mir!“

„„Gern; nur müßt Ihr Euch in mein Hausregiment in allen Stücken fügen.““

„Das verspreche ich Euch!“

Eine Stunde nachher war's, als ob der neue Geselle allezeit dagewesen. Die Andern redeten ruhig fort, und er saß bei ihnen auf der Bank, den Kopf an die Mauer gelehnt, wie Einer, der recht ausruht von vielem Wandern.

Schön-Lieschen, die ihm recht freundlich die Hand gereicht zum Willkommen, musterte nun mit den Freundinnen verstohlen sein Gesicht, und die Mädchen gestanden sich heimlich, er sei doch ein gar bildsauberer Bursche, nur der bittertraurige Zug über den Augenbrauen gefiel ihnen nicht. Der Fremde schien nicht zu ahnen, daß die hübschesten Mädchenaugen des Dorfes ihn musterten. Er genoß sichtlich der süßesten Ruhe. Von der Mauer des Häusleins fielen junge lose Weinranken kühlend auf seine Stirn, und der Lindenblüthenduft und die Bienen sangen zweistimmige Wiegenlieder, begleitet vom leisen Gekicher der schwatzenden Dirnen und dem sanften Klange der Feierabendglocken.

„„Also Reinhold Lenz heißt Ihr?““ fragte der Meister, als sie vom einfachen Nachtmahle aufstanden und Conrad die Leuchte nahm, um mit dem neuen Gesellen in die Kammer zu gehen.

Der Fremde nickte.

„„Das ist ein hübscher Name,““ meinte der Alte, „„Ihr könnt wohl zufrieden sein, so zu heißen, Ihr tragt so den Frühling allezeit mit Euch herum.““

„Ich wollt', es wäre so!“ sagte der neue Geselle dumpf und ging hastig zur Thür hinaus. Droben in der Kammer aber warf er sich mit den Kleidern auf sein Lager, und Conrad, der nicht schlafen konnte, hörte ihn die ganze Nacht seufzen und schluchzen.

Ein Paar Wochen später hatten sich Alle an den Fremden gewöhnt. Er war fleißig und anstellig. Freilich, wunderlich war und blieb er; aber da der sonst so strenge Meister sich alle seine Seltsamkeiten schweigend und geduldig gefallen ließ, ja da sie ihm gar nicht aufzufallen schienen, so sagten auch die Andern nichts. Es geschah nämlich sehr oft, daß er plötzlich Pfriemen und Leder wegwarf, den Schemel umstieß und hinausrannte in's Freie. Allda warf er sich an irgend einem einsamen Platze auf's Gras und hielt lange halblaute Reden in

die Luft hinaus. Conrad überraschte ihn oftmals so. Oder er stürzte hinauf in die kleine Kammer, wühlte in allerlei Papieren, nahm Tinte und Feder zur Hand und schrieb. Dann und wann sprang er auf, wildklingende Verse declamirend und heftig mit den Händen dazu fechtend. Zu solchen Stunden wagte Niemand ihn zu stören außer Conrad. Der ging ihm nach, wenn er gar zu lange fortblieb, und brachte ihn auch immer wieder in die Werkstatt zurück. Dieser große stille Mensch mit den sanften Augen schien eine seltsame Gewalt über den Reinhold zu haben. Legte Conrad seinen Arm um die Schultern des Unruhigen, und redete er ihm in seiner schlichten Weise treuherzig zu, so ließ er sich leiten wie ein Kind, stieß wohl einen tiefen Seufzer aus, schlug sich mit der Hand an die Stirn, und ging endlich ohne ein Wort zu sagen mit ihm. Abends, wenn sie beisammen in der Kammer waren, hatte der Conrad große Noth, den Reinhold dazu zu bringen, daß er sich zum Schlafe niederlegte, wie andere Menschenkinder. Gewöhnlich setzte er sich auf das schmale Fensterbrett, den Arm um das Fensterkreuz geschlungen, die Beine herabhängend in den kleinen Garten und sang mit halblauter Stimme allerlei wilde Lieder, die dem lauschenden Conrad einen Schauer nach dem andern durch Mark und Gebeine jagten. Und doch wich er nicht von ihm, es war als zöge ihn eine

gewaltige Macht unwiderstehlich hin zu dem seltsamen Menschen, über dessen ganzes Sein und Wesen der alte Meister ein so hartnäckiges Stillschweigen bewahrte, und der doch nimmermehr ein gewöhnlicher Schustergeselle war. Und allerlei Bücher hatte er in einem großen Koffer von Emmendingen geschickt bekommen, und viele Scripturen, daraus las er zuweilen dem Conrad vor. Auf dem einen Manuscript war ein wunderlicher Titel mit der Feder gekritzelt, allerlei schauerliche Thiergestalten und gräßliche Fratzen, und darunter stand: „Die sechs Landplagen, als da sind: Krieg, Hunger, Pest, Feuers- und Wassersnoth und Erdbeben, — Gedicht von Reinhold Lenz." Wunderliche Verse waren es, die er daraus zuweilen laut hersagte, dem Conrad lief es kalt dabei über den Rücken. Auch in fremden Sprachen redete er oft lange Zeit vor sich hin, bis er dann auffuhr und lachend sagte: „Aber das verstehst Du ja nicht, Conrad, das sind Verse, die der größte Dichter der Welt gemacht hat, und die ich gern recht glatt und schön in mein geliebtes Deutsch übertragen möchte. — Weißt Du, wer die Verse gemacht hat? Merke Dir seinen Namen und zieh Dein Käpplein allezeit ab, wenn Du ihn nennen hörst: William Shakespeare hieß er, und war ein Engländer." Und dann schlugen wundervolle deutsche Verse an das Ohr des geduldigen Hörers, der sie zwar nie ganz verstand,

beim Hören aber in einen wunderlichen Zustand versetzt wurde, ähnlich dem eines süß Träumenden. Nicht selten sogar fühlte er heiße Thränen über seine Wangen gehn, ohne daß er wußte, weshalb er eigentlich weine. — Bei solcher Gelegenheit war es aber, wo der Reinhold dem Conrad einmal heftig um den Hals fiel und rief: „Du schlichte treue Seele weißt, wo mir's fehlt und was mich martert, ohne daß Du's sagen kannst. Du bist aber selber krank, wie ich es bin.“

Der Conrad dachte lange nach über diese leidenschaftlichen Worte, konnte aber doch nicht mit ihnen fertig werden. „Ich bin wahrhaftig nicht krank,“ war allezeit der Endreim seiner Ueberlegung. Und dennoch krankte er, ihm selber unbewußt, an einer Krankheit, die schon Manchem den Tod gebracht: eine tiefe stille Liebe war in sein Herz gezogen zu dem holdseligen Töchterlein seines Meisters. Er ahnte nicht, daß diese Liebe sein ganzes Wesen durchdrang, wie die Wurzeln des Rosenstrauchs das Erdreich, worinnen er gepflanzt, und daß sie der Gedanke seiner Tage und der Traum seiner Nächte war. Schön-Lieschen war lieb und zuthulich gegen ihn wie gegen einen Bruder, gegen keinen Burschen im ganzen Dorfe war sie so. Seinen Strauß trug sie beim Tanze, und mit ihm tanzte sie jederzeit den ersten Schleifer. Niemals hatten sie sich gestritten, während sie doch mit dem

Bruder ihrer besten Freundin, dem blonden Müller-Heinrich, der ihr auf Tritt und Schritt neckend nachlief, tagtäglich sich zankte. Wie oft hatte der Conrad sie trösten müssen, wenn sie über die muthwilligen Neckereien des durchtriebenen Burschen weinte, dessen Vater der reichste Mann im Orte war. Er warf ihr nur zuweilen die allzu große Nachsicht gegen den Störenfried vor. Wenn der nämlich dem Schön-Lieschen noch so tolle Streiche gespielt, den Tag über, und er stellte ihr in der folgenden Nacht einen schönen Strauß vor das Kammerfenster, so war sie niemals dazu zu bringen, die Blumen fortzuwerfen hinaus auf die Straße, daß er's sehen mußte. „Es war mir nur leid um die hübschen Blumen," pflegte sie erröthend zu sagen, „sie sollen doch nicht umkommen um des Trotzkopfs willen."

Vor dem Reinhold fürchtete sich das Mädchen anfangs nicht wenig, und doch füllte ein unsagbares Mitleid mit ihm ihre ganze Seele. „Denkt an mich," sagte sie einmal zu Conrad, „dem da hat Gott ein schwer Kreuz zu tragen gegeben, und er ist just nicht dazu gemacht, es geduldig bis ans Ende zu schleppen. Wer wird bei ihm stehen, wenn er zusammenbricht?"

„„Der, welcher ihm das Kreuz auf die Schultern gelegt,"" antwortete der fromme Conrad; „„der liebe Gott giebt Keinem mehr, als er tragen kann.""

„Das sagen die Menschen so," meinte das Mädchen kopfschüttelnd, „aber der, welcher es zuerst gesagt, hat gewiß keine allzu schwere Last getragen. Die heilige Jungfrau behüte uns Alle!" — Und sie schlug ein andächtiges Kreuzlein.

Für den Reinhold stellte sie auch immer einen frischen Strauß in die Werkstube, sie schob ihm unvermerkt den besten Bissen hin des Mittags, sie redete mit ihm so lieblich, sie versuchte es sogar, ihn zum Tanzen zu beschwatzen, sodaß er wirklich einmal mit auf den Tanzplatz unter der Linde ging, um ihr den Gefallen zu thun. Ihre hübschesten Freundinnen führte sie ihm dort zu, die ihn lachend und erröthend zum Tanz aufzogen. Er tanzte auch, aber Schön-Lieschen wurde todtenblaß, als sie ihn tanzen sah, und bat den Conrad hinzugehen und ihm zuzureden, daß er aufhören möchte. Auch die Dirnen weigerten sich ferner mit ihm zu tanzen. „Er nimmt Einem den Athem fort!" sagten sie ängstlich. Der Reinhold hörte auch auf, als Conrad bat, aber er kam zu Schön-Lieschen und fragte barsch: „Warum wollt Ihr daß ich aufhöre, da Ihr mich doch zuvor mit Gewalt zum Tanze getrieben?" — „„Weil ich nicht gewußt habe, daß es eine Sünde sei, Euch tanzen zu machen!"" sagte sie und sah ihn fest an. „„Jetzt weiß ich's. Ihr tanzt, und möchtet Euch doch lieber

in's Grab legen. Der Gedanke kam mir, als ich Euch so sah.""

„Und Ihr habt Recht," antwortete er leise und weich und verließ augenblicklich den Tanzplatz.

Der Meister ließ den Reinhold, trotz aller Freiheit, die er ihm gewährte, dennoch keinen Augenblick außer Acht, und als die langen Herbst- und Winterabende kamen, da saßen die drei Männer oft in ernsten Gesprächen über Vaterland und Religion um den Tisch in der großen Wohnstube, daß die späte Nachtstunde darüber herankam, und dem Mädchen hinter dem Spinnrocken die Augen zufielen. Wenn sie wohl von ihrem Rädchen aufblinzelte, und den Vater und Conrad da sitzen sah, und den Reinhold dazwischen, da fiel ihr immer das Märchen vom verzauberten Prinzen ein, das ihr die Muhme im Bäckerhause so oft erzählt. Keinen Augenblick hätte sie sich gewundert, wenn der fremde Geselle, dessen zierliche Gestalt so wunderbar abstach gegen die Kraftgestalten der beiden Andern, plötzlich aufgestanden wäre und seinen blauen Kittel abwerfend, ein goldgesticktes Gewand mit blitzendem Königsstern enthüllt hätte. Der Kopf war so fein, so edel, so blaß; eine funkelnde Krone würde gut dazu gepaßt haben, meinte Schön-Lieschen. Sie dachte oft allen Ernstes darüber nach, was sie sich wohl wünschen sollte, wenn er sie fragte, — wie die entzau-

berten Königssöhne das ja allezeit in den Märchen zu thun pflegten. Ach! sie wußte wohl Etwas!! — Einen ordentlichen Stiefel lernte er auch nicht machen, der vermeintliche Prinz, so viel war gewiß, obgleich er sich redlich den ganzen Winter hindurch plagte, und der Conrad meinte lachend, daß er dem Reinhold jeden Freundschaftsdienst zu erweisen bereit sei, nur den einen nicht: ein paar von ihm gefertigte Stiefeln zu tragen. Reinhold warf auch bald Stiefelsohlen und Zubehör weg, und lernte Frauenschuhe zuschneiden. Ruhe zur Arbeit hatte er nun einmal nicht, es war ganz unmöglich, daß er ein Stück wirklich zu Ende brachte; Conrad wußte das, nahm ihm immer die angefangenen Schafte aus den Händen und schob ihm neues Leder hin.

Still und friedlich war der Winter hingegangen, der Frühling kam wieder und streute mit vollen Händen das junge Grün und frische Gras aus, von denen ein altes Lied sagt, daß sie, „auf's Herz gelegt, kranke Herzen wieder gesund machen". Wiesen und Wälder zogen neue Kleider an, und die Menschen auch. Frohe Vogelstimmen wurden in den Lüften laut, und frohe Hoffnungen erwachten in den Menschen, und dankbare Freude an der schönen Welt. Reinhold war jetzt weniger als sonst in der Werkstube zu finden, er trieb sich vom Morgen bis

zum Abend im Freien herum, und brachte oft, statt eines Straußes erster Frühlingsblumen, eine Menge mit Bleistift vollgekritzelter Blätter mit nach Hause. Nachts wanderte er ruhelos umher und sang und declamirte mehr als je. Dann fiel er wieder dem Conrad zu wiederholten Malen um den Hals, küßte und drückte ihn und rief: „Könnte ich Dir nur zeigen, was mich so sinnlos macht, könnte ich mir die Brust aufreißen, daß Du das zuckende Herz sähest, und die Dornen darin, die es zerstechen — — das Reden davon brächte Wahnsinn.“

Er kramte und wühlte in dieser Zeit auch viel in seinen Papieren, verbrannte Vieles und starrte dann stundenlang mit dem Ausdruck tiefster Schwermuth auf die Asche.

Wohl sagt man mit Recht: der Frühling weckt auch Blüthen in der Menschenbrust, d. i. frohen neuen Muth zum Weiterwandern, — aber nicht nur Rosen erwachen da, sondern auch Nachtviolen. Wen jemals ein schweres Leid getroffen, der fühlt es wieder im Frühling, wenn Alles rings umher glückselig ist. Jede vernarbte Wunde bricht leicht wieder auf zu dieser Zeit, und heilt sie auch schnell, nur durch eine Handvoll frischer Kräuter und Blumen, so schmerzt sie doch.

In den ersten Maientagen war es auch, wo der Conrad einmal ein unverbrannt gebliebenes Stück Papier

in der Dachkammer fand, worauf er die Handschrift seines Freundes erkannte. War es der abgerissene Anfang eines Briefes, oder ein Stückchen aus einem Tagebuche, — mit einer wunderlichen Empfindung entzifferte der junge Geselle folgende Worte:

Fort Louis.

„Den Sonntag waren wir in Sesenheim. — Wir blieben drei Tage dort. — Es ist als ob ich auf einer bezauberten Insel gewesen wäre; ich war dort ein ganz anderer Mensch, als ich hier bin. — Alles was ich geredet und gethan, habe ich im Traum gethan! — Friederike — —" Hier war der Inhalt eines Tintenfasses darüber geflossen, die Tinte hatte einen Theil der Schrift überzogen, und ein großer Riß durch das ganze Blatt machte, daß man nur sehr mühsam die obigen Worte noch lesen konnte. Conrad faltete es aber sorglich und steckte es zu sich, — das mußte Schön-Lieschen sehen, er wollte es ihr vorlesen, sie fand gewiß den Schlüssel dazu. Aber er konnte ihrer an jenem Tage gerade nicht habhaft werden. Sie hatte zu viel zu schaffen, es war ja das alljährliche Frühlingsfest heute, das allezeit im Walde gefeiert wurde. Das junge Volk zog schon um Mittag aus, die Alten folgten später. Die Bursche hatten schon am Abend vorher auf einem freien Platz im Walde Hütten aus frischen Birkenzweigen aufgerichtet.

Vor der größten war Raum genug, mit Beihülfe des buckeligen Fiedlers, der niemals fehlen durfte, einen Tanz zu wagen. Abends fuhr man in den Kähnen auf dem Flüßchen zurück bis vor das Dorf.

Diesmal war Schön-Lieschen nicht so heiter als gewöhnlich. Conrad meinte, es betrübe sie, daß der Reinhold sich geweigert, mitzugehen, und nach Emmendingen gewandert sei. Er hätte sie gern gefragt, auch gern von dem gefundenen Blatte geredet, das er schon auswendig wußte, und von tausend, tausend anderen Dingen — bestimmt wußte er freilich selbst nicht von was — das Herz war ihm aber so übervoll. — Das Mädchen entschlüpfte ihm jedoch immer, sie war auch nie allein, die lästigen Freundinnen hingen wie Kletten an ihr, und der junge Müllerssohn war neckischer und kecker als je. Kaum daß Conrad der Stillgeliebten beim Tanze zuflüstern konnte: er sehne sich einmal nach Herzenslust mit ihr zu reden; worauf sie ihn ganz verwundert angeschaut.

Im Kahne, beim Nachhausefahren, war der blonde Heinrich so muthwillig, daß Conrad es ihm ernst verweisen mußte. Er warf die Mädchen mit Blumen und Blättern, schaukelte den Kahn, daß er schwankte und ein allgemeines Kreischen entstand. Auch Schön-Lieschen machte eine heftige Bewegung des Schreckens, der Strauß Conrads fiel ihr von der Brust und tanzte einen Augenblick nachher

auf den Wellen. „O mein hübscher Strauß!“ rief das Mädchen. — Man hörte einen Sprung ins Wasser — der blonde Heinrich schwamm den Blumen nach. — Der Fluß war an dieser Stelle besonders tief, und der Müllerssohn kein besonderer Schwimmer. Als er einen Augenblick nachher wirklich in den Wellen verschwand, tönte ein Schrei, und eine Stimme, ach eine so liebe, liebe Mädchenstimme, nannte den Namen des Verschwundenen, mit dem Ausdruck herzzerreißenden Schmerzes. Schön-Lieschen warf sich im Kahn auf ihre Knie. Der Mond schien hell auf ihr todtblasses Gesicht. Aber neben ihr stand Einer, der war noch bleicher als sie selbst, allein Niemand sah das, denn Alle hatten ihre Augen auf die Wasserfläche gerichtet. Noch ein Moment der Qual, dann tauchte er auf, wie emporgerissen von jenem Rufe, er ruderte heran, den Blumenstrauß in der Hand, er näherte sich dem Kahne. Silberne Tropfen hingen in seinem Haar, die Wangen hatten etwas von ihrer Farbe verloren, die hübschen Lippen und Augen lachten aber. Wenige Minuten nachher war er im Kahn, aus dem sich manche runde Mädchenhand streckte ihm zu helfen. Schön-Lieschen allein regte sich nicht, und nur Einer sah den Blick und das Lächeln, das sie dem Wiederkehrenden schenkte, nur Einer den Blick und das Lächeln, das sie dagegen empfing. Heinrich saß nachher neben Lieschen und seiner Schwester, ging auch an

ihrer Seite bis tief ins Dorf hinein — aber sie scherzten und lachten nicht mit einander, wie wohl sonst; kein Wörtchen wurde laut. Daß der Blumenstrauß des Conrad vergessen im Kahne liegen geblieben, wer hatte Zeit daran zu denken, außer Einem?

Es geschieht wohl Manchem, daß er, statt rüstig dahinzuwandern auf seiner Lebensstraße, gleichsam anhält, sich niederwirft unter dem ersten schattigen Baum, und nun liegen bleibt und träumt. — Die Wolken ziehen über seinem Haupte dahin, singende Vögel flattern an ihm vorbei, die Sonnenstrahlen huschen durch die Blätter und berühren seine Stirn, Gestalten aller Art wandeln vorüber und nicken lächelnd, er sieht und hört Alles wie in süßem Halbschlummer; plötzlich fährt ein eisiger Wind daher und weckt ihn. Kälter und kälter weht es, er rafft sich erschreckt auf und will weiter wandern. Aber siehe, die mit ihm auszogen, sind längst weit, weit weg, winterlich ist es worden rings umher, die Straße sieht einsam und verändert aus, gelbe Blätter wirbeln um seine Füße, Regen und Schnee schlägt in sein Gesicht: wie mühevoll ist nun das Wandern! Und doch muß er fürbaß ziehen wie Alle; — Gott helfe ihm weiter!

Der Conrad hatte so geträumt, seitdem er in des Meisters Haus gezogen; er war jetzt wach geworden. Wie ihm zu Muthe war, als er in sein Kämmer-

lein trat, wo er den Gefährten in seinen Kleidern auf dem Bette tief schlafend fand, das weiß nur der, dessen Lichtaugen Tag und Nacht auf menschliches Elend niederschauen.

Am nächsten Tage war Sonntag, und da ging der Reinhold schon früh hinab zum Meister und bat ihn, dem Conrad und ihm selbigen Tag zu schenken, sie wollten mit einander einen tüchtigen Weg machen nach St. Landelin. Und als der Meister ihm freundlich gewährend die Hand gereicht, da gingen sie gleich nach dem Frühmahl, das sie in der Werkstube nahmen, auf und davon. Arm in Arm zogen sie durch die wunderschöne frühlingsfrische Gegend, und kehrten ein in mancher hübschen Schenke um einen Labetrunk. Als sie endlich an dem Ziel ihrer Wanderung anlangten, besuchten sie sogleich jene berühmte Wunderquelle, die an eben der Stelle aus dem Boden quoll, wo man in grauen Zeiten den heiligen Landelin so grausam ermordet. Ein Wallfahrtskirchlein stand gleich dabei. Fromme Beter knieten auf den Stufen des Altars, und frische Kränze lagen zu den Füßen des Heiligen, dessen hölzernes Standbild in der Kapelle angebracht war. — Lange, lange saßen die Beiden an dem kühlen Born in tiefem, leisem Gespräch, dann umarmten sie sich wie zwei Brüder und wanderten langsam wieder heim, und kamen erst bei Morgengrauen

ins Dorf zurück. Was sie sich da erzählt, hat der Conrad niemals einem Menschen anvertraut, aber wenn er später von seinem Reinhold redete, sagte er nur: „Wir hatten seit jener Stunde an dem St. Landelin-Brunnen kein Geheimniß mehr vor einander, und ich sah ein, daß das Kreuz, welches der liebe Gott auf meine Schultern gelegt, ein Kinderspiel sei gegen jenes, das er mit sich herumtrug.“ Er konnte es deshalb auch ertragen, daß am nächsten Morgen Schön-Lieschen sich mit Lächeln und Erröthen an seinen Hals hing und flüsterte: „Conrad, ich bin meines Heinrichs frohe Braut! Ich dachte, Du hättest es längst gewußt, wie gut ich ihm war“.

An demselben Abend bat er freilich den Meister um seinen Abschied, er wollte seine Wanderungen antreten nach wackerer Gesellen Art, wollte die schöne weite Welt besehen, und sich vielleicht an irgend einem friedlichen Fleck niederlassen als Meister. Der Reinhold hatte ihm das gerathen, und der Reinhold wußte, was ihm am besten gerathen mußte. Der Meister ließ ihn zwar ungern ziehen, aber da er ahnen mochte, was den Conrad so plötzlich forttrieb, so sagte er kein Wort dagegen.

In der Woche vor Conrads Scheiden sah man den Reinhold mit seltsamem Eifer in der Werkstube arbeiten. In der Nacht schrieb er viele Briefe, die sein Freund zu seiner Empfehlung mitnehmen sollte auf die Wanderschaft,

denn in den meisten Städten, die der junge Gesell zu sehen gedachte, lebten ihm Freunde. Diese Empfehlungsschreiben, die so ganz des Reinholds liebes warmes Herz zeigten, hat keiner jener Freunde, denen sie der Conrad später brachte, ohne Thränen lesen können, und man nahm den armen Schuhmachergesellen überall nicht minder freundlich auf, als wäre er ein berühmter Mann gewesen.

An einem wunderschönen Abend war's, als der Conrad aufbrach nach einem harten Abschied. Er konnte gar nicht aus der Werkstube wegkommen und von dem Schemel, worauf er manches Jahr gesessen. Das junge Brautpaar stand schüchtern in der Ecke; mit Schön-Lieschens Abschiedskuß auf den Lippen taumelte der Conrad endlich hinaus. Der Reinhold ging noch mit ihm bis tief in den Wald hinein, und dort fielen sie sich schluchzend in die Arme und konnten gar nicht von einander lassen. Endlich drückte Reinhold dem Freunde noch ein Päcklein in die Hände. „Das ist für sie, wenn Du nach Sesenheim kommst," flüsterte er. „Und den Brief hier giebst Du ihr auch! Schreibe mir's, ob die Schuhe passen! — Und nun ist's genug, nun geh!"

Conrad wandte sich — sie waren für immer geschieden.

Nur ein wandernder Schuhmachergesell war es, der

wenige Monate später den geweihten Boden von Sesenheim betrat. Seine Augen sahen das stille Dorf liegen, die weiße Kirche auf einer mäßigen Höhe rings umflossen von den grünen Wellen des Friedhofes, zu dem einige Stufen führten. Unten im Dorfe stand das Pfarrhaus, gelb getüncht, daneben Stall und Scheune, Bäume dazwischen und dahinter der herbstliche Garten. Dem Conrad war zu Muthe, als wandle jener Freund, der ihm damals im Walde das Päcklein in die Hand gedrückt, an seiner Seite, jener Pfarrerssohn aus Liefland, jener geniale Dichter und Uebersetzer, dem es gefallen, einmal eine Weile Schuhmachergesell zu spielen, und zeige ihm alle Plätzchen, wo er einst so selig gewesen. Schüchtern trat er in das Pfarrhaus. Kein Laut regte sich. Er meinte immer, aus der dunkeln Thür dort am Ende des Flurs müsse Jemand heraustreten und ihm sagen: „Tretet näher, wenn Ihr sie noch einmal schauen wollt, bevor wir sie einsargen; drinnen auf dem Schragen liegt sie bleich und still.“

Eine alte Magd kam endlich vom Hofe her und fragte nach seinem Begehr. „Sie sind alle nach Straßburg, nur die Friederike ist da. Will Er mit der reden, so muß er im Garten zuschauen.“

Da ging er denn hinein in den stillen Garten. Die Astern blühten, und die gelben Blätter lagen auf den

Wegen, die Herbstsonne vergoldete Alles. In der durchsichtig gewordenen Fliederlaube schimmerte ein Frauengewand. Conrad blieb stehen. Gleich darauf trat sie heraus, jene Frau, die geliebt wurde wie Wenige, und verlassen wie Tausende, jene Frau, die man Goethe's Friederike nannte, beneidete und pries, und die doch Nichts war als: ein armes „Röslein auf der Haiden", das „der wilde Knabe brach". Damals, als der Conrad sie sah, trug sie schon nicht mehr jene kleidsame Tracht, die Goethe beschrieben, jenen weißen Rock und das fest anschließende Leibchen und die schwarze Taffetschürze, auch forschte ihr Stumpfnäschen nicht mehr „frei und keck umher, als ob es keine Sorge gäbe auf der Welt". In ihrer dunklen Kleidung und leise gebeugten Haltung, an dem Blick ihrer Augen und dem Schmerzenslächeln ihres Mundes konnte wohl Jeder erkennen, daß sie das schwerste Leid der Erde kannte und — trug.

Wie es der junge Geselle angefangen, daß er ihr das Päcklein und den Brief Reinholds wirklich gegeben, was er dazu gesagt und was sie darauf geantwortet, das hat er niemals ordentlich zu erzählen gewußt. Zur Besinnung brachte ihn der Anblick eines Paars Schuhe von schwarzem Leder mit rothem Band eingefaßt; Reinhold hatte sie gemacht, das einzige Paar, das er je vollendet. — „Ob sie wohl passen mögen?" fragte da Con-

rad. „Ordentlich Maß hat der Reinhold doch wohl schwerlich genommen!“

Da lächelte Friederike Brion, wie ein Kind lächelt, das eben bitter geweint. Und sie neigte sich ein wenig, streifte einen ihrer Schuhe von den Füßen und trat in den Schuh, den Reinhold gemacht. Und siehe! Ein klein wenig drückte sie auf, wie jenes Aschenbrödel im Märchen, als es den goldenen Schuh probirt, und der Schuh des ungeschickten Schuhmachergesellen saß so zierlich und knapp wie angegossen.

Drei Tage ist der Conrad in Sesenheim geblieben und hat von Reinhold Lenz erzählen müssen. Als er in Straßburg wieder angekommen, war ihm, als habe er geträumt. Da war es denn gut, daß die sanfte Friederike ihm einen jener Schuhe geschenkt zum Andenken an den Reinhold und sich selber. Wie oft er auch später an diese Tage in Sesenheim und an die Zeit denken mochte, wo er neben Reinhold Lenz in der Werkstube gearbeitet, der kleine lederne Schuh sagte ihm dann immer: „Du hast sie wirklich durchlebt jene Zeit.“

Dem Reinhold erging es traurig, als der Conrad fort war; mit ihm war sein guter Engel gewichen. Mit seiner Geduld und Ruhe war's aus seit jener Abschiedsstunde im Walde. Von Tag zu Tag wurde er unbändiger.

Als Conrads erster Brief von Straßburg ankam, wurde Schön-Lieschens Hochzeitstag gefeiert. Da geschah etwas gar Wunderliches. Das Brautpaar war schon in der Kirche und stand, den Caplan erwartend, mit Freunden und Bekannten vor dem Altare. Statt des Caplans, der ein alter Mann und recht vergeßlich war, schritt plötzlich ein Anderer im Priesterornat aus der Sakristei. Schön-Lieschen erkannte ihn zuerst: der Schrecken lähmte ihre Zunge. Es war wahrhaftig der Reinhold Lenz im Chorrock, der ihm weit nachschleppte. Sein Gesicht erschien todtenbleich, aber seine Augen leuchteten wie zwei Sterne über Alle hin. Und mit seltsam ergreifender Stimme begann er zu reden über jenen herrlichen Spruch: 1 Korinth. 13, V. 1 u. 2: „Und wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntniß und hätten allen Glauben, also daß ich Berge versetzte und hätte der Liebe nicht, so wäre ich Nichts".

Nie hat vielleicht ein Mensch an heiliger Stätte über solchen Text herrlicher geredet als dieser bleiche kranke Mann. Der alte Caplan selbst, der zuerst, von Entsetzen wie versteinert, an der Thüre der Sakristei lehnte, richtete sich auf, schlug fromm ein Kreuz und faltete tief be-

wegt die Hände. Die Frauen und Mädchen zerflossen in Thränen, die Männer standen zerknirscht. Aber als die Rede beendet war, da wankte der Reinhold. Der würdige Caplan aber trat selbst hinzu und geleitete den Erschöpften in den nächsten Beichtstuhl. Dann traute er das junge Paar, und die Leute gingen still aus der Kirche. Den Reinhold hat man aber hinaustragen müssen, der war ohnmächtig geworden.

Obwohl ihm Niemand einen Vorwurf daraus gemacht, daß er in die Sakristei gedrungen und sich des Chorrocks bemächtigt, obgleich der Caplan selber ihn seitdem häufig besuchte, so war es doch jetzt vorbei mit dem Reinhold. Rastlose Unruhe trieb ihn hin und her, dazwischen kamen Anfälle von wirklicher Raserei, bis denn endlich der Meister den Herrn Schlosser in Emmendingen bat, den Armen heimzuholen. Da kam des Reinhold leiblicher Bruder aus Moskau, und nahm ihn mit sich in die Heimath. Daß er allda noch dreizehn volle Jahre gelebt, abwechselnd in Schwermuth und wildester Raserei, und endlich mit Friederikens Namen auf den Lippen selig entschlafen, erzählen uns viele Bücher. Keiner aber löst uns das Räthsel seines Jammers. Keines giebt Aufschluß über das eigentliche Verhältniß Friederikens zu ihm, und warum ihre Liebe so unsagbares Leid bringen mußte.

Warum er so untergehen mußte, der reiche, warme, herrliche Mensch und Dichter, weiß nur der, „so die Herzen und Nieren prüfet“.

Das war die Geschichte von dem kleinen ledernen Schuh, die der hochwürdige Pfarrherr meinem Vetter erzählte.



Die Handorgel der Urahne.

Auf welche wunderliche Art wird oft in der noch schlummernden Menschenseele zuerst jene Zauberkraft wach gerufen, die wir „musikalisches Genie“ nennen. In dem Einen singen es die Waldvögel wach, in dem Andern ein summender Wasserkessel, in dem Dritten ein rauschender Bach, in dem Vierten das leise Wiegenlied der Mutter. Es hat einen eigenen Reiz, solchem ersten Erwachen an dieser oder jener Gestalt aus den Reihen der Musiker nachzuspüren, auf die ersten Töne zu lauschen, die so süß und leise daherschweben wie fernes Glockenklingen.

Auf dem schönen Friedhofe zu Frankfurt am Main hat man mir einmal an einem warmen Frühlingsnach-

mittage einen halb versunkenen Grabhügel gezeigt, dicht bedeckt mit blühenden Veilchen. Weithin strömte ihr Duft. „Sie sind ganz von selbst hier gewachsen,“ flüsterte meine kleine Führerin mit geheimnißvoller Miene, „ein Musikant liegt da begraben, und auf solchen Hügeln da blühen allezeit Blumen, wenn auch keine Menschenhand sie pflanzte, sagt der Großvater!“

Das ist ein lieblicher Gedanke, nicht wahr? Aber eigentlich müßten aus jedem Musikantengrabe nur jene Blumen emporsprießen, die dem wirklichen Wesen und Schaffen Dessen, der unten schläft, entsprächen, es gleichsam bezeichneten. Sie würden dann zu Kennzeichen werden für Alle, die zu den stillen Hügeln andächtige Wallfahrt antreten wollten, zu schöneren besseren Kennzeichen, als schwere Steinmonumente und Kreuze. Mozart's Grab müßte dann einem Rosengarten gleichen; war er nicht selbst die strahlende herrliche Rose unter den Musikern aller Zeiten, weht es uns aus seinen Schöpfungen nicht an wie Rosenduft? Müßten nicht an Franz Schubert's Ruhelager Nachtviolen stehen, an Händel's Grab stolze Lilien, müßten sich in Haydn's Hügel nicht alle Frühlingsblumen theilen? Nur für Beethoven's Schlummerstätte keine Blumen; ihm zu Häupten müßte eine hohe Palme wehen, Königliches dem Königlichen! — Aber wer schlief denn unter jener reichen

Veilchendecke? — Ein schlichter Mann, den man seiner Zeit in Frankfurt gar hoch gehalten: der ausgezeichnete Cellospieler und Musiker Johann Gottfried Arnold.

Die Kleine mit den braunen Rehaugen hatte freilich den Namen nicht gewußt, der greise Großvater nannte ihn mir und setzte stolz hinzu: „sein Grab ist das erste, das ich in meinem Amt gegraben, am 31. Juli 1806. Ich habe aber auch den Arnold spielen gehört, und vergeß' es mein Tage nicht mehr; so wie der hat Keiner wieder gespielt, meine ich, und manches Frankfurter Kind aus jener Zeit meint das mit mir! Wenn Ihr den Regenschauer, der da eben heraufzieht, im Stübchen des Todtengräbers abzuwarten Euch nicht scheut, kann ich Euch von ihm erzählen." — Und ich folgte ihm, und nahm unter dem schöngeschnitzten Marienbilde Platz, das an der Wand hing, und ließ aus dem gegenüberliegenden kleinen Fenster meine Augen über die stillen Gräber gehen. Eine alte Schwarzwälder Uhr tickte, der Regen draußen rieselte leise nieder, die Kleine zu unsern Füßen flocht Immortellenkränze, — so hörte ich die Bruchstücke aus der Geschichte des Musikers unter der Veilchendecke.

In Niedernhall, einem Flecken im Hohenlohe'schen, unweit Oehringen, wurde am 1. Februar 1773 einem armen Schulmeister ein Sohn geboren. Das war eben kein sonderlich merkwürdiges Ereigniß in diesem Hause,

weshalb auch die Freude über den neuen Ankömmling gar nicht allzugroß schien; der kleinen Mäuler, die da vom Morgen bis zum Abend zu essen und zu trinken verlangten und zum Dank dafür gewaltig lärmten und schrien, waren eben genug da. Zudem erschien dieser Kleinste gar schwach und gebrechlich. Man gab ihm in der Nothtaufe die Namen: Johann Gottfried, und sein Pathe, der „Herr Schulze" vom Ort, zuckte geringschätzend die breiten Achseln über solch winziges Menschengebilde und meinte: der würde es, wenn er ja leben bleibe, doch höchstens zu einem mageren Schulmeisterlein bringen. Tief auf seufzte der Vater zu dieser Prophezeiung, die Mutter aber warf dem Schulzen einen bitterbösen Blick zu und raunte ihrem Manne ganz vernehmlich in's Ohr: „gräm' Dich nicht, er wird einmal was Besseres, als der dicke Schulze selber, die Urahne hat's gesagt. Hat er doch gleich am ersten Tage in's Licht geguckt, ohne zu zwinkern, und am zweiten den Kopf gedreht, als der Hahn im Hofe krähte. Das bedeutet großes Glück und Reichthum, sagt die Urahne!" — Mit dieser „Urahne" hat es nämlich folgende Bewandtniß. Sie war die blinde Großmutter des Schulmeisters, und wohnte oben in einer kleinen Dachkammer, die sie niemals verließ. Ihr einziger Sohn war auch Cantor und Schulmeister in Niederhall gewesen, und in der Kammer unter dem Dache hatte sie ihn

einst geboren. Seit seinem jähen Hinscheiden — sie brachten ihn der Mutter und seiner jungen Frau eines Tages todt von der Orgel hergetragen — war sie da eingezogen. Die Schwiegertochter brachte vor Schreck ihr zweites Kind zu frühe und todt zur Welt, und starb selbst kaum eine Woche nachher. Den dreijährigen Gottfried zog der Nachfolger des Verstorbenen auf, ein unverehelichter gutherziger Mann, der auch die Trauernde da oben ruhig in ihrer Kammer beließ. Nun nach so vielen Jahren war ihr Enkel eingerückt in des Vaters einstiges Amt, zu welchem man ihn auferzogen; er wäre aber gewiß lieber ein Jäger oder Fischer geworden, seines todten Vaters musikalischer Geist ruhete wenigstens nicht auf ihm. Er spielte zwar in der Kirche seine Choräle regelrecht herunter, war aber immer froh, wenn er die Orgelbank verlassen und draußen herumstreifen, oder sein Feld und kleines Gartengrundstück bestellen konnte. Auch das alte Spinett in der Unterstube, worauf sein Vater so oft bis tief in die Nacht hinein gespielt, rührte er selten an: es wäre ihm des Lärmens genug im Hause, meinte er, fünf Kinder machten der Musik nur allzuviel.

Den kleinen Johannes zählte man noch nicht mit; der war sehr still und fügsam, auch gar zu schwach und zart, um sich viel bemerkbar zu machen; es gehörte wirklich das muthige fröhliche Herz seiner Mutter dazu, um

an sein einstiges besonderes Glück zu glauben. Viel Mühe hatte sie nicht mit ihm, er lief ihr nicht davon, als er laufen konnte, wie die andern Kinder, er aß auch nicht bis zum Uebermaß, wälzte sich nicht in allen Pfützen herum, wenn sie ihm eben einen frischgewaschenen Kittel übergestreift, er verlangte nur immer zur Urahne und man brachte ihn auch immer dahin, er war ja dort wohl aufgehoben. Vor ihrem Kammerfenster stand ein alter Lindenbaum, der machte das Stübchen so heimlich dunkel, und in seinen Zweigen sangen die Vögel die lustigsten Lieder. Dann war auch das merkwürdige Spinnrad da, das die Aufmerksamkeit des Knaben fesselte, wenn die Urahne das Rädchen schnurren ließ. Mehr aber als Alles bewunderte er eine ganz leichte kleine Drehorgel, die allezeit neben dem Sitze der Urahne auf einer hölzernen Bank stand. Die Urahne spielte sie manchmal. Sie hatte nur drei Weisen und war ein armes schlechtes Ding; man konnte einen Tanz darauf leiern, dann eine alte Volksmelodie: „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus“, und endlich den Choral: „Du Haupt voll Blut und Wunden“. Recht unheimlich klang's, wenn oft mitten in der Nacht die Tanzweise erschallte, dann das Volkslied, und endlich der Choral langsam und unsäglich traurig nachklang. — Um des Chorals willen hatte ja die Urahne vor vielen Jahren einem armen Drehorgelspieler

die Orgel abgekauft, mit den beiden goldnen Schaustücken, die sie als einzigen Schatz besessen; dieser Choral war es ja gewesen, bei dem ihr Sohn damals todt zusammengebrochen war: es war sein Lieblingsstück. In bitterschweren und in frohen Stunden hatte er ihn allezeit gespielt, am Morgen, als sein Vater begraben worden, und am Morgen, da man sein erstes Kind getauft. Freilich hätte die Urahne lieber den Choral allein gehabt, aber die Tanzweise und das Volkslied ließen sich nicht abschütteln, und so konnte sie denn nur immer spielen, was gerade an der Reihe war.

Der Schulmeister und seine Familie kümmerten sich kaum mehr um diese Orgeltöne, den kleinen Johannes aber ließen diese dumpfen Klänge Schlaf und Essen und Trinken vergessen, und als er kaum vier Jahr alt war, da konnte er jede der drei Melodien fehlerfrei nachsingen. Den größten Theil des Tages brachte er in der engen Kammer zu, und die Urahne, die sonst nie Kinder um sich leiden mochte, liebte es eben, diesen kleinen Kopf an ihren Knien zu fühlen, und diese feinen warmen Hände an ihren runzelvollen Wangen. Auch an der Orgel ließ sie ihn drehen, aber nur wenn jene Tanzmelodie oder das Volkslied an der Reihe war. Den Choral spielte sie immer selber, und dann sang der Knabe leise mit wie ein junger Vogel, der zum erstenmal seine Kehle versucht.

Eines Tages fragte er sie: „Urahne, warum geht Ihr nicht in die Kirche? Da könnt Ihr Euren Choral viel schöner hören auf der großen ordentlichen Orgel."

„Ich warte, bis jener Traum in Erfüllung geht, den ich träumte in der Nacht, da Du geboren wurdest. Es träumte mir, ein Urenkelkind käme herein in meine Kammer und zerträte mir meine kleine Orgel. Aber ich wurde nicht zornig darüber, denn eine sanfte Stimme sagte, (sie klang just so wie eben Deine, Johannes): „ich will Euch Euren Choral besser spielen, Urahne, hört nur!" Und da war mit einemmale meine Kammer voll Klang und ich hörte den Choral, bei dem mein Sohn gestorben, so feierlich, so herrlich, so voll, daß ich weinen mußte. — Es klang fast wie Orgelton und doch nicht so gewaltig, es klang auch wieder wie die Nachtigallen singen, wenn sie bald scheiden wollen. Und ich faltete die Hände und Licht kam wieder in meine blinden Augen und ich sah: — Deinen Großvater und rief seinen Namen: Johannes! und — wachte auf, — — denn eben trat da Dein Vater an mein Bette und sagte: „ein Sohn ist mir geboren!" — Sie haben Dich auch Johannes genannt, weil ich diesen Namen so laut rief, als Dein Vater in die Kammer kam. Nun warte ich auf Dich, mein Kind. Denn wie könnte ich jemals wieder in die Kirche gehen, wo er gestorben,

und die Orgel wieder hören, vor der er seine Seele ausgehaucht?"

„„Urahne, könnte man Euren Choral auf der Fiedel des Geigenfritz spielen?""

„O ja wohl! Aber das klänge, wie wenn man in der Kirche zum Tanz aufspielen wollte — ich möcht's nicht hören! Es muß ein andres Instrument sein! Die Engel im Himmel mögen wohl wissen welches! Aber Du wirst's schon dermaleinst finden und — mich sehend machen! Ich hab's ja geträumt!" — Seit jener Stunde ging der Knabe herum wie im Traum; die Erinnerung an die Worte der Urahne verließ ihn keinen Augenblick. Der Vater mußte ihm alle Instrumente nennen, die er kannte, und bei jedem Namen fragte er: „klingt das wie eine Orgel und wie eine Nachtigall?" und immer lachte ihn der Vater aus und endlich schickte er ihn gar ungeduldig fort und stand ihm ferner keine Rede mehr. Tagelang trieb Johannes sich nun im Walde umher und hörte den Vögeln zu, und allerlei wunderliche Pläne schossen in ihm auf wie wilde Blumen. Ein tiefes Mitleid mit der Urahne beschlich sein junges Herz, o für sein Leben gern hätte er ihr ihren Choral gespielt, nur um sie einmal lächeln zu sehn und Licht ihren Augen zu geben! Denn daß dies Alles geschehen müßte, glaubte er fest. Die Worte: „ich warte auf Dich, Kind!" reizten ihn

von Tag zu Tage mehr, eine brennende Ungeduld überfiel ihn, eine glühende Sehnsucht, für die er noch keinen Namen wußte. Er bat seinen Vater ihn Noten lesen zu lehren; nach langem Sträuben entschloß sich dieser dazu. Ueberraschend schnell überwand Johann Gottfried alle diese trockenen Anfangsgründe der Musik und mit strahlendem Gesicht saß er bald stundenlang vor dem Spinett, ein altes Choralbuch vor sich, und mit den kleinen Fingern die Accorde greifend und Melodien suchend. — Aber diese Töne genügten ihm nur kurze Zeit, sie waren gar zu schnarrend und hart, und seufzend lief er wieder hinaus in den Wald und träumte sich als Dirigent der lieben Vögel, die nie schnarrten und nie falsch sangen.

Eines Tages lag er auch so wie immer sinnend und sehnend am Wege, hart an der Straße, die durch den Wald nach Oehringen führte, als ein Wagen langsam daher kam. Er sah aus, als ob er eben umgefallen gewesen, die eine Seite war ganz beschmutzt, das eine Pferd hinkte, das zweite hatte das Geschirr zerrissen, und der Kutscher das Gesicht verbunden. Ein Wunder war das nun eben nicht, denn die Wege waren dazumal dort gar zu böse, und dergleichen Unfälle kamen so häufig vor, daß der Schmied von Niedernhall ein ganz wohlhabender Mann geworden war nur vom Beschlagen der Pferde und vom Ausflicken der beschädigten Räder. Als der

Wagen näher kam, sah der Knabe einen ältlichen Herrn darin sitzen, dessen gepuderte Perrücke arg verschoben und zerdrückt und dessen Kleider gewaltig bestäubt und zerknittert waren. Er stieß seltsame Klagelaute aus und hatte sich über ein großes braunes Ding geneigt, das er auf den Knien hielt. Es sah fast aus wie eine Violine, nur viel größer und stärker. „O mein Cello, mein geliebtes Cello! warum zerbrach ich nicht alle Knochen im Leibe statt deiner. Mich hätten sie schon wieder zusammengeflickt, aber wer soll dich heilen mit deiner eingedrückten Brust! Ich werde dich verlieren und an dem Gram darüber elendiglich zu Grunde gehen. O Cello, mein geliebtes Cello!“ und dabei flossen ihm die Thränen über die Wangen und tropften auf den braunen Kasten, der da auf seinen Knien lag.

„Habt Ihr eine Violine zerbrochen?“ fragte der Knabe jetzt, als der Wagen stille stand, weil eines der Pferde sich im Geschirr verwickelt hatte. — „„O wenn es nur eine Violine wäre!““ rief der Fremde ganz zornig, „„es ist aber ein Cello, eine leibhaftige Cremoneserin.““

„Es sieht aber aus wie eine Violine, oder es könnte eine Violinmutter sein!“ sagte Johannes. Ich glaube aber gewiß, der Geigenfritz könnte das Ding machen, der hat früher lauter Violinen gemacht, weit, weit von hier, in Paris — und jetzt leimt er auch noch oft genug

seine eigene Geige zusammen, wenn er im Fallen über sie hinstürzt.“ — „„Toller Junge, meinst du ich ließe mir meine Cremoneserin von einem Pferdedoctor curiren?! Ich will nach Brüssel oder gar nach Paris selber um ihretwillen.““

„Aber da kommt just der Geigenfritz daher — fragt ihn doch nur einmal! Soll ich ihn herholen?“ Und Johannes lief, als er das halb unentschlossene Gesicht des Fremden sah, zu dem Geigenfritz und zog ihn zum Wagen in aller Eile und bebend vor Erregung ihm die wunderliche Geschichte von einer sterbenden „Violinmutter“ erzählend. Der alte Mann lachte und schüttelte den grauen Kopf, sich die Hände reibend, wie das so seine Gewohnheit war, wenn ihm etwas Spaß machte. Johannes war an seine Seltsamkeiten gewöhnt, wie jeder Mensch in Niedernhall, hatte ihm doch die Urahne schon oft erzählt, wie in früheren Zeiten der Geigenfritz ein äußerst geschickter Instrumentenbauer gewesen und gar in Paris gearbeitet und wacker die Geige gestrichen, um einer tollen Liebe zu des damaligen Schulzen schöner Else aber, die ihm ein Schnippchen schlug und mit einem hübschen Franzosen davonlief, ganz heruntergekommen sei. Jetzt spielte er schon seit vielen Jahren zum Tanze auf, und wo es am wildesten herging, war's ihm am liebsten. Er lebte von der Hand in den Mund, und schlief öfter

im Walde als in seiner elenden Kammer. Noth litt er nicht, denn Jeder war gut mit ihm, hielt man ihn doch für einen halb Irren. Der Fremde sah ihn recht mißtrauisch an, als er näher kam, und litt Anfangs kaum, daß der Geigenfritz sein geliebtes Instrument anschaute, nach und nach aber, da der Alte einige Fragen that und Bemerkungen machte, die gar wohl bekundeten, daß er in früheren Zeiten mehr denn eine Cremoneserin unter den Händen gehabt, faßte der Herr im Wagen Zutrauen. Wohl eine Stunde verging mit Hin- und Herreden, dann fuhr der Wagen zum Schmied von Niedernhall zum großen Troste des Kutschers, der ganz heimlich nach der Schenke fragte, die Anderen gingen in die Kammer des Geigenfritz. Dort zeigte der Geigenfritz dem Fremden einen Kasten voll wunderlicher Geräthschaften, auch vielerlei vergilbte Papiere mit großen Siegeln darunter, es waren die Zeugnisse seiner Geschicklichkeit. „Hier ist auch eines von einem großen Geigenkünstler, der dazumal eben nach Paris gekommen war, seht her, so hieß er." „Vanmaldare" stand da. — „„Das ist mein ältester Bruder!"" rief der Fremde und sein Gesicht strahlte. „„Er ist noch dort; nun ich will jetzt zu ihm und dann wollen wir Beide zusammen in Brüssel wohnen. Nun, hat er Euch einst seine geliebte Amati anvertraut, so will ich's auch jetzt mit meiner Cremoneserin wagen. Versucht's!""

Zwei Tage später saß der in ganz Deutschland hochberühmte und wohlbekannte Violoncell-Künstler Vanmaldare, Holländer von Geburt, bis jetzt an der Stuttgarter Capelle angestellt und von da nach Brüssel berufen, seelenvergnügt wieder mit seiner theuren Cremoneserin im Wagen. Sie war ganz geheilt, und Johannes war dabei gewesen, als er den ersten Strich auf ihren Saiten gethan. Als die herrlichen Töne so stolz und weich daherzogen, da stürzte der Knabe auf die Knie, überwältigt von einer tiefen Bewegung. Lange konnte er nicht sprechen, todtenblaß war er geworden, dann aber faltete er die Hände und sagte: „Das und kein anderes ist das Instrument, von dem die Urahne träumte. Das singt wie eine Orgel und wie eine Nachtigall. Das muß ich lernen, o helft mir doch! Nehmt mich mit, ich will Euch als Schuhputzer dienen, nur lehrt mich die Handgriffe auf der Violinmutter da!"

Die echten Musikantenherzen erkennen einander, welche Sprache die Lippen auch reden mögen, und die echten Musikantenherzen helfen auch einander, wo und wie sie sich auch begegnen mögen. Die klaren Augen Vanmaldare's ruhten lange und mild auf dem erregten Antlitz des Knaben, dann sagte er: „„sei ruhig, Du sollst ein Cellospieler werden, Kleiner, aber versprich mir auch, etwas Tüchtiges zu lernen. Ich lasse Dir mein zweites

Cello hier, der Kutscher mag es auspacken. Lernst Du was Ordentliches, so magst Du's behalten, lernst Du Nichts, nun so wirst Du ehrlich genug sein, es mir einst zurückzusenden. Der Geigenfritz kann Dich in den ersten Handgriffen unterrichten, einen bessern Lehrer könntest Du nicht haben.""

Das Alles geschah wirklich, es war kein Traum, es war kein Märchen, von der Urahne erzählt, — Johannes fühlte das Cello in seinen Händen. Und als sein großmüthiger Wohlthäter abgereist war, da weinte er ihm heiße Thränen des Dankes nach.

Seitdem war er unzertrennlich vom alten Geigenfritz, so bitter auch die Urahne sich darüber beklagte.

An ihrem 91. Geburtstage aber trat er früh in ihre Kammer mit seinem Cello, setzte sich nieder und stimmte, während ihm die hellen Thränen über die Wangen liefen, mit fester Hand jenen herrlichen Choral an: „O Haupt voll Blut und Wunden." Die Alte saß regungslos da, ein wahrhaft seliges Lächeln verklärte ihr Gesicht. Wie Engelsharfen fielen die Töne ihr in's Ohr, wie Engelsflügel wehte es um ihr wundes Herz. War das ihr Gottfried, der da spielte, waren es himmlische Stimmen, die sie riefen? Unwillkürlich stießen ihre Hände die kleine Handorgel von dem Schemel. Sie stürzte mit schrillem Klang zu Boden, als eben der letzte

feierliche Ton der Melodie die Luft durchzitterte. „Der Traum ist erfüllt,“ sagte die Urahne dann.

„Siehst Du nun auch, siehst Du wirklich, Urahne?“ fragte Johannes.

„Ich sehe meinen Gottfried!“ murmelte sie, sank zurück — und der liebe Gott hatte sie zu ihrem heißbeweinten Sohne geführt zu ewiger Vereinigung.

Das Cello des wackern Künstlers hatte doch dem Knaben Glück gebracht. Es fanden sich neue Lehrer für ihn, als der Geigenfritz die müden Augen schloß, es fanden sich Schützer, man schickte und brachte ihn bald hiehin, bald dorthin, Einer empfahl ihn dem Andern, und schon im Jahre 1798 wurde Johann Gottfried Arnold als erster Violoncellist am Stadttheater zu Frankfurt am Main angestellt. Vater und Mutter erlebten es noch.

Längst schon hatte ein Cello aus Cremona das Instrument Vanmaldare's ersetzt, längst Johann Gottfried Arnold seinen Wohlthäter von der glücklichen Wendung seines Geschicks in Kenntniß gesetzt, und kurz vor seinem Tode hatte noch der berühmte Cellist ihm aus Brüssel einige freundliche Worte geschrieben, das alte Cello aber hing, bekränzt mit frischen Ranken oder Immortellen, allezeit in dem Stübchen des jungen Musikers. Er betrachtete es wie sein Heiligenbild, er verehrte es wie

einen lebenden weisen Freund und Lehrer. Beim Anblick dieser braunen Getreuen erinnerte er sich der harten ersten Kämpfe gegen den Fingersatz, unter der Leitung des Geigenfritz. Wie weit lag jene Zeit hinter ihm! Längst schon hatte er jede technische Schwierigkeit auf diesem herrlichen Instrumente überwunden, seine Fertigkeit konnte man vollendet nennen. Aber was wollte das bedeuten gegen jenen zauberhaft seelischen Ton, den Arnold dem Cello zu entlocken verstand, und der die Herzen der Hörer so wunderbar ergriff, daß Augen, die seit Jahren das Weinen verlernten, sich mit Thränen füllten, und die Hände gefaltet in einander sanken beim Anhören eines Arnold'schen Adagio's? Etwas Feierlicheres, Frömmeres als ein Choralspiel konnte nicht gedacht werden. Hätte es doch die Urahne immer hören können! Wie oft dachte er das!

Außer diesen Choralsätzen spielte er jedoch meist eigene Compositionen, süße innige Weisen, die er vielleicht einst den Waldvögeln abgelauscht. Und das Herz spielte immer mit und trug deshalb die Töne auch wieder zu Herzen, denn nirgends bewahrheitet sich das Wort: „was von Herzen kommt, geht wieder zu Herzen“ so, wie in der lieben herrlichen Musik. — Wer den blassen, schlanken, feingliederigen Mann so stehen sah, die tiefen Augen ins Weite gerichtet, und wie die langathmigen Klänge unter seinen Händen aufstanden und daherwallten wie selige

erlöste Geister, der mußte meinen, daß mit solchen Tönen auch ein Stück seines innersten Lebens dahinströmen müsse. Und so war es auch, und so ist es immer, wo die Seele und das Herz wirklich mitsingen oder mitspielen. Die Töne wurden voller, kräftiger, köstlicher: — die Gestalt verfiel; die Klänge brausten immer mächtiger daher: — die Züge wurden feiner, durchsichtiger, die Augen blickten immer fremder.

Wer aber so im echten und rechten Dienste der heiligen Cäcilia sein Leben dahingiebt, dessen Stirn kränzt sie heimlich mit Rosen, deren Duft nur der treue Diener selber athmet. Johann Gottfried Arnold hörte es immerfort singen und klingen Tag und Nacht. „Ich träume wirkliche große Symphonien“ sagte er oft zu seinen Freunden, „und sie würden herrlich klingen, wenn ich sie aufschreiben könnte! Wenn ichs aber versuchen will, dann fliegen die Melodien weg wie aufgescheuchte Vögel.“

Stundenlang saß er an seinem offenen Fenster und versuchte seine klingenden Träume festzuhalten. Wie lauschte das einzige Töchterlein des reichen Mannes, dessen Haus ihm gegenüber lag, diesen Versuchen! Wie verklärte sich das lieblichste aller Mädchengesichter bei diesen Klängen! Lange beachtete er nicht, welch reizendes Menschenkind sich an seinem Spiel erfreute, bis endlich einmal,

nach einem wundervollen Adagio, eine Rose zu seinen Füßen niederfiel. Aufblickend gewahrte er nur noch ein erröthendes schönes Antlitz, wehende blonde Locken, eine grüßende weiße Hand — und das Bild war verschwunden. Aber es kehrte wieder, täglich wieder und Arnold gewöhnte sich an sein Erscheinen, wie an das Erscheinen der Sonnenstrahlen, die auch täglich um eine bestimmte Stunde sein Fenster streiften. Er grüßte nie hinüber, die Töne thaten es für ihn, und als Antwort flog zuweilen ein blühendes Zweiglein herein oder ein duftender Strauß. Das war eine wundersüße Zeit und die Symphonienträume wurden immer glühender. Zwischen all den neuen köstlichen Melodien schwebte ja eine leichte reizende Mädchengestalt, ein helles Engelsköpfchen lächelte und nickte — und die Urahne kam auch am Arme ihres Gottfried, und der freundliche Vanmaldare mit der gepuderten Perrücke saß auf einem Throne, sein Cello zwischen den Knien und winkte ihm, und Geigenfritz stand hinter ihm, eine Amati im Arm. Das waren Träume! Da verlohnte es sich doch zu träumen! — So ging der Sommer hin und der Herbst, und eines Abends — ach! es war ihm, als ob die holde Nachbarin seit einiger Zeit bleicher und ernster herüber geblickt — kam sie nicht an's Fenster um die bestimmte Stunde; wohl aber sah er viele Equipagen vor dem Nachbarhause stehen, und geschmückte

Menschen in das blumengeschmückte Thor eintreten. Und als die Dunkelheit hereinbrach, da flammten alle Fenster auf in blendendem Licht, und hin- und herwandelnde Schatten bewegten sich hinter den herabgelassenen Vorhängen.

Da wurde ihm das Herz so seltsam schwer und bang, ein tiefer, heißer Schmerz kam plötzlich über ihn, und er nahm sein geliebtes Cello und spielte. So herrlich hatte er noch nie gespielt! Wie Geistergruß zitterten die Töne, wie der Ruf sehnsuchtsvoller unendlicher Liebe zogen sie hinaus. Und drüben öffneten sich die Fenster, und die geschmückten Herren und Frauen drängten sich herbei, um zu lauschen; er sah es nicht. Seine Augen hingen nur an einem Fenster, an jenem wohlbekannten, an welchem sich allabendlich die Gestalt der Geliebten gezeigt. Und o! es war geöffnet wie die andern, aber nur eine einzige weiße Gestalt lehnte daran: zu ihr sprachen jetzt die Töne, zu ihr redete jetzt die Künstlerseele, und sie verstand ihre Sprache. Als Arnold endlich erschöpft den Bogen sinken ließ, da flogen Orangen- und Myrthenzweige, blüthenschwer, um die sich eine Passionsblumenranke schlang, herüber: — es war das Ende eines süßen kurzen „Sommermärchens“. — Rufen und Beifallsklatschen drang dann zu ihm; er aber schloß die Fenster und ließ die Vorhänge tief, tief herab.

In dieser Nacht aber träumte er eine Symphonie, wie er sie noch nie geträumt: klar und hell, wie eine Landschaft im Morgenlicht, lag beim Erwachen das geträumte Tonwerk vor ihm. Gott hatte ihm zum Ersatz für die blühende Rose, die er ihm eben genommen, eine unverwelkliche Blüthe an die Brust gelegt. Am andern Tage konnte Arnold die Symphonie aufschreiben, Note für Note, was ihm noch nie vorher gelungen.

Eben als er den letzten Tact geschrieben, trat einer seiner Freunde in sein Zimmer.

Triumphirend zeigte er sein eben vollendetes Werk.

„Warum hast Du sie nicht einige Tage früher aufgeschrieben, oder geträumt?“ sagte der Freund scherzend, „dann hätte man sie zur Hochzeit Deiner schönen Nachbarin aufführen können. Die reizende Anna hat sich so sehr „Musik,“ recht viel „Musik“ zu ihrer vorgestrigen Hochzeitsfeier gewünscht, ihr Mann aber, der reiche Banquier M., haßt jeden Ton, der nicht an den Goldklang gewisser Münzen erinnert. Ihm zum Trotz hätte man die Symphonie aufführen müssen!“

„Anna heißt sie und ist verheirathet?“ fragte ganz leise der Künstler.

„O! über den Träumer, der nicht sah, was ihm unter den Augen geschah! Verheirathet und über alle Berge: auf ein Jahr nach Italien!“

Die geträumte Symphonie des Johann Gottfried Arnold hat später der rühmlichst bekannte Musikalienverleger André in Offenbach drucken lassen. Das war eine unendliche Freude für den Componisten! Man wollte ihn auch mit der Aufführung überraschen, man fürchtete aber, er würde die Erregung, sein eigenes Werk nun auch zu hören, nicht ertragen. War er doch sichtlich schwächer geworden seit dem Herbst, verfiel doch seine Gestalt immer mehr und mehr, sank er doch oft ohnmächtig zusammen, wenn er gespielt. — Am Tage der Aufführung konnte er auch wirklich sein Stübchen nicht verlassen. In seinem Lehnstuhl sitzend, die Partitur seiner Symphonie auf den Knien, schien er im Geiste jeden Ton zu hören, jedem Accorde zu folgen. Mit schwacher Handbewegung tactirte er zuweilen. Mit dem letzten Tact klappte er das Buch zu, lehnte sich mit dem Lächeln seligster Befriedigung zurück, — und ein barmherziger Engel trug seine reine Seele hinauf in das Reich des ewigen Klanges und der ewigen Freude.

„Sie liegt ihm da gegenüber, seine Nachbarin, auch hier!" sagte der Friedhofwärter und zeigte mit dem Finger auf ein prächtiges Marmordenkmal, das eben die Strahlen der untergehenden Sonne warm beleuchteten.

„Todtkrank brachte man sie aus Italien heim, sie wollte in dem Zimmer des väterlichen Hauses sterben,

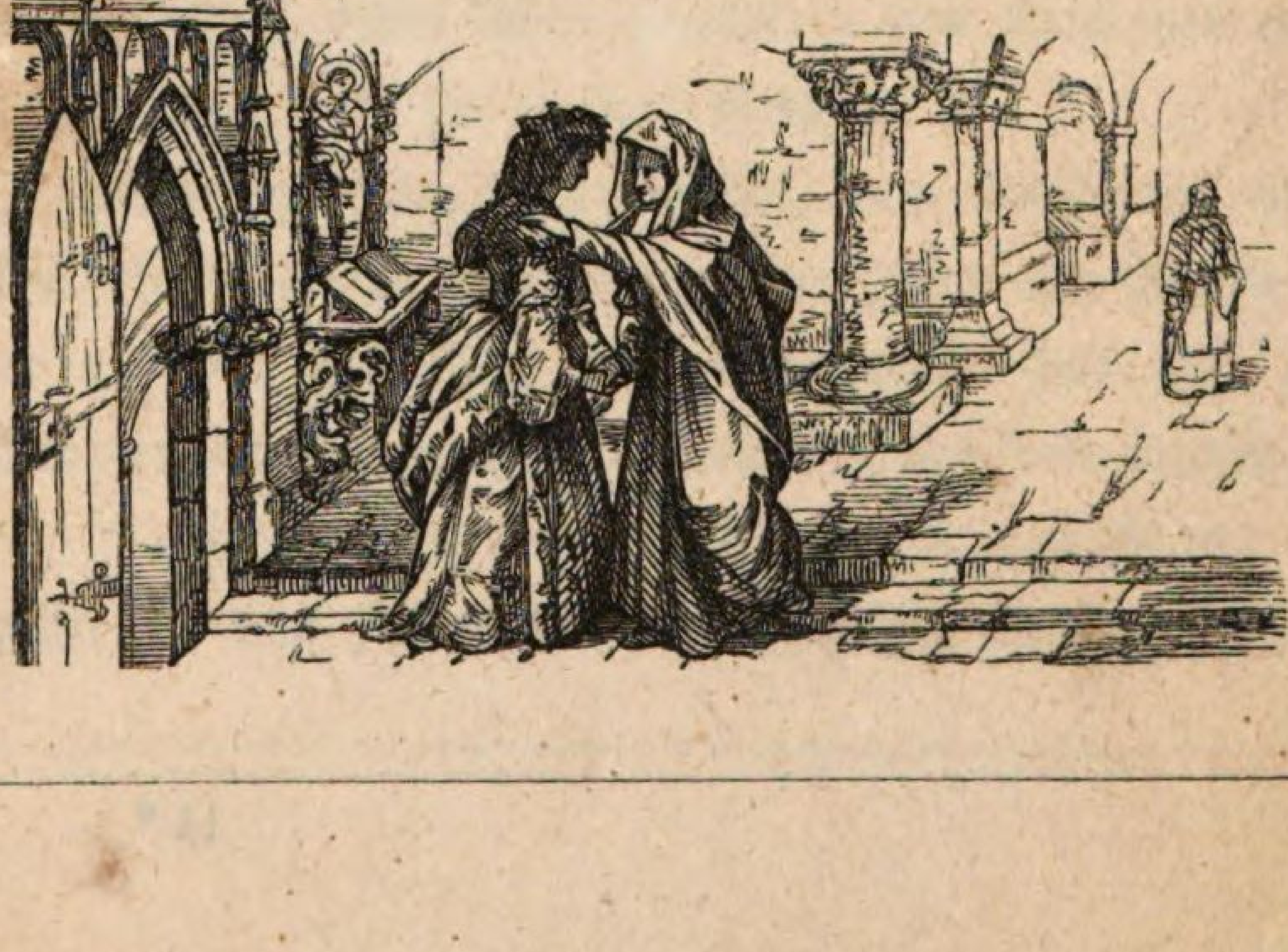
das seinem Fenster gegenüber lag. Wenige Stunden vor ihrem Tode beichtete sie den Ihrigen ihre Liebe, und in den letzten Augenblicken hat sie noch sein Cello gehört und mit verklärtem Gesicht im Bette sich aufgerichtet und gelauscht. Mit seinem Namen auf den Lippen ist sie gestorben. Sie hat ihren Herzliebsten droben nicht lange allein gelassen!"





Der kleine Jean Baptiste.

Es war im Jahre 1658 am 24. Oktober Abends 9 Uhr, als eine glänzende und zahlreiche Gesellschaft sich in dem Palais der eleganten Schützerin der freien Künste, der Marquise St. Remy



in Paris, versammelte. Die lange Reihe der Gemächer, ausgestattet mit dem schwerfälligen Luxus jener Zeit, schimmerte im blendendsten Kerzenlicht. Der große Saal, der den Schluß der Enfilade bildete, war diesmal zur Hälfte durch einen schweren purpurnen Vorhang getheilt, der ein anmuthiges Geheimniß zu verhüllen schien. Auf niedrigen Bänken saßen einige alte Musiker aus jener berühmten Truppe, die man „les vingt quatre violons" nannte. Sie hielten ihre Instrumente in den Händen und warfen neugierige Blicke auf die strahlende Gesellschaft, die vor ihren Augen auf- und niederwogte.

Die vielen schönen Frauen in ihren kostbaren, weit abstehenden Roben, Hals und Busen bedeckt mit strahlendem Schmuck, die jungen Cavaliere in ihren gestickten Hofkleidern standen oder wandelten in zwangloser Haltung und vertraulichem Flüstern in den Gemächern umher, nur einige ältere Damen höchsten Ranges hatten sich in reichvergoldeten Sesseln niedergelassen und einen kleinen Hofstaat um sich versammelt, der ihren Worten und Mienen ehrerbietig lauschte. Die Unterhaltung drehte sich meist um die letzten Feste bei Hofe, die bevorstehende Verlobung Philipp's von Orleans mit der reizenden, kaum 15jährigen Henriette von England, und um jene vorhangverhüllte Ueberraschung, von welcher die Marquise nur eben genug verrathen, um die allgemeine Neugier

auf das Höchste zu spannen. Man flüsterte sich in die Ohren, daß es sich um ein neues allerliebstes Schäferspiel des Abbé Perrin handele, zu welchem der Musikmeister Michel Lambert die Melodien gesetzt. Die Liebenswürdigkeit der Marquise wurde vielfach gepriesen, die dem Musiklehrer ihrer Tochter so bereitwillig ihr Haus zu solchen Zwecken öffne. Die Cavaliere forschten nach den Mitspielerinnen, die Frauen neckten den eleganten Abbé, den Dichter des zu hoffenden Spiels, der sich etwas blaß und erregt in verschiedene Fensternischen zu verstecken suchte: — mit einem Wort, man war in einer angenehmen Spannung.

Michel Lambert war gern gesehen in den Salons der Vornehmen. In der Kunst die Laute zu spielen, kam ihm Niemand gleich und man erzählte sich, daß er früher fast täglich dem gefürchteten Cardinal Richelieu vorgesungen und gespielt, wie weiland David dem finstern Saul. Er war der erste Gesanglehrer in Paris und seine schönen wohlgepflegten Hände blitzten von kostbaren Ringen, Geschenke hoher Schülerinnen, und alle Tage trug er an seinem gestickten Jabot eine andere werthvolle Busennadel. Augenblicklich waren von seiner einst so bezaubernden Stimme nur noch schwache Reste vorhanden, aber Michel Lambert brauchte diese Stimme nun auch nicht mehr, um durch ihre Hülfe das Terrain

der Pariser eleganten Gesellschaft zu erobern: er stand bereits auf ganz festen Füßen. Man ehrte ihn als den Verfasser des „Traité de l'accompagnement du Clavecin, de l'Orgue et des autres instruments“ so wie der „Principes du Clavecin“. Auch hatte er mehrere angenehme Trios componirt, die man gern executirte und hörte.

Heute sah man ihn nicht in der Gesellschaft; er war bei seinen Schauspielern hinter jenem Vorhange, und versuchte vergebens jenes unbehagliche „Etwas“ von sich abzuwehren, das junge Mädchen vor dem ersten Balle, junge Soldaten vor der ersten Schlacht, und junge Dichter vor dem ersten Erscheinen ihrer Stücke zu empfinden pflegen.

Hinter dem Saale, den man zur Hälfte in eine Bühne verwandelt, lagen noch drei Seitencabinette. Zwei davon hatten Ausgänge in den Ersteren und waren den Schauspielern eingeräumt worden, das dritte hatte aber nur ein Glasfenster, das einen Blick in den Saal gestattete, war durch eine Thür mit den inneren Gemächern des Hauses und durch eine geheime Treppe mit dem Garten verbunden. Es war das sogenannte Betzimmer der Marquise und jenes Fenster wohl nur dazu bestimmt, dem Gemache mehr Licht zu geben, da das andere Fenster desselben nach dem Garten hinausging und durch mäch-

tige Kastanienbäume im Frühjahr, Sommer und Herbst fast undurchsichtig gemacht wurde. Rothseidene Vorhänge fielen in dichten Falten bis auf den Boden, auf dem eine reiche Decke lag, und eine kostbare Lampe hing von dem Plafond herab, den kleinen Raum mit sanftem Lichte erfüllend. — Heute Abend sah das Betstübchen weltlich aus. Die büßende Magdalena, die dort hing, war verhüllt, der überaus kunstvoll geschnitzte Betschemel in den Winkel geschoben. Ein kostbarer Sessel und einige Tabourets standen an der Wand, dicht vor jenem Fenster, das in den Saal führte, und in die Mitte des Gemachs hatte man einen Marmortisch gerückt, bedeckt mit einer Auswahl der seltensten und kostbarsten Erfrischungen, und einer prunkenden Achatschale voll der ausgesuchtesten Blumen und Früchte.

Die Musiker stimmten schon sonder Scheu ihre Instrumente, als sich die Tapetenthür dieses reizenden Zimmers geräuschlos öffnete und zwei Mädchengestalten hereinschlüpften.

„Komm nur, fürchte nichts, Margot!" flüsterte die Kleinere von Beiden ihrer zögernden Gefährtin zu, „wir sind sicher hier; Niemand kennt diesen Versteck als Mama und Papa, und diese Beiden werden nicht auf den Gedanken kommen, uns hier aufzusuchen. O! wie schön wird es sein, durch dies Fensterchen Alles zu sehen und

zu hören! Immer in dem Kloster oder in der Kinderstube, das halte ich nun einmal nicht mehr aus! Wie lange dauert es doch, ehe man 16 Jahre alt wird! — Aber sieh — für wen haben sie diesen Tisch da aufgestellt?“ — Der Anblick der kunstvoll geordneten Früchte und Blumen ließ die Rednerin eine Weile verstummen. Die Andere trat auch heran und neugierig musterten Beide all' diese köstlichen Seltenheiten in den goldenen Schalen, die gar zudringlich den Appetit irgend eines unbekannten Gastes herausfordern zu wollen schienen.

„„Für wen haben sie das wohl hingestellt?““ wiederholte die Größere etwas ängstlich.

„Für wen Anders als für den Papa!“ rief die Andere heiter, nach kurzem Bedenken. „Hat er mir doch tausend Mal erzählt, wie steif und langweilig es sei bei diesen großen Festen, und wie es ihm ein ganz besonderes Vergnügen mache, dann und wann auf eine Stunde zu verschwinden. Das will er auch heute thun und da ließ er sich dies Gemach herrichten. Das ist herrlich! denn Papa schilt nicht, wenn er uns hier fände, er hat noch nie mit mir gescholten, so lange ich seine Tochter bin!“

„„Ja, der Marquis ist ein guter Stiefvater für Dich, Louison.““

„So gut, daß ich oft traurig bin, daß ich nicht sei-

nen Namen führe, daß man mich „Louise de Lavallière" nennt, anstatt „Louise de St. Remy". Glaubst Du, er würde auch nur eine ernste Miene machen, wenn wir ihm diese Herrlichkeiten da sogar ein wenig plünderten? Wir haben Zeit dazu. Es ist noch nicht 10 Uhr, und vor 11 Uhr werden sie wohl kaum anfangen zu spielen. So eben trugen die Diener Erfrischungen hinein, komm, wir wollen auch schmausen, liebe Margot. — Was würde Papa Lambert sagen, wenn er wüßte, wie nahe Du ihm bist!"

Margot nickte lachend. Beide Mädchen schoben sich die Tabourets an den Tisch und naschten von den aufgestellten Herrlichkeiten. Der Schein der Lampe von oben fiel voll auf ihre Gestalten. Keine von Beiden wußte, wie hübsch sie war in diesem Augenblick. Die Kleinere, Lebhaftere war Louise de Lavallière, ein Kind von 15 Jahren, die einzige Tochter der Marquise St. Remy, aus erster Ehe. Sie war blond, weiß, rosig, eine bezaubernde Elfe mit lachenden blauen Augen und dem schönsten Munde der Welt. Glückselig, von dem Kloster, in dem sie erzogen, auf einige Tage frei gegeben worden zu sein, nicht minder glückselig über die Ausführung jener kleinen List, die es ihr möglich machte, das Schäferspiel Perrins doch auch zu sehen und die Musik Lamberts, ihres Lehrers, dazu zu hören, war sie in der übermüthig-

sten Laune. Halb kniend, halb liegend stützte sie sich auf den Tisch. Ein weißes, loses, schon etwas zerdrücktes Kleid, mit blauen schweren Schleifen, ohne Reifrock floß um sie her, ein Bouquet welker Herstblumen war an der jungen Brust befestigt. Kein Puderstaub lag auf ihren goldnen Locken, in denen ihre kleinen reizenden Hände oft eine bedeutende Verwirrung anzurichten pflegten.

Ihre Begleiterin war Margot Lambert, die 16jährige Tochter des Musikmeisters. Sie war als echtes Kind ihres prunkliebenden Vaters sehr sorgfältig gekleidet in eine bauschige Robe von schwerem Seidenstoff von blaßrother Farbe mit Spitzen ausgeschmückt, in ihrem ursprünglich dunkeln aber reich gepuderten Haar waren Federn und Perlen angebracht. Zu ihrem schönen Gesicht und großen dunklen Augen standen Anzug und Frisur vortrefflich, und Margot Lambert wußte sich auch trotz ihrer 16 Jahre so zierlich und graziös zu benehmen, trat so sicher auf, daß Jeder, der die Beiden in Gesellschaft nebeneinander gesehen, sie unbedingt für das Fräulein de Lavallière, und Louison für des Musikmeisters Tochter gehalten haben würde. Louison war fast menschenscheu und nur frei und froh, wenn sie unter ihres Gleichen oder bei ihrem Stiefvater war, Margot dagegen früh daran gewöhnt worden mit Menschen und insbesondere mit Männern zu verkehren; sie stand seit dem, vor drei

Jahren erfolgten Tode ihrer Mutter dem Hause ihres Vaters, der viel Gesellschaften bei sich sah, mit großem Geschick vor.

„„Wer doch da drinnen sein dürfte unter all den glänzend geschmückten Frauen und Cavalieren!““ flüsterte jetzt Margot, auf den Saal zeigend.

„Nun, nach allen diesen steifen Leuten, die sich so gerade halten, sehne ich mich keinen Augenblick!“ antwortete Louison, eine köstliche Traube aufhebend, und langsam Beere nach Beere abpflückend. „Ja, wenn alle Frauen so freundlich und hübsch wären, wie Du und Mama, und alle Cavaliere so heiter und angenehm wie Monsieur Quinault, der immer kommt, um der Marquise seine Verse vorzulesen — —“.

„„Ah! Quinault! Den kenne ich auch. Der ist hübsch, aber er wird nie ein Hofmann werden,““ sagte die schlanke Margot etwas geringschätzend. „„Gefällt er Dir wirklich gut, oder hörst Du nur seine schönen Verse gern?““

„So oft ich zu den Füßen der Mama sitzend zuhören durfte, habe ich den Leser genau eben so hübsch gefunden wie die Verse. Und er hat mich allezeit so freundlich angeschaut und mich niemals behandelt wie ein kleines Mädchen aus der Kinderstube. Dafür bin ich ihm doppelt gut.“

„„Ich glaube, ihr Beiden paßt zu einander. Er ginge auch nur gezwungen an den Hof, wie Du!““

„Was sollte er auch da thun? Das gefällt mir gerade an ihm! Jetzt ist er noch ein freier Vogel und darf singen wie und wo er will, und nachher steckt man ihn in einen goldnen Käfig und hängt ein Tuch darüber, wenn er still schweigen soll. — Nein, wir wollen zusammen bleiben, Quinault und ich! Vielleicht werde ich noch einmal seine Frau! Mama neckt uns so oft mit unserer Freundschaft für einander. Wir ließen uns dann ein schönes kleines Schloß im Walde schenken und er läse mir den ganzen Tag seine Verse vor; Du darfst uns besuchen, Margot. Und ein tiefer großer Teich muß am Schlosse sein und Schwäne darauf und — —".

„„Aber Louison, Du sollst ja Hofdame werden in zwei Jahren! Vergißt Du das ganz?““

Louison legte die Traube weg und stützte den Kopf auf die Hand. — Ein tiefer trauriger Ernst breitete sich plötzlich über ihr Kindergesicht. „Warum erinnerst Du mich auch daran?“ sagte sie leise und wehmüthig, „ich wollte ja so vergnügt sein heut Abend. Sieh, dieser eine Gedanke verdirbt mir Alles. Die Mutter lacht mich aus und der Vater auch — aber ich kann nicht anders: ich fürchte mich vor dem Hofe, wie ich mich früher fürchtete, allein im Dunkeln zu schlafen.“

„„Könnt' ich doch mit Dir tauschen!““ sagte die Tochter Lamberts mit funkelnden Augen.

„Nun, die Tochter Deines Vaters möchte ich schon sein," antwortete Louison wieder heiter, „der ist allezeit so gut und geduldig, aber — sei mir deshalb nicht böse, Margot — den kecken Geiger könnte ich nicht heirathen, wie Du das willst."

„„Der kleine „Jean Baptiste" wird einmal berühmter werden, wie Dein Quinault,"" bemerkte Margot sichtlich beleidigt. „„Uebrigens heirathe ich ihn auch nicht eher als bis — der König selber einmal nach seiner Geige getanzt hat. Sieh', das habe ich ihm gesagt. Er spielt aber jetzt schon schöner als irgend Einer aus der Truppe der „vingt-quatre violons", das kannst Du glauben, und ich wette, wenn ihn der junge König nur einmal hörte, er tanzte eben so gern nach seinen köstlichen Melodien wie ich selber. Aber wie sollte unser Eins an den jungen Ludwig herankommen?""

„Warte bis ich Hofdame geworden bin und eine steife Robe und enge Schuhe trage, dann will ich Fürbitte thun bei ihm für Deinen kleinen kecken „Jean Baptiste" und auch für meinen guten schüchternen Quinault. Ich sehe den König dann ja täglich, und werde mich nicht ein Bischen mehr vor ihm fürchten als vor anderen Menschen. Sieh, so würde ich vor ihn hintreten —"

Sie sprang auf, richtete sich kerzengerade in die Höh',

sah die Freundin lachend an, faßte ihr Kleid an beiden Seiten zierlich zusammen, machte eine tiefe und langsame Verbeugung und sagte feierlich: „Sire!"

„„Warte!"" rief Margot, „„laß Dich zu dieser Vorstellung noch ein Wenig schmücken. Hier ist eine prächtige Rose. So — ich stecke sie Dir in's Haar. Nun noch einmal, Louison, Du bist viel geschickter als ich glaubte!""

„Sire!" begann Louison noch einmal.

Da öffnete sich plötzlich und geräuschlos die Tapetenthür hinter ihnen, — die beiden Kinder hörten es nicht — der Marquis St. Remy führte mit den Zeichen höchster Ehrerbietung einen hochgewachsenen Fremden herein, aber beide Männer blieben wie erstarrt fast auf der Schwelle stehen und schauten auf die liebliche Gruppe.

„Unglückskinder!" rief endlich der Marquis nach einem Blick auf das zerstörte kunstvolle Arrangement auf dem Tisch. Louison fuhr auf. „Papa!" rief sie und flog unbekümmert um den Fremden auf ihren Stiefvater zu, „nicht wahr, Ihr seid nicht böse? Ich wollte so gern auch einmal ein Schäferspiel sehen und die Musik meines Lehrers Lambert dazu hören, und da ich noch ein Kind bin, so guckte ich durchs Schlüsselloch, und Margot mußte mit gucken. O! seid uns nur nicht böse!"

Während dieser Rede hatte Margot die Freundin

am Kleide gezerrt, und der Marquis selber sie mehrmals ängstlich zu unterbrechen sich gemüht — vergebens.

Als sie geendet, trat der Fremde einen Schritt vor, verneigte sich und sagte scherzend: „„noch Einer möchte mit schauen, wird das Fräulein de Lavallière ihm dies gestatten?““

Bei dem ersten Tone dieser wundervoll melodischen Männerstimme fuhr ein leises Zittern durch die Gestalt des jungen Mädchens, ganz langsam wandte sie die Augen zu ihm hin, und ihr Blick begegnete jenen feurigen gebietenden Augen, denen kein Weib widerstanden, wenn sie sich herabließen zu bitten: den Augen des jungen Königs, Ludwigs XIV.

Louison hatte ihn nie gesehen, aber eine Ahnung beschlich ihr junges Herz, Todtenblässe bedeckte plötzlich ihre Wangen. Dann kam wieder ein glühendes Roth, namenlose Verwirrung, Angst, Beschämung — und halb schluchzend, überwältigt von einem Sturm widerstreitender unerklärlicher Gefühle, wandte sie sich zu Margot und rief: „O! wir haben ihm die schönsten Trauben aufgegessen!“

Dieser reizend kindliche Ruf, in dem sich das gepreßte Herz Luft machte, ließ den jungen König in ein heiteres Lachen ausbrechen, in das dann gar bald der Marquis, der sein geliebtes Stiefkind nie traurig sehen konnte,

einstimmte. Wenige Worte genügten, die unerwartete Anwesenheit der beiden Mädchen in dieser versteckten Loge zu erklären, in welcher, nach geheimer Absprache mit dem Marquis, Ludwig unbemerkt das neue Schäferspiel anzuhören gewünscht. Der König selbst bat für die „Kleinen“; sie durften bleiben und dicht vor ihm an jenem Fenster lauschen, als das Spiel draußen begann.

Der Marquis blieb unbeweglich hinter dem Sessel seines hohen Herrn stehen, aber sein Herz war wieder leicht geworden. O über den Schelm, diese Louison! — Während des Spieles schienen die jungen Mädchen ihren hohen Nachbar gänzlich vergessen zu haben. Louison saß wie zur Bildsäule erstarrt, nur ihre herrlichen blauen Augen lebten und strahlten. Margot neigte den hübschen Kopf oft zu ihr herüber und hatte viel zu flüstern und zu lachen. Der Marquis mußte sie zuweilen zur Ruhe verweisen. Den König schien die anmuthige Darstellung in seiner unmittelbaren Nähe mehr zu unterhalten, als die gespreizten Verse und steifen Melodien da draußen: er verwandte kaum einen Blick von den Beiden. Als das Stück unter dem lebhaften Beifallsruf der eleganten Gesellschaft vorüber war, erhob sich Ludwig XIV. mit so heller Stirn und heiterm Blick, daß das Herz des Marquis vor Stolz und Freude rascher schlug. Dann hörte er den König sagen: „Ich möchte gern diesen bei-

den hübschen Kindern den Schreck vergessen machen, den ich ihnen ohne meinen Willen bereitete. Mag mir Jede einen Wunsch sagen — mein königliches Wort, ich will ihn, wenn irgend möglich, erfüllen. Zuerst zu Euch, mein reizendes Fräulein de Lavallière!"

Aber die sonst so freimüthige kinderfrohe Louison war plötzlich wunderbar befangen und stumm. Sie zitterte, wechselte die Farbe und war keines Wortes mächtig. Auf die wiederholte Frage ihres Stiefvaters, ob sie nichts zu erbitten habe von der Gnade des Königs, schüttelte sie hastig den Kopf und zog sich dann scheu zurück. Da trat Margot vor, sie verneigte sich just so wie sie Louison sich verneigen gesehen, ehe der König eintrat, sah dann keck mit ihren blitzenden Augen zu ihm auf und sagte: „Sire! Mein Verlobter ist ein gar geschickter Geiger; erlaubt, daß er Euch einmal etwas vorgeige und gebt ihm einen guten Platz unter Euren Musikern."

„„Wie heißt denn der Glückliche, schönes Kind?"" fragte der junge König lächelnd.

„Man nennt ihn nur den kleinen „Jean Baptiste," er heißt aber eigentlich Lully, Sire, und ist ein Florentiner."

„Sire, der Kleine ist in der That kein übler Musikant," flüsterte der Marquis. „Er kam in seinem 12. Jahre durch den Ritter Guise nach Paris, der ihn seiner

damaligen Geliebten als Page zuführte. Der Knabe spielte die Laute schon allerliebst und verstand mit wunderlichen Grimassen artige Liebeslieder zu singen. Als aber die Gräfin Laura von ihrem Ritter kaum ein Jahr nachher verlassen wurde, steckte sie den italienischen Pagen unter ihr Küchenpersonal, um Rache zu nehmen an dem Geber. Der kleine Jean Baptiste mußte Rüben schaben und Pfannen auswischen, ließ sich stoßen und treten, bis er endlich eines Tages davon lief. Bei einem alten Straßengeiger lernte er die Geige, wurde in kurzer Frist ein tüchtiger Spieler, trieb sich in allen Schenken umher, bis ihn endlich Michel Lambert kennen lernte, der sich seiner annahm. Dieser treffliche Musikmeister hält jetzt so viel von dem kleinen Jean Baptiste, daß er ihn zum Bräutigam seines einzigen Töchterleins gemacht."

„„Da wollt Ihr wohl gern zur Stelle heirathen?““ fragte der König in der heitersten Laune.

„Unser Glück liegt jetzt in Euren Händen, Sire," sagte Margot schalkhaft lächelnd, „erlaubt nur, daß der kleine Jean Baptiste Euch öfters Etwas vorgeige. Ihr glaubt nicht wie schön seine Tanzweisen sind, — ein König braucht sich nicht zu schämen danach zu tanzen."

„„Nun, das zu erproben sind wir doch neugierig. Schickt mir denn Euren Florentiner. Ich will ihn hö-

ren. Ist er nur halb so gut, wie Ihr sagt, so will ich ihm zu seinem Glücke verhelfen — zu seiner hübschen Frau!""

Noch ein kurzes freundliches Grüßen, und Ludwig XIV. wandte sich zum Gehen. Da fiel Louison's Rose aus ihrem duftenden Haar dicht vor seine Füße nieder. Er bemerkte es nicht und zertrat achtlos die Blume, die das Mädchen nachher verstohlen aufhob.

Margot fiel ihrer kleinen Freundin wonnetrunken um den Hals. „Aber warum hast Du nicht für Deinen Quinault gebeten?" fragte die Tochter Lamberts, als der erste Freudenrausch vorüber.

„Für meinen Quinault?" wiederholte Louison plötzlich so fremd und stolz, daß Margot sie fast erschrocken anblickte. „Erinnere mich daran, wenn ich — Hofdame geworden bin."

Am nächsten Morgen stieg aber Louison de Lavallière mit verweinten Augen wieder in die schwerfällige Kutsche, um in das Kloster der Ursulinerinnen zurückgebracht zu werden. Allein ganz Paris erfuhr den Streich der „kleinen Mädchen" und belachte ihn, am meisten père Lambert.

Zwei Tage nach der Aufführung der „Pomona" des Abbé Perrin und Michel Lambert, stellte sich Jean Baptiste Lully seiner hübschen Braut als erster Geiger einer

von dem jungen König gestifteten Musikantentruppe, „les petits violons“, vor. Man hatte ihnen diesen Namen gegeben zum Unterschiede von den älteren „vingt-quatre violons“, aber eben dieser Name ärgerte, des Wörtchens „petit“ halber, den kleinen Jean Baptiste ganz gewaltig.

Als Margot die Nachricht seiner Erhöhung mit gebührender Freude entgegengenommen, fragte er sie: „Wann soll die Hochzeit sein?“

„„Ich lasse nicht ab von meinem ersten Ausspruch: wenn der König nach Deiner Geige getanzt haben wird, wie ich es so tausend Mal gethan!““

„Er soll es!“ lautete die Antwort. „Ehe drei Monate vergehen, wirst Du also Margot Lully sein.“

Nach etwa neun Wochen redete ganz Paris von einem entzückenden Fest- oder Tanzspiel, Ballet genannt, dessen Musik der kleine Geiger Lully componirt, und das so über die Maßen entzückend sei, daß der König erklärt, er selber wolle darin tanzen. Und so geschah es. Mit ungeheuren Kosten und unerhörter Pracht wurde die „Alcidione“ in Versailles aufgeführt, der Componist selber dirigirte, und die vornehmsten Frauen und Cavaliere des Hofes tanzten darin.

Unter den Zuschauern befand sich im besten Putz die glückstrahlende Margot Lambert an der Seite ihres Vaters.

Genau eine Woche nach diesem Abend waren die reizende Margot und der kleine Jean Baptiste ein Ehepaar.

Als der Neuvermählte seine junge erröthende Frau dem Könige, seinem Schützer, vorstellte, verlieh ihm dieser den Titel eines Capellmeisters der „petits violons“. Zu Margot sagte er scherzend: „von nun an spielt die Frau die Geige und der Mann muß tanzen. Beklagt Euch nur bei mir, wenn der Tänzer Euch einmal den Gehorsam verweigern sollte. Ihr sollt allezeit Hülfe finden — vergeßt das nicht!“

Jean Baptiste Lully war nun ein glücklicher Mann, er hatte nicht nur eine reizende Frau, er hatte auch tüchtige Musikanten, die ihm gehorchen mußten. Sein eifrigstes Streben war zunächst dahin gerichtet, seine Truppe so weit zu bringen, daß sie es wagen konnte, mit jenen berühmten vingt-quatre violons einen Wettkampf zu versuchen. Er componirte für seine Musiker die brillantesten Sinfonien, Trios und Märsche und studirte sie ihnen mit der peinlichsten Sorgfalt ein. Die jungen Musiker zitterten vor ihm, denn er war ein gar heftiger Dirigent, der bei dem geringsten falschen Ton in die unbändigste Wuth gerieth. Wie oft geschah es, daß er zu

dem Schuldigen hinlief, ihm das Instrument aus den Händen riß und es buchstäblich an ihm zerschlug. Am andern Tage schickte er freilich dem Mißhandelten ein neues Instrument von weit größerem Werthe, als das zerschmetterte war, und lud auch wohl den Gekränkten zu Tische ein, wo dann ein Lächeln und freundliches Wort der schönen Margot meist alle Schmerzen vergessen ließ.

Durch solche Strenge und solchen Eifer gelang es dem jungen Capellmeister denn auch bald, durch die ausgezeichneten Leistungen seiner Truppe sich nicht allein die Gunst des jungen musikliebenden Königs zu erhalten, sondern dieselbe in solchem Maße zu erhöhen, daß Ludwig XIV. ihn zu seinem Secretair ernannte, eine Würde, die den eiteln Jean Baptiste viel glücklicher machte, als das reichste Geschenk. Von da an wurde er übermüthig, so übermüthig, daß er dem stolzen Louvois, der ihm einmal verächtlich vorwarf, daß er eigentlich nur den Titel eines Hofnarren verdiene, keck und lachend zur Antwort gab: „Wie gern wäret Ihr selber Einer, wenn Ihr nur das Talent dazu besäßet! Zwischen mir und Euch ist ein kleiner Unterschied. Ihr müßt tanzen, wenn es der König befiehlt — oder würdet Ihr es etwa wagen, Euch dessen zu weigern? — und der König tanzt, wenn ich ihm aufspiele. Ich will lieber der Spieler sein, als ein solcher Tänzer wie Ihr!“

Ludwig lachte, als man ihm die Rede seines Günstlings überbrachte. Er konnte es nicht über sich gewinnen, dem kleinen Jean Baptiste, der ihm so köstliche Ballets componirte, ein strafendes Wort zu sagen.

Im 10. Jahre seiner Verheirathung hatte Lully schon sechs „Ballets des Arts“ componirt, dazu „la Princesse d'Elide“, den „l'amour médecin“ nach Molière und „l'éloge de Versailles“ von Quinault. Zu eben dieser Zeit aber flüsterte sich die Pariser Gesellschaft lachend in die Ohren, daß die hübsche Margot Lully eine Audienz beim Könige gehabt, um ihren Gatten seines tollen Lebens halber zu verklagen. Jedermann wußte, daß der kleine Jean Baptiste ein wüster Geselle war, dem Wein und den Weibern besonders hold, und daß er die Nächte mehr in den Straßen und Schenken, als in seinem Hause verbringe. Man sah ihm auch das ruhelose Leben an. Hübsch war er ja nie gewesen, aber jetzt mußte man ihn häßlich nennen. Zu dem blassen kleinen Gesichte, das unter einer mächtigen Perrücke hervorschaute, standen die rothgeränderten Augen und die rothgefärbte Nasenspitze übel genug, und seine Haltung war, wenn er nicht den Dirigentenstab in den Händen hielt, die eines erschöpften Greises. Dabei sprühten aber seine schmalgeschlitzten dunkeln Augen Funken von Geist und Bosheit, und wenn er unter seiner Musikantenschaar stand, so lebte und bebte

jede Muskel an ihm vor Erregung. Seine Allongenperrücke war allezeit verschoben oder zersaust, sein Jabot zerdrückt und die Spitzen seiner Manschetten flogen oft beim Dirigiren in Fetzen umher. Schon längst beherrschte er die sämmtlichen Musiktruppen der Hauptstadt, schon längst waren die „petits violons“ mit den „vingt-quatres“ verschmolzen. So wie er ausschließlicher König der Pariser Bühne war, so wagte überhaupt Niemand in Paris zu geigen, oder zu flöten, ohne sich des Schutzes Lully's versichert zu haben. Wer dem kleinen Jean Baptiste gefiel, gefiel auch den Parisern.

Die bittern Klagen und Thränen seines armen vernachlässigten Weibes, der einst so bezaubernden Margot, hatten doch die Folge, daß der König den Capellmeister kalt zu behandeln anfing, freilich ohne ihn weiter zur Rede zu stellen über sein Thun und Treiben.

Aber gerade diese Zugluft der Ungnade berührte den gegen einen tüchtigen Sturm Unempfindlichen gewaltig unangenehm. Er gab sich alle Mühe durch die verlockendsten Melodien seinen hohen Gönner wieder freundlich zu stimmen, — vergebens. Da versuchte er endlich in seiner Eigenschaft als „Lustigmacher“ einen Gewaltstreich. Der kleine Jean Baptiste trat eines Abends in Molière's „malade imaginaire“ als Pourceaugnac auf, trieb in dieser Rolle das tollste Zeug und ergriff endlich vor den

Apothekern und ihren Instrumenten so verzweifelt die Flucht, daß er zuletzt von der Bühne in das Orchester, und dort in den Ressonanzboden des Claviers hineinplumpte, der mit dumpfem Krachen in tausend Stücke zersprang. Der König brach in ein unauslöschliches Gelächter aus und der Lustigmacher nahm seinen alten Platz in seiner Gunst wieder ein: die Thränen der armen Margot waren vergessen.

Im Jahre 1672 eröffnete Lully als Musik- und Theatermeister ein wirkliches Theater mit „les fêtes de l'Amour et de Bacchus“, worin er mit Quinaults Hülfe die beliebtesten Scenen aus frühern Stücken äußerst geschickt mit einigen neuen zu verbinden gewußt hatte. Die Ausstattung war glänzend, der Hof entzückt. Dann folgte die Oper „Cadmus“ mit einem Prolog von Quinault, die erste Tragédie lyrique des französischen Theaters. Nach Molière's Tode erhielt Lully das Theater im Palais Royal, und zugleich die Gunst einer königlichen Ordonnanz, die den übrigen Pariser Theatern verbot, mehr als zwei Stimmen und 6 Violinen zu gebrauchen. Keiner hatte so festen Fuß gefaßt als der „Lustigmacher“.

Nun erst entfaltete er seine volle Thätigkeit. Seine erste Oper auf diesem neuen Theater war „Alceste“, zu der ihm wieder Quinault den Text dichtete, dann

folgte „Theseus“, der „Carneval“, „Atys“, „Isis“, mit der so beliebten und berühmten Scene im dritten Act, wo in meisterhafter Tonmalerei ein gewaltiger Sturmwind heranbraust. — Die größten Dichter Frankreichs drängten sich jetzt, ihm ein Libretto zu schreiben, Corneille dichtete ihm die „Psyche“, Fontenelle den „Bellerophon“.

Es war am letzten October des Jahres 1680, als man im Palais Royal Lullys neueste Oper „Armida“, (mit Quinault's Text) aufführte. Der kränkliche Dichter hatte viel Qual von seinen Arbeiten für den wunderlichen Componisten, — den fünften Act der Armida hatte er fünfmal für ihn umarbeiten müssen. Aber er ließ sich geduldig Alles von ihm gefallen. Durfte er dafür doch ganze Abende lang bei Margot Lully sitzen und von der reden, die zu lieben der schönste Jugendtraum seines Herzens gewesen war: von Louison de Lavallière. — Bei solchen Gesprächen und Erinnerungen röthete sich auch die bleiche Wange Margots wieder, und alles Leid fiel von ihrem Herzen ab, wenn sie ihrem schwermüthigen Freunde die lieblichen Bilder zeichnete von ihrer und Louisons Kindheit, und jenen verhängnißvollen Abend im Betzimmer der Marquise St. Remy wieder und wie-

der malte. — Damals zertrat des Königs Fuß achtlos die blühende Rose aus dem Haar Louison's; — wo war sie jetzt selber, jene schönste aller Rosen? —

Der Hof und Alles was Paris an Rang, Schönheit und Reichthum aufzuweisen hatte, war zur Aufführung von Lullys „Armida" versammelt. Die Titelrolle der Oper gab die bezaubernde Sängerin Marthe le Rochois. Man jubelte, man bewunderte, — das ganze Haus glich einem Meere von Licht, Glanz, berauschenden Tönen, Freudenrufen, und die Seele Lullys tauchte darin unter. Der König ließ ihn in seine Loge rufen und steckte ihm einen kostbaren Ring an den Finger, die Königin nahm ihr Bouquet von der Brust und reichte es lächelnd dem kleinen „Jean Baptiste"; hinter den Coulissen aber warf dieser Ring und Blumen in den Schooß der reizendsten Sängerin ihrer Zeit, in den Schooß der verführerischen Marthe le Rochois, die ihn dafür mit einem coquetten Fächerschlag auf die Wange beglückte.

Zu derselben Stunde trennten sich zwei Frauen an dem Sprachgitter des Klosters der Carmeliterinnen zu Paris. Die Eine, im lang herabwallenden Nonnengewande, führte im Kloster den Namen „Louise de la Misericorde". Sie streckte eben eine wunderschöne Hand aus dem Gitter der Weinenden hin, die ihre Stirn an die eisernen Stäbe preßte. „Sei getrost, Margot, richte

Dich auf!" sagte sie sanft, — „liebe Deine Kinder, da Du ihn nicht mehr lieben kannst, Du hast ja ein Recht dazu. Vergiß nicht, daß Du in diesem Recht tausend Mal glücklicher bist als ich. Verlassen wie Du, mußte ich ja die Geburt meiner Kinder mehr beweinen, als nachher ihren Tod.*) — Margot Lully ist in ihrem Jammer noch reich im Vergleich mit Louison de Lavallière." Margot Lully küßte die Hand der Freundin mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit. „„Bitte für mich, Du Heilige!"" sagte sie noch und ging.

Vor 22 Jahren, just an diesem Abend, saßen diese von Gram gebeugte Frau in der reichen Kleidung und diese Nonne mit dem Blick einer Himmelsbraut in dem kleinen Betzimmer der Marquise von St. Remy als zwei fröhliche lebenslustige Kinder beisammen, lachend und scherzend. Keine von Beiden dachte heute daran. Was war aus jener glänzenden Gesellschaft geworden, die damals die prächtigen Gemächer des Palastes füllte? Die Meisten von ihnen lagen lang ausgestreckt und schliefen den Todesschlaf, unter ihnen die Marquise selbst und Louisons zärtlicher Stiefvater, sowie Michel Lambert. Der berühmte Dichter Quinault war ein kranker finsterer Greis geworden; Lully allein schien glücklich. — Und

---

*) Louise de Lavallière's eigene Worte.

Margot und Louison? — Nun, die Eine war das verlassene Weib eines treulosen Gatten, die Andere — die verlassene Geliebte eines mächtigen Königs: eine zertretene Rose.

Die „Armida" des Lully hatte kaum fünf Aufführungen erlebt, als die Rochois sich plötzlich weigerte, ferner zu singen. Man sagte, daß sie ihr leicht bewegliches Herz und ihre Person für den Augenblick einem der hohen Herren vom Hofe zur Verfügung gestellt, der die Laune hatte, ihr zu verbieten, während der Dauer seiner Liebe die Bühne zu betreten. Oeffentlich in der Probe brach sie mit Lully und warf ihm die Rolle der Armida vor die Füße. Außer sich vor Wuth und Schmerz schlug er mit dem Tactstabe nach ihr, traf sich aber selber heftig an das Knie und wurde ohnmächtig nach Hause gebracht. Er verfiel in eine schwere Krankheit, von der er nicht wieder erstehen sollte. Aber seine Leiden wurden gemildert durch einen Engel, der von Stund an neben seinem Lager Platz nahm, den Kranken pflegte, ihn tröstete und ermuthigte, unermüdlich bei Tag und Nacht. Das Angesicht dieses Engels war zwar nicht so hell und wunderlieblich, wie man sich die Gesichter der Bewohner des Himmels zu denken pflegt, aber Lully meinte doch sehr bald, niemals ein schöneres Antlitz ge-

schaut zu haben. Margot Lully dagegen — denn sie war die Pflegerin — fing wieder an zu glauben, daß noch ein Glück möglich sei auf dieser dunklen Erde. Ihre Augen, deren Glanz ausgelöscht war von tausend Thränen, fingen wieder an zu strahlen, ihr Lächeln gewann den verlorenen Zauber wieder. Unter ihrer zärtlichen Pflege wurde Lully wieder so gestärkt, daß er sich zu Zeiten im Bett aufrichten und arbeiten konnte. So entstanden die ersten Acte einer Oper: „Achilles und Polyxena". — Der gestrenge Beichtvater des Kranken zürnte freilich gar sehr, als er ihn eines Tages bei dieser profanen Beschäftigung fand, und redete ihm so gewaltig ins Gewissen, daß er dem eifrigen Mahner endlich die bekritzelten Papiere hinschob mit den Worten: „So nehmt den Kram und verbrennt ihn, aber laßt mich dann auch in Frieden." — Achilles und Polyxena flogen wirklich ins Feuer. Als ihm aber nachher sein Weib sanfte Vorwürfe machte über die zerstörte Arbeit, flüsterte er ihr mit seinem alten schlauen Lächeln ins Ohr: „Sorge Dich nicht, Margot, ich habe eine wohlverwahrte Abschrift davon."

Am 22. März 1687 hauchte Jean Baptiste Lully im 54. Jahre seines Alters in den Armen Margots seine ruhelose Seele aus, um im Himmel um einen Capellmeisterposten zu werben.



Ein Sonntagskind.

Die Lebensgeschichte manches bedeutenden Menschen gleicht einem Feenmärchen aus alten Büchern, nur daß die Gestalten der guten und bösen Feen und Zauberer, die darin vorkommen, nicht in kostbaren, eitel silbernen und goldenen Gewändern daherzurauschen pflegen, nicht von Edelsteinen bedeckt erscheinen, nicht so majestätisch zürnen und donnern, noch so wundersüß lächeln, vor Allem aber niemals eine arme Hütte in einen glänzenden Pallast verwandeln, wie das gewöhnlich in jenen hübschen Geschichten aus der Kinderstube geschieht. Das heutige Feenvölkchen schlüpft in die schlichte Hülle menschlicher Erscheinungen, nur so wandeln Feen und

Zauberer neben ihren Schützlingen her, und sehr selten verschiebt sich einmal das verhüllende Gewand und — ein Stückchen Goldsaum verräth, wer dem glücklichen Menschenkinde eigentlich zur Seite steht.

Insbesondere sind es die sogenannten Sonntagskinder, die sich solch' eines Schutzes erfreuen. Was die Hand eines solchen Sonntagskindes berührt, nimmt eine andere schönere Gestalt an, was ein Sonntagskind mit festem Willen unternimmt, gelingt, ein Sonntagskind versteht die Sprache des Windes und das Flüstern der Blumen. Alle ächten Dichter sind geborene Sonntagskinder; in ihren Händen verwandelt sich ein schlichter Feldblumenstrauß in ein Bouquet wunderbarer Tropenblüthen, deren Duft berauscht, deren Farben wie Flammen glühn; jeder singende Vogel erzählt ihnen die lieblichsten Märchen, jeder einfache Kiesel leuchtet und blitzt wie ein Diamant. Die Augen anderer Menschenkinder sind freilich solchen Wundern verschlossen, sie träumen nur dann und wann von solchen zauberischen Dingen, hören auch im Schlaf allerlei verworrenes Singen und Klingen, und erwachen seufzend, um sich am Tage heimlich darnach zu sehnen. — Die Dichter-Sonntagskinder dürfen eben auch, wie jene am Sonntag Geborenen, mit offnen Augen träumen, vor ihren Ohren singt und klingt es immerfort, und wenn es geschieht, daß sie in-

mitten solcher Träume verhungern, — denn sie geben ihnen eben Alles, nur kein Brod, — nun, so trösten sich die Menschen, wie sie sich zu trösten pflegen, wenn sie einen Erfrorenen am Wege finden. „Er starb einen schönen Tod!“ sagen sie, „er fühlte den Tod nicht!“

Vor etwa 40 Jahren lebte hart an der prächtigen Kaiserstadt Petersburg in Wassili-Ostrow ein solches Dichter-Sonntagskind, Elisabeth Kulman genannt. Ihr Vater, von deutscher Abkunft, hatte unter Romanzow gefochten, man zählte ihn zu jenen Tapfern, die den berühmten Sieg bei Kagul für Rußland erkämpften. Zum ferneren Kriegsdienste durch zahlreiche Wunden untauglich, versuchte Boris Feodorowitsch Kulman seine ihm noch übrig gebliebenen Kräfte auf andere Weise zum Nutzen des Vaterlandes zu verwerthen: er trat mit dem Range eines Collegienraths in Staatsdienste. Seine beiden Söhne, begeistert von dem Beispiel des Vaters, traten nun an seiner Stelle in die Reihen der Krieger, Boris Feodorowitsch erlebte aber ihren Helden- und Opfertod nicht mehr, er erlag seinen Wunden bald nach der Geburt seines jüngsten Kindes Elisabeth, im Winter des Jahres 1809.

Die schweren Kriegsjahre 1812 und 1813 waren es, die der armen Wittwe Maria Kulman auch die letzte

Stütze, ihre blühenden Söhne raubte; sie blieben auf dem Schlachtfelde im fernen Deutschland. Seitdem sah man die unglückliche Frau nie mehr lächeln. Im innersten Leben gebrochen, zog sich die Trauernde mit ihrem zarten Töchterchen in die Einsamkeit zurück; sie floh die große lärmende Hauptstadt; eine entlegene Hütte in Wassili-Ostrow nahm beide auf. Vorübergehende betrachteten oft mit jener bangen Scheu, die beim Anblick des ächten Leides jede Seele überfällt, die hohe schlanke Gestalt der bleichen Frau, wenn sie, in Trauerkleider gehüllt, in dem kleinen ärmlichen Gärtchen mit dem Kinde an der Hand auf und nieder schritt, oder mit ihrer Handarbeit, durch welche sie ihr und ihrer Tochter Leben fristete, unter einer Pappel saß, dem einzigen Baum des schattenlosen Plätzchens.

So ging die Zeit hin, die Pappel wuchs, die Hecke des Gärtchens wurde höher und dichter, hie und da schossen Sträucher auf, sogar ein Blumenbeet erstand für Elisabeth, sie selbst aber stand wie ein weißes Rosenknöspchen mitten unter ihnen. Sie war nun sieben Jahre alt, und ein schlankes schönes Kind mit ernsten Augen, wie alle jene Kinder, auf deren Stirn früh der Thau der Thränen einer bekümmerten Wittwe gefallen. Elisabeth war der verkörperte Sonnenstrahl des kleinen Hauses, und ihre süße Stimme fiel wie Lerchensang in das

Herz der trauernden Mutter. Und doch gelang es dem Kinde nie, den Lippen der Geliebten ein Lächeln zu entlocken, so sehr sie sich auch mühte, so herzig sie auch plauderte, so lieblich sie auch schmeichelte; es war, als ob Maria ihr Lächeln mit dem Gatten und den Söhnen ins Grab gelegt. Dieser unüberwindliche düstere Gram, dieser nimmer weichende Ernst war der erste und einzige Schmerz für das Herz des Kindes. Wie oft faltete sie Abends in ihrem Bettchen die kleinen Hände und bat Gott, daß er die Mutter wieder lächeln lasse, und am Morgen schaute sie mit froher Spannung in das Antlitz der Theuern, still hoffend, daß ein Wunder geschehe und die Mutter lächeln werde. Stundenlang saß sie zu ihren Füßen auf einem hölzernen Schemel, und erzählte ihr von den Blumen im Garten, deren Geflüster sie belauscht, von dem lustigen Zeisig in der Hecke, der ihr seine Lebensgeschichte vorgezwitschert, von der Pappel, die am Abend immer so wunderbare Lieder rausche, und von den Sternen, die immer so tröstend dazwischen redeten. Und ihre Augen, diese lichtblauen Sterne mit den langen dunkeln Wimpern, erzählten noch schönere Geschichten als die rosigen Lippen, und die Mutter hörte so gerne zu. Es war hier anders, als in den lieben traulichen deutschen Kinderstuben: hier erzählt das Kind der Mutter, wo sonst die Mutter den Kleinen süß-schaurige

Märchen flüstert, hier erwuchs eine nordische Scheherazade, und wurde nicht müde zu reden. Maria Kulman unterrichtete ihr Kind selbst in den Anfangsgründen des Wissens, lehrte sie lesen und schreiben, und Elisabeth sprach schon im sechsten Jahre eben so geläufig deutsch wie russisch. Sie lebten still und ärmlich, aber glücklich in ihrer Weise, und Elisabeth hatte nur noch einen Wunsch: daß die Mutter wieder lächeln möge.

An einem Nachmittage im August saßen einstmals beide, Mutter und Tochter, in der kleinen Laube im Garten. Der Tag bereitete sich vor zum Abschied, langsam und stolz zog der Himmel den Abendmantel um die königlichen Schultern. Da rollte ein leichter einfacher Wagen herbei, hielt, und der einzelne Mann, der darin saß, stieg vor dem Hüttchen aus. Von Ferne sah man aber den Staub einer sich heranwälzenden Menschenwoge, und dumpfes Gemurmel kam näher und näher, aber jener Mann trat in das Gärtchen, ehe die Frauen auf das Getümmel achteten. Die kleine Elisabeth erhob sich unwillkürlich vor der hohen gebietenden Erscheinung, die so plötzlich vor ihr stand, vor jenem wunderbar schönen Angesicht, das wie aus einer Wolke auf sie niedersah; ihre Mutter aber fuhr auf mit einem schwachen Schrei und sank gleich darauf in die Knie mit dem Ruf: „der Kaiser!“ — Der hohe Fremde hob sie sanft auf und

führte sie mit einigen leisen Worten ins Haus. Elisabeth blieb zitternd im Gärtchen zurück und blickte ihnen nach; es wogte und wallte wunderbar in ihrem kleinen Herzen, ruhelos wandelte sie auf und ab, die festgefaltenen Hände drückte sie auf die Brust, das Athmen wurde ihr schwer und doch hatte sie sich noch nie so selig gefühlt. War dies wirklich der große Kaiser Alexander, jener königliche herrliche Mann, den sie eben mit der Mutter in der Thür des niederen Hauses verschwinden sah, o dann begriff sie, daß ihr Vater, ihre Brüder mit Freuden für ihn gestorben! Wie ein mächtiger Zauberer war er ihr erschienen, dessen Gebot Alles folgen mußte, dem Niemand zu widerstehen vermochte. Wie schön war er! Wie strahlend seine Stirn, wie siegend sein Blick! Sie hätte niederknieen mögen vor ihm, und doch hatte sie keine Furcht gefühlt, als sein Auge sie getroffen. „Aus Furcht sind sie auch nicht in den Tod gegangen, meine Geliebten, sondern aus L i e b e!“ sagte sie leise vor sich hin. Aber die Füße versagten ihr doch den Dienst, als die Stimme der Mutter nach einer kurzen Zeit ihren Namen rief. Bleich und bebend trat sie in das Stübchen, das jetzt der Fuß des Kaisers geweiht. Und er selbst stand hoch aufgerichtet in der Mitte, und es war so hell wie nie zuvor in dem kleinen Raum. Elisabeth's Auge flog zur Mutter — o Seligkeit! Auf dem Angesicht der Theuren

stand ein Lächeln, ein stolzes Lächeln, das erste, das Elisabeth's Augen je auf ihren Lippen gesehen.

„Er hat es gethan, er allein konnte es!" jubelte das Kind, stürzte auf den Kaiser zu und ergriff seine Hände, um sie schluchzeud zu küssen, das kleine Herz drohte zu brechen von den selsamen Gefühlen, die es so mächtig bestürmten. Alexander aber, der ritterliche Herrscher, beugte sich herab, hob die zarte Gestalt des Mädchens vom Boden auf und drückte einen Kuß auf die reine Kinderstirn. Dann ließ er sie sanft nieder, wandte sich noch mit einigen milden Worten an die Wittwe und machte eine Bewegung zu gehn. „O bleibe noch einen Augenblick, lieber Kaiser, laß mich Dein Angesicht noch einmal recht anschauen!" bat da die süße Stimme des Kindes so wunderbar rührend, daß der Kaiser Alexander stehen blieb, überrascht auf das Mädchen blickte und dann lächelnd sich herabneigend sagte: „„Nun, so sieh mich an, so lange Du willst. Gefalle ich Dir denn so gut?""

„O, Du siehst aus wie der Mond," antwortete Elisabeth, „und wo Du bist, da ist das schöne, sanfte Mondlicht; nun weiß ich auch, warum ich den Mond schon so lange liebgehabt!"

Der Kaiser legte seine schöne Hand auf das Haupt der Kleinen, blickte gedankenvoll in das erregte Antlitz Elisabeth's, dann sagte er ernst zu der Wittwe seines

treuen Dieners: „„Gott hat Euch noch eine holde Knospe zum Troste an's Herz gelegt, Madame; sie wird zur seltenen Blume erblüh'n, wenn nicht alle Zeichen trügen."" Und wieder sah Elisabeth das stolze Lächeln aufgehn auf der Stirn und den Lippen der Mutter, und dann — war der Kaiser verschwunden, den draußen die harrende Menge mit Jubelruf empfing.

Alexander der Erste war damals, am 27. Juli 1814, nach Petersburg zurückgekehrt, nach jenem denkwürdigen russisch-deutschen Kriege gegen Frankreich. Die erste Sorge des großherzigen Monarchen war das Schicksal der Hinterbliebenen seiner gefallenen Getreuen, und er sandte Boten des Trostes und der Hilfe umher in seinen weiten Landen, in die Hütten der armen Beraubten, und wo die Hand der Boten ihm nicht weich genug dünkte zu jenen Spenden, da erschien er selbst. Und wo war ein gebeugtes Herz, das sein Erscheinen nicht aufgerichtet, wo tönte eine Klage, die nicht verstummte vor den sanften Trostesworten *seiner* Lippen, wo eine Stirn, die düster blieb, wenn der Strahl *seines* Auges sie traf!

So war er auch in die niedere Hütte der Wittwe des tapferen und getreuen Boris Feodorowitsch eingetreten, hatte das Andenken der Todten geehrt durch Worte, die aus dem Herzen stiegen und das wunde Herz einer gebeugten Frau wie Balsam trafen, hatte der Verlassenen

seine mächtige helfende Hand geboten, allein Maria Kulman war stolz: sie dankte ihrem Kaiser, wies aber jede Hilfe zurück. Sein Besuch, das Andenken, das er ihrem Manne bewahrte, den Dank, den er ihr brachte, daß sie ihm ihre blühenden Söhne geopfert, war für ihre Seele die größte Genugthuung: — mehr begehrte sie nicht.

Die Nacht war jenem Augusttage längst gefolgt und noch immer saß Elisabeth regungslos auf jener Stelle, wo der Kaiser von ihr Abschied genommen. Sie hatte ihr Köpfchen auf die Knie der Mutter gelegt und hörte sie wie im Traume reden von dem Tode des Vaters und von dem Scheiden der Brüder. Vor ihrer Kindergestalt stand nur immer eine Gestalt im Strahlenglanze: die herrliche Gestalt des mächtigsten Herrschers, jenes wunderbaren Zauberers, der die liebe, liebe Mutter wieder lächeln lehrte. Sie sah sein Auge, sah sein Lächeln, das nie ein Menschenkind vergaß, dem es einmal gestrahlt, und hörte den Ton seiner Stimme, der so unwiderstehlich war. Da fiel plötzlich das Mondlicht voll und wunderschön in das kleine Gemach, jeden Gegenstand überfluthend und gleichsam verklärend. Da öffnete Elisabeth zum ersten Mal wieder die Lippen und sagte: „Ja, er ist wie der Mond, nicht wahr Mutter?! — Aber haben wir auch wirklich nicht geträumt, war er wirklich hier

in unserer armen Hütte?!“ Und ehe die Mutter zu antworten vermochte, fiel das Auge des Kindes auf den Boden, da lag, dicht zu Elisabeth's Füßen, ein kleiner Jasminzweig, der Kaiser hatte ihn getragen, wie die Mutter sich nachher gar wohl erinnerte. Welch ein köstlicher Fund! Welch reicher Schatz! Der Zauberer hatte, wie die echten Zauberer in den Feenmärchen, ein Zeichen seiner Gegenwart zurückgelassen. Elisabeth pflanzte noch an demselben Abend jenes Zweiglein, das der Kaiser an der Brust getragen, in ihren kleinen Garten, und da sie eben ein Sonntagskind, so schlug auch der Zweig Wurzel und wuchs bald frisch und fröhlich heran.

Seit jenem Besuch des Kaisers war eine Veränderung vorgegangen mit Elisabeth; sie wurde stiller, die Märchen, die sie der Mutter erzählte, wurden kürzer und nahmen eine andere Gestalt an. Früher kamen nur Blumen, Vögel und Sterne, vielleicht dann und wann einmal ein Käfer oder Schmetterling darin vor, jetzt spielte der Mond die Hauptrolle, auf all ihren süßen Bildern zitterte gleichsam das Mondlicht. Wenn der Mond aber wirklich am Himmel stand, dann war Elisabeth nicht wegzulocken vom kleinen Fenster. — Wer konnte sagen, was in solchen Augenblicken in der Kinderseele vorging?

Als das Mädchen heranwuchs, ängstigte sich die Mutter im Stillen über diesen immer mehr überhand nehmenden Hang zur Träumerei, und glaubte dieser gefährlichen Neigung einen Damm entgegensetzen zu müssen durch einen regelmäßigen, ernsten Unterricht. Sie hielt ihre eigene Unterweisung nicht mehr für genügend und wandte sich um Rath an einen in der Nähe wohnenden würdigen Priester im Bergcorps, Abranow. Der freundliche Greis hatte kaum das Kind einige Mal gesehen, als er freiwillig sich erbot, ihr Lehrer zu werden. Und nie fand ein Lehrer eine dankbarere und lernbegierigere Schülerin. Als der Tod ihm bald darauf sein Weib und Kind raubte, bot er sogar der Wittwe des Boris Feodorowitsch eine Freistatt in seinem vereinsamten Hause an. Mit Freuden nahmen Mutter und Tochter dies edle Anerbieten an. Ein treuer Freund des verstorbenen Kulman, ein sehr gelehrter und geistvoller Deutscher und Doctor der Rechte, Großheinrich, übernahm ebenfalls einen Theil des Unterrichts der jungen Elisabeth und erkannte gar bald die wunderbare Begabung des Kindes. Elisabeth entwickelte geistige Fähigkeiten, die ihre Lehrer in Erstaunen versetzten, sie lernte fast spielend, und ihr Gedächtniß war bewunderungswerth. In ihrem zehnten Jahre begann sie Italienisch und Französisch zugleich und machte in beiden Sprachen in kürzester Zeit die glänzend-

sten Fortschritte. Wie süß und lieblich hörte es sich zu, wenn das schlanke, kaum 11jährige Mädchen jene bezaubernden Stanzen des unsterblichen Tasso mit einer Reinheit und einem Ausdruck wiederholte, als hätte der Dichter selber sie ihr vorgesprochen. Jetzt verwandelten sich schon dann und wann die Mondmärchen in gereimte Gesänge, die sie aber häufiger dem Papiere zu erzählen pflegte, als der Mutter. Mitten in ihren ernsten Studien kam jedoch auch oft der Geist ächter kindlicher Fröhlichkeit über sie. So war sie an einem schönen Frühlingstage einmal mitten in der Geschichtsstunde auf- und davongelaufen, um ihre alte liebe Pappel zu besuchen und den noch mehr geliebten Jasminstrauch, von dem freilich schon längst wieder ein Zweiglein in einem Topfe am Fenster ihrer neuen Wohnung blühte. Als sie mit glühenden Wangen und fliegenden Locken zurückkehrte, schrieb sie folgendes frische Liedchen nieder:

Der Zeisig.

„Wir sind ja, Kind, im Maie,
Wirf Buch und Heft von Dir!
Komm einmal her in's Freie
Und sing ein Lied mit mir!'

„Komm, singen fröhlich beide
Wir einen Wettgesang!
Und wer da will, entscheide,
Wer von uns besser sang."

Naturgeschichte in ihrem weitesten Sinne war neben dem Studium der Geschichte ihre Lieblingsbeschäftigung. Aber trotzdem, daß Elisabeth nun lernte ihre geliebten Blumen zu zerlegen und zu classificiren, schwand jener geheimnißvolle Zauber doch nicht, der für sie diese schönsten Kinder der schaffenden Natur umfloß. Für Elisabeth starben die Blumenseelen unter dem Secirmesser der Wissenschaft nicht, deren Geflüster sie so oft belauscht, nein, sie enthüllten sich nur noch deutlicher, entwickelten ein noch reicheres Leben. Und ihre alten Freunde, die Sterne? — Wohl kannte sie jetzt ihre Bahnen und Namen, so weit die Menschen sie berechnet und bezeichnet; aber hörten sie darum auf, holde Trostaugen für sie und Alles, was da lebte, zu sein? O nimmermehr! Der süße Schein drang nur noch tiefer in ihr Herz. Und der Mond? So viel man ihr auch erzählte von jener ungeheuren, wüsten Scheibe ohne Wasser, so viel man auch redete von den schauerlich hohen Gebirgen dort und der erstarrenden Kälte, die da herrschen müsse, für Elisabeth blieb er doch immer jener wunderbare Freund, dessen zauberisches Licht bis auf den Grund ihrer Seele drang, zu dem sie sich hingezogen fühlte mit magischer Gewalt. Verschmolz doch ein anderes hehres Bild, das sie still und tief im Herzen trug, mit dem Mondesantlitz!

Das höchste Interesse zeigte Elisabeth an Allem, was

das Kaiserthum betraf; unaufhörlich fragte sie nach der Kaiserin, der Kaiserin Mutter, und von allen Mitgliedern der kaiserlichen Familie mußte man ihr erzählen, nur der Name des Kaisers kam nie über ihre Lippen. Seltsam erschien es, daß sie sich auch immer standhaft weigerte, die kaiserliche Familie bei öffentlichen Gelegenheiten zu sehen. „Ich habe Ihn gesehen und das ist genug," sagte sie einmal, „und so, wie ich Ihn damals sah, sehe ich Ihn doch nie wieder. So will ich Ihn behalten!" Und fortan drang man nicht wieder in sie. — Sie sah auch wirklich ihren Kaiser nie wieder. Jeden Schritt des glorreichen Herrschers aber verfolgte sie mit den Augen ihrer Seele, sie lebte mit ihm, neben ihm, sie betete für ihn, und nur Gottes Strahlenauge erkannte die zarten Silberfäden, die dieses junge, glühende Herz mit dem Leben des Mächtigsten der Erde verbanden.

In ihrem 12. Jahre fing sie an Lateinisch zu lernen, um ihren alten geliebten Wohlthäter und Lehrer Abranow an seinem Geburtstage mit einem lateinischen Glückwunsche zu überraschen. Sie studirte den Cornelius Nepos und die Reden des Cicero mit nicht minderem Eifer, als heut zu Tage eine Pensionärin irgend einen verbotenen Roman, und die Leichtigkeit, mit der sie in den Geist der Sprache eindrang, war erstaunenswerth. Ein Jahr später begann sie das Griechische aus

heißer Sehnsucht, jene wundervollen erhabenen Schönheiten des Vaters der Poesie, Homer, die sie so oft und begeistert preisen hörte von ihrem Lehrer Großheinrich, voll und unverhüllt zu schauen. Diese Sehnsucht wurde Erfüllung. In kürzester Zeit bewältigte sie unter der Anleitung Großheinrich's auch die bedeutenden Schwierigkeiten dieser herrlichen Sprache; kaum vier Monate waren verflossen, als sie schon anfing den Anakreon russisch und deutsch zu übersetzen. Den Homer las sie mit unendlicher Begeisterung, und mit Thränen der Freude dankte sie ihrem verehrten Lehrer, daß er sie in diese Wunderwelt eingeführt. Auch das Neugriechische machte sie sich in einer Weise eigen, daß ein junger Grieche, der das junge Mädchen in dem Hause eines ihrer Beschützer, des würdigen Commandeurs des Bergcorps, Herrn Meder, sah und kennen lernte, sie für eine geborene Griechin hielt. Und sie verwirklichte auch in ihrer äußeren Erscheinung das Ideal griechischer Schönheit. Die Linien der Stirn und des Profils waren von classischer Reinheit, die Gestalt des 14jährigen Mädchens, wenn auch zart, doch hoch und von wunderbarem Ebenmaß, ihre Bewegungen langsam, voll stolzer Grazie, das dunkle Haar in reicher Fülle niederwallend, die Redeweise lebendig und bilderreich, die Stimme von unwiderstehlicher Lieblichkeit, nur das lichtblaue Auge mit dem keuschen Madonnenblick verrieth die Nordländerin.

Jeder, der dieser Mädchengestalt in den Weg trat, fühlte sich im tiefsten Herzen getroffen von der Weihe dieser Erscheinung, von dieser seltenen geistigen und leiblichen Anmuth, von diesem schimmernden Reichthum inmitten aller äußeren Armuth. Elisabeth schien alle diese lauten und stummen Huldigungen kaum zu bemerken, sie war freundlich und gütig gegen alle Menschen, die Zärtlichkeit ihres Herzens aber gehörte ihrer Mutter und ihren Lehrern, an denen sie mit kindlicher Verehrung hing. Rührend war sie in ihrer aufopfernden Liebe und Sorge für ihre kränkelnde Mutter, die trotz des dankbaren Lächelns, mit welchem sie jede Mühe zu vergelten strebte, im Stillen mehr für ihr allzubegabtes Kind zitterte, als auf diese wunderbare Entwickelung stolz war. Diese ewige heimliche Sorge warf sie auch immer wieder zurück auf das Krankenlager, wenn sie kaum erstanden. An solchem Krankenlager zeigte sich Elisabeth's Herz im strahlendsten Lichte. Wie willig schob sie den geliebten Homer von sich, um, wie sonst, der Leidenden süße Mondmärchen zu erzählen. Wie oft unterbrach sie sich inmitten einer interessanten Uebersetzung, inmitten eines eignen Gedichts, um an den Heerd zu eilen und der Mutter eine stärkende Suppe zu bereiten, oder Holz herbeizutragen und den Ofen zu heizen, denn sie hatten ja keine Magd, nur eine alte Frau, die dann und wann nachsah und die

gröbsten Arbeiten verrichtete. Bei den Nadelarbeiten half sie ebenfalls fleißig, und ihre lieblichsten Gedichte entstanden, während ihre Nadel geschickt über allerlei Risse fuhr oder Gitter spannte über ein Loch im Strumpfe.

Nach solchen Arbeitstagen kam jedoch immer ein stiller Abend, wo Elisabeth ungestört schreiben durfte, denn die Mutter legte sich früh zur Ruhe. Aber das junge Mädchen trug stets ihr Schreibzeug in die gemeinsame Schlafkammer und arbeitete da beim schwachen Licht einer Lampe, um nur der Theuren allezeit recht nahe zu sein. Wenn dann der Mond zuweilen voll und klar zum Fenster herein schaute, da sah die Mutter, die sich oft nur schlafend stellte, wie ihr Kind leise an's Fenster schlich und mit gefalteten Händen aufschaute in das süße magische Licht. Und sie erschrak fast über jene seltsame Verklärung, über jenen Ausdruck unermeßlicher Sehnsucht, der dann über Elisabeth's Antlitz flog. Und einmal konnte sie's nicht länger schweigend ertragen, sie rief das junge Mädchen zu sich, und als Elisabeth sich über ihr Lager beugte, schaute das Mutterauge lang und stumm in das jugendliche Antlitz. Da senkte sich des Kindes Stirn vor diesem tief forschenden Blick, und nun erst fragte die ahnende Mutter leise: „Kind, denkst du denn beim Anblick des himmlischen Mondes noch immer an den Glanz jenes irdischen Mondes, der einst in unserer Hütte vor uns auf-

gegangen?" — Ach, da erbleichte das schöne Mädchen mehr und mehr und neigte das Haupt tiefer wie eine thauschwere Blume, und als Maria endlich die Stirn des Lieblings sanft emporrichtete, sah sie — die ersten Thränen ihres Kindes.

An jenem Abend war es vielleicht, als in der Seele Elisabeth's folgendes Gedicht entstand:

„Mond, meiner Seele Liebling,
Wie schau'st Du heut' so blaß,
Ist eines Deiner Kinder,
O Mond, vielleicht unpaß?

Kam Dein Gemahl, die Sonne,
Vielleicht Dir krank nach Haus?
Und trittst Du aus der Wohnung,
Weinst Deinen Schmerz Dir aus?

Ach, süßer Mond, ein gleiches
Geschick befiel auch mich,
Drin liegt mir krank die Mutter,
Hat mich nur jetzt um sich.

Trost sei mir Mond, Dein Anblick,
Ich leide nicht allein —
Du bist der Welt Mitherrscher
Und kannst nicht stets Dich freu'n!"

Die erste literarische Arbeit Elisabeth's, welche ihr Lehrer der Oeffentlichkeit übergab, war eine Uebersetzung der auserlesensten Lieder des Anakreon in fünf Sprachen, nämlich in russischer, deutscher, italienischer, französischer

und lateinischer. Sie bat, man möge versuchen, das Werk der Gemahlin des Kaisers, der Kaiserin Elisabeth, zu überreichen. Die hohe Frau nahm es freundlich an und ließ der jungen Schriftstellerin ein Halsgeschmeide von Diamanten und ein huldvolles Schreiben überreichen. Elisabeth strahlte vor Glück über diese erste glänzende Anerkennung. Am Abend aber sagte sie leise mit seligem Lächeln zu ihrer Mutter: „Nun wird Er sie auch lesen, meine Lieder!“

In ihrem 16. Jahre hatte sie sich auch mit der portugiesischen und englischen Sprache vertraut gemacht, die Uebersetzung von Miltons verlorenem Paradies war ihr eine liebe Arbeit. Dazwischen trieb ihr Dichtergeist immer reichere Blüthen, die ihr treuer Führer und Lehrer Großheinrich sorgsam sammelte und der Welt nach und nach zu überreichen gedachte.

Man hat später ein Verzeichniß ihrer Arbeiten zusammengestellt; leider sind ihre meisten größeren Gedichte unvollendet geblieben, dagegen sind wunderbar glühende und blühende Märchen da unter dem Titel: „Die Wunderlampe“, und zahllose kleinere Gedichte. Ihre Uebersetzungen aus allen Sprachen in das Russische und Deutsche sind meisterhaft, und das tiefe Verständniß jeder fremden Dichternatur und das wunderbare Eingehen in jede noch so seltsame Weise möchte in uns den Glauben

erwecken, daß diesem holden Wesen mehr als ein Dichtergenius inne gewohnt.

Allmählich erweiterte sich der Kreis ihrer Freunde, Einer beeilte sich, dem Andern das seltene Mädchen zuzuführen, und die Vornehmsten fingen an, es als eine Auszeichnung zu betrachten, wenn Elisabeth Kulmann einen Abend in ihren Salons zuzubringen sich entschloß. Wenn sie eintrat in ihrer holden Einfachheit in jene Prachtsäle, wenn sie so dastand in ihrem schlichten weißen Gewande sonder Schmuck und Zier, vielleicht nur eine blühende Blume im Gürtel, so erschien sie Allen wie die geweihte Muse der Dichtkunst selber, und jedes profane Wort verstummte in ihrer Nähe, jeder dreiste Blick verwandelte sich in ein bewunderndes Anschauen. Sie declamirte nicht allein hinreißend, sie sang auch wunderbar ergreifend. Ein alter Italiener, den sie einmal mit einer Stanze des Tasso zu Thränen gerührt, hatte sich ihr unentgeltlich zum Gesanglehrer erboten, und sie lernte singen, wie sie Alles lernte: bewunderungswürdig.

In den Prunkgemächern eines russischen Großen war es, wo Elisabeth Kulmann eines Abends die glänzende Versammlung durch ihre Schönheit, Anmuth und Talente entzückte und besonders nach dem Vortrage einiger alten russischen Volkslieder, die ja von so großem schwermüthigem Reize sind, die lebhafteste Begeisterung erregte. Das

bescheidene Mädchen zog sich bald vor all den zahllosen Lobsprüchen in den entferntesten Winkel des Saales zurück, und war froh, hinter einer bezaubernden Blumengruppe auf einem versteckten Divan ausruhen zu können. Hier fühlte sie sich frei und leicht, ihre schönen Augen blickten heiter auf die lieben Blumen. Da näherte sich ihr plötzlich ein junges Wesen in einem rosenrothen Atlaskleide, Perlen in den blonden Locken, Perlen um den glänzenden Nacken, ein Wesen von so blendender Schönheit, daß Elisabeth unwillkürlich bei ihrem Anblick an die Rosenkönigin in ihren Märchen denken mußte. Als aber das holde Geschöpf die Lippen öffnete und im feinsten Französisch Worte des Dankes und Entzückens zu ihr redete, da erbleichte Elisabeth — es war Etwas in dem Lächeln und in den Zügen der jungen Frau, das sie mächtig an jenes unvergeßliche Antlitz erinnerte, das einst wie Mondlicht in ihre Hütte gestrahlt. Mit dieser Erinnerung im Herzen hörte sie nur den Laut, nicht den Sinn der Reden der schönen Fremden, und schaute nur immer und immer in das leuchtende Angesicht vor ihr. Da gewahrte sie an der Brust der Fremden einen Strauß weißer Jasminblüthen und Rosen, die des Herbstes zu spotten schienen. — „Jasminblüthen!“ — Lächelnd streckte sie unwillkürlich die Hand aus, die Blüthen zu berühren. „Jasminblüthen!“ rief sie mit seltsamem Ausdruck. Da nestelte

die reizende Frau eilig den Strauß los: „„o, daß ich der holden Sängerin und Dichterin Etwas schenken kann!““ sagte sie kindlich froh. „„Es sind Blumen, die mir der Kaiser gab, seine Lieblingsblüthen!““ — Elisabeth empfing zitternd die Gabe. „Dank, Dank!“ stammelte sie und drückte, überwältigt von ihrem Herzen, die Blüthen an ihre Brust, an ihre Lippen. Dann sahen sich die beiden Frauen stumm in die Augen. Lang und wunderbar innig war der Blick, den dies blaue und dies dunkle Augenpaar miteinander wechselte. War es ein Freundschaftskuß, den zwei leidenschaftliche Seelen tauschten, die sich plötzlich an einer gemeinsamen, heiligen Liebe erkannt?

Rauschende Tanzmusik ertönte. Ein eleganter Cavalier stürzte herbei und verbeugte sich tief vor der Dame im rosenrothen Atlasgewande.

„Gnädigste Gräfin — ich suchte Sie überall!“ —

Noch ein Lächeln, noch ein verstohlener Händedruck — und Elisabeth's Rosenkönigin war verschwunden.

Das junge Mädchen schlich sich hinweg. „Ich will nach Hause,“ sagte sie zu einem ihrer Freunde, „das Gewühl macht mir Brustbeklemmung!“

„„Hat die Hand der schönen Gräfin N* diese Blumen der Dichterin gereicht?““ fragte der Angeredete, indem er Elisabeth den Arm bot, sie zu einem Wagen geleitend.

„War sie es, mit der ich redete, jene Frau im ro-

senrothen Kleide? O wer ist sie? — schnell erzählen Sie!“ rief Elisabeth lebhaft.

„„Nun, sie ist eine bezaubernde Dame, und, wie man sagt, die heißgeliebte natürliche Tochter unseres Kaisers, den Gott erhalten möge.““

Wenige Monate später erfuhr Elisabeth den plötzlichen Tod der vielbeneideten schönen Gräfin N*, zugleich aber redete man offen von dem unnennbaren, leidenschaftlichen Schmerze des Kaisers über ihren Verlust, einem Schmerze, der seine Gesundheit so mächtig erschütterte, daß die Aerzte die größte Besorgniß kaum verhehlten. Was bei solcher Kunde die Seele Elisabeth's bewegte, verräth vielleicht folgendes Gedicht:

„Die holden Blumen starben,
Schon sank die Königin
Der warmen Sommermonde,
Die holde Rose, hin.

Du hehre Georgine
Erhebst nicht mehr Dein Haupt,
Selbst meine hohe Pappel
Seh' ich schon halb entlaubt.

Bin ich doch weder Pappel,
Noch Blume, zart und schlank, —
Warum sollt' ich nicht sinken,
Da selbst die Rose sank?“

Mit verdoppeltem Eifer schien sie sich jetzt ihren Arbeiten zuzuwenden, ihre Thätigkeit nahm nach und nach einen fast fieberischen Charakter an. Sie konnte auch jetzt ungestörter arbeiten als früher, zu ihrer innigen Freude schien sich die Gesundheit ihrer Mutter bedeutend zu kräftigen. „Wenn Gott mich leben läßt," sagte sie, „so möchte ich wohl im nächsten Jahr eine oder die andere der orientalischen Sprachen anfangen." Mit stillem Kummer sahen aber ihre Lehrer und Freunde sie bleicher und schwächer werden, ihre Brust schien angegriffen. Da kam das entsetzliche Ereigniß der furchtbaren Ueberschwemmung von Petersburg am 7. November 1824. Die Schrecken der Zerstörung wirkten mächtig auf den zarten Körper des jugendlichen Wesens, sie war ja auch unter jenen Fliehenden, die sich vor der Gewalt des entsetzlichen Elements zu retten suchten, indem sie Haus und Habe preisgaben. Zwar konnte sie schon nach kurzer Frist heimkehren in die ihr lieb gewordenen Räume, aber ein schleichendes Fieber ergriff sie plötzlich und bannte sie auf das Krankenlager. Treue Freunde versammelten sich fast täglich bei ihr, man trug ihr gewissenhaft jede Kunde von der Außenwelt zu. O, wie sie jenen begeisterten Schilderungen lauschte, die von dem edlen Kaiser redeten, der wie ein Gott gegen die Fluth gekämpft, allen Gefahren getrotzt; wie sie mit leuchtenden Augen zuhörte, als man

ihr erzählte, wie er seinen bedrängten Kindern zu Hilfe geeilt, des eignen Lebens nicht achtend, wie er überall erschienen sei, wo die Noth am höchsten. Aber ihr triumphirendes Lächeln schwand vor dem so oft wiederholten Ausspruch: „der Kaiser ist gebrochen, der Kaiser ist krank, sein Haar ist gebleicht, die Gestalt verfallen!" — — Auch die Nachricht von der Reise des Kaisers mit seiner Gemahlin nach der Krim, wohin ihn die Aerzte, Genesung verheißend, gesandt, schlug an ihr Ohr. Als man ihr davon gesprochen, bat sie die Freunde, ferner den Namen des Kaisers nicht mehr zu nennen. „Laßt die Welt da draußen ruhen!" sagte sie.

Ihr Zustand verschlimmerte sich zusehends, die ausgezeichnetsten Aerzte wurden zu Rathe gezogen — ach! zu spät. Die Auszehrung hatte ihr Opfer ergriffen. Elisabeth ahnte ihren Tod: sie ersehnte ihn. Wie rührend bat sie in einem ihrer letzten Gedichte:

„Reich' mir die Hand, o Wolke,
Heb' mich zu Dir empor,
Dort stehen meine Brüder
Am offnen Himmelsthor!

Sie sind's! Obgleich im Leben
Ich niemals sie gesehn,
Ich seh' in ihrer Mitte
Ja unsern Vater stehn.

Sie schau'n auf mich hernieder,
Sie winken mir zu sich,

O, reich' die Hand mir, Wolke —
Schnell, schnell erhebe mich!"

Warum war sie plötzlich so müde geworden? Sie trug ihre Qualen, wie eine Heilige ihr Martyrium. Immer und immer drückte sie, wie Arria, ihre Hand auf die wunde Brust und lächelte: „Es schmerzt nicht!" Der Kummer ihrer geliebten Mutter schien ihr einziger Schmerz. Wenige Tage vor ihrem Tode schrieb sie mit schwacher Hand nieder:

„Gekämpft hat meine Barke
Mit der erzürnten Fluth,
Ich seh' des Himmels Marke,
Es sinkt des Meeres Wuth.

Ich kann ihn nicht vermeiden,
O Tod, nicht meiner Wahl!
Das Ende meiner Leiden,
Beginnt der Mutter Qual.

O Mutterherz, Dich drücke
Dein Schmerz nicht allzusehr!
Nur wenig Augenblicke
Trennt uns des Todes Meer.

Dort angelangt, entweiche
Ich nimmermehr dem Strand,
Seh' stets nach Dir und reiche
Der Lebenden die Hand."

In diesen letzten Tagen ihres Erdenseins erhob sich der mächtige Geist noch einmal über die zarte, zusammenbrechende Hülle: Elisabeth schien aufzuleben, las und

schrieb wieder, verbesserte einzelne Stellen an ihren Werken, übertrug noch Einiges in ihr „geliebtes Deutsch", jene Sprache, in der sie immer dichtete, und nahm endlich mit heiterem Blick und verklärtem Lächeln von ihren Lehrern und Freunden Abschied. Am 19. November 1825 war es, als der Todesengel leisen Schrittes an das Lager der 17jährigen Dichterin trat und ihre süßen Lippen, die kurz vorher noch die geweihte Hostie empfangen, mit sanftem Kuß auf ewig schloß.

Als sie im Sarge lag, unter Blumen fast begraben, als Hoch und Niedrig herbeiströmte, die liebliche Hülle des reichen Geistes noch einmal zu schauen, da gewahrte Mancher wohl mit Verwunderung auf der Brust der Todten einige Zweiglein verdorrter Jasminblüthen und Rosen. Was sollten die trocknen Zweige neben all den seltenen und kostbaren Blüthen, mit denen Liebe und Bewunderung das letzte Lager der Hingegangenen geschmückt? Wessen Hand hatte sie hier niedergelegt?

Die treue Mutterhand hatte zitternd diesen heimlichen größten Schatz ihres verklärten Kindes, der Todten auf's Herz gelegt.

Und am 1. December desselben Jahres läuteten die Glocken von St. Petersburg den Heimgang des großen Kaisers ein.

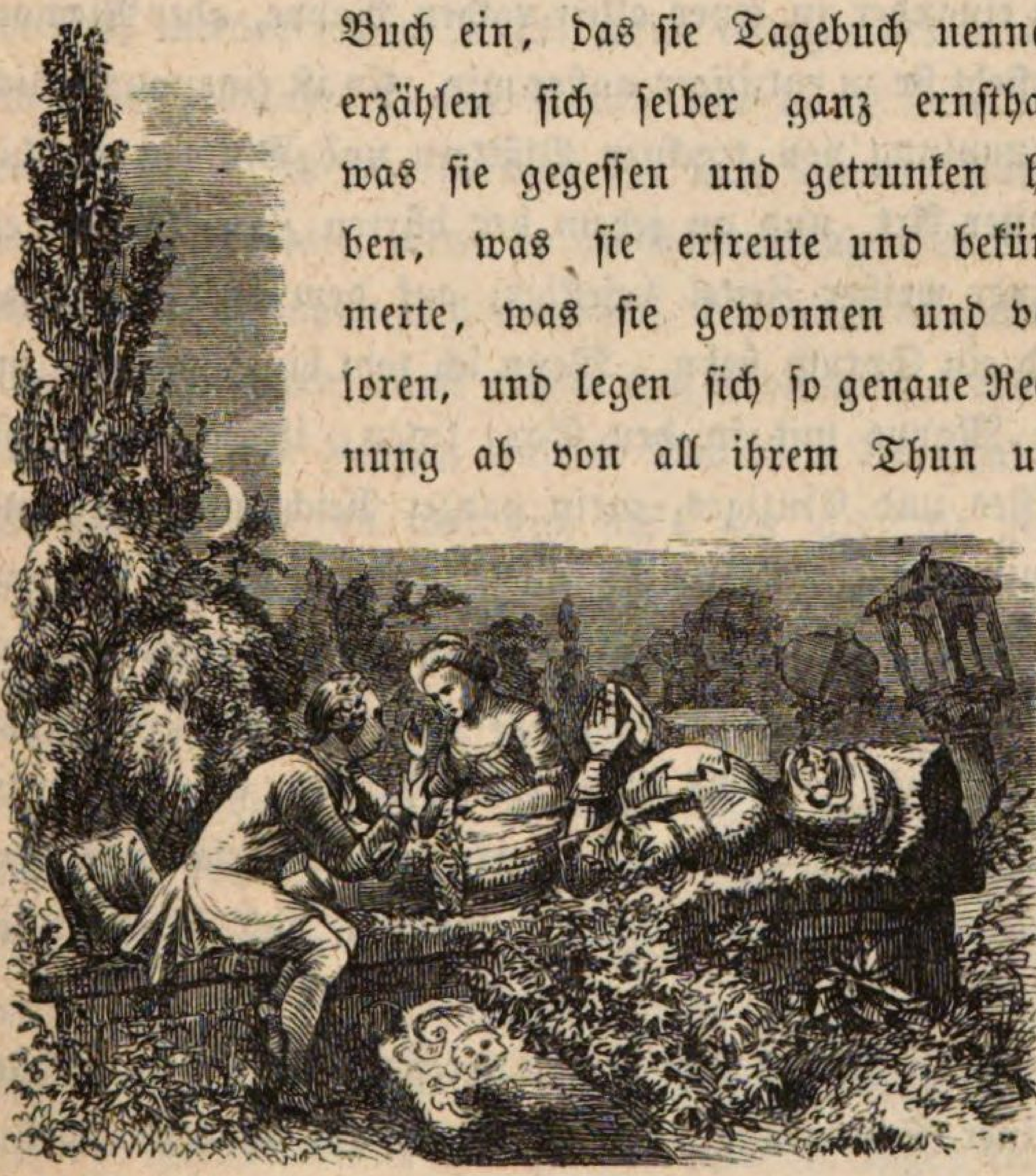
Auf dem Smolenskischen Kirchhofe ruht die Hülle Elisabeth's. Ein sinniges Grabmal bezeichnet die geweihte Stätte. Es verdankt seine Entstehung der Freigebigkeit zweier hohen Frauen: der verwittweten Kaiserin Elisabeth Alexiewna und der Großfürstin Helene. Der geniale Alexander Trïsconi führte die im reinsten griechischen Styl gehaltene Zeichnung in carrarischem Marmor aus. Das Ganze stellt ein schönes Mädchen, im Sarge liegend, dar. Die reizende Gestalt ruht in der Stellung einer sanft Schlummernden. Der Sarg ist mit Akanthusblättern geschmückt, in deren Mitte man eine aufgeblühte gebrochene Rose sieht. — Verschiedene Inschriften in verschiedenen Sprachen verkünden das Lob der Hingeschiedenen. Die schönste lautet:

„Gott sandte sie auf die Erde, nicht um sie dort zu lassen,
sondern um den Menschen sein Werk zu zeigen!"

Cypressenzweige.

„Wie sie so sanft ruh'n
Alle die Todten!"

Viele Menschen tragen allabendlich gleich einer gewissenhaften Hausfrau ihr Stückchen Tagleben in ein dickes Buch ein, das sie Tagebuch nennen, erzählen sich selber ganz ernsthaft, was sie gegessen und getrunken haben, was sie erfreute und bekümmerte, was sie gewonnen und verloren, und legen sich so genaue Rechnung ab von all ihrem Thun und



Lassen. Ich habe das nie gekonnt; so oft ich's auch versuchte, immer kam mir das Lachen, wenn ich mich mit der Feder in der Hand am Abend vor einem Haufen unbeschriebener Blätter fand, und nun Allerlei hinkritzeln sollte, auf das ich mich doch erst wieder besinnen mußte. Und doch, da der Mensch nun einmal mehr in der Vergangenheit lebt als in der Gegenwart, habe auch ich mir allerlei Erinnerungen aufbewahrt, sie liegen alle friedlich bei einander in einer alten rothen Mappe, aber Niemand versteht sie zu entziffern außer mir. Es ist eine wunderliche Sammlung von trocknen Blättern und Blumen verschiedenster Art, und an jedem der dürren Zweiglein ist ein kleiner weißer Zettel befestigt, auf dem eine Jahreszahl und ein Spruch stehn. Wenn ich todt bin, sollen sie mir die Mappe mit in den Sarg legen, ist sie doch mein Bestes und Einziges, mein ganzer Reichthum, die runde Summe meiner Freuden und Leiden, aber eine Summe, nach der kein Erbe Gelüste trägt. — Wie oft habe ich diese Erinnerungen angeschaut und in den Händen gehalten, bis hier eine verdorrte Rose, da ein zusammengeschrumpftes Epheublatt, dort ein halbzerfallenes Haideblümchen wieder lebendig wurden, sich färbten und blühten.

Heut saß ich vor dem Cypressenzweig, dem ältesten meiner Sammlung. Lieber Gott, bin ich denn wirklich

einmal 19 Jahre alt gewesen? — Vor 50 Jahren war der Zweig grün und ich — 19 Jahre alt!

Komm, lieber trauriger Traum meiner Jugend, laß dich festhalten! Kaum ist noch der Spruch zu erkennen auf dem vergilbten Zettel:

„Wie sie so sanft ruh'n
Alle die Todten!"

— — — Eine liebe frische Feldblume war sie, des Dorfcantors, meines ersten Musiklehrers einziges Kind, oder ein heller fröhlicher G dur-Accord, wie ich sie lieber nennen möchte. Ich sehe sie noch klar und wie mit Händen zu greifen vor mir, wenn sie an Sommertagen über den alten Kirchhof hüpfte zum Grabmal, das einen langausgestreckten steinernen Ritter zeigte, der, Gott weiß weshalb, von je her zum Zeugen unserer kindischen Unterhaltungen gemacht worden war und sich's gar geduldig gefallen ließ. Aennchens helles Kleid flatterte immer vom raschen Lauf; es war kurz, aber des Mädchens Füße brauchten sich auch nicht zu verstecken, trotz der derben Lederschuhe, die sie trug. Jener berühmte goldene Schuh, um deswillen die bösen Schwestern der Aschenbrödel sich große Stücke von den Füßen hackten, er hätte ihr sicher trefflich gepaßt. Ihr braunes Haar hing in schweren Flechten auf ihre Schultern, ihr Gesicht strahlte ordentlich vor Heiterkeit und ihre großen dunklen Augen kamen

mir immer ganz absonderlich schön vor. Später haben das andere Leute auch gefunden und von ihr gesagt, daß ihr Profil die Linien und den Charakter der Murillo'schen Schönheiten zeige. Ich habe keine Bilder von Murillo gesehen, aber daß Aennchen bildhübsch war, das wußte ich. Wenn ich später an sie dachte, fiel mir immer die Stelle „Am Bache" aus Beethovens Pastoralsymphonie ein; es war mir, wenn ich bei ihr saß, ganz so zu Muthe, wie mir immer zu Muthe wird, wenn ich jene Stelle höre. Jetzt, am Abend meines Lebens, habe ich auch ein Lied gefunden, das mir mit einem Schlage, beim ersten Takte, ihr ganzes sonniges Bild vor Augen führt. Es ist von Robert Schumann und der Text lautet:

„Wenn ich früh in den Garten geh'
In meinem grünen Hut,
Ist mein erster Gedanke,
Was nun mein Liebster thut!
Am Himmel steht kein Stern,
Den ich dem Freund nicht gönnte;
Mein Herz gäb' ich ihm gern,
Wenn ich's herausthun könnte.
Wenn ich früh in den Garten geh'
In meinem grünen Hut,
Ist mein erster Gedanke,
Was nun mein Liebster thut!"

In den ersten drei, vier Tacten höre ich ihren leichten Schritt, die Bänder ihres Sommerhuts flattern, ich sehe sie lachen und nicken, die Stelle aber:

„Am Himmel steht kein Stern,
Den ich dem Freund nicht gönnte“.

hat wirklich den Ton ihrer Stimme, ich höre Aennchen sprechen. — Ja, die Musik allein weckt die Todten auf! Nur unter den Musikern giebt es noch Geisterbeschwörer, nur Töne und Accorde lassen ein längst begrabenes geliebtes Menschenbild wieder lebendig werden. Was sind jene unbeweglichen, rothwangigen, platten Farbenabbilder einer theuren Gestalt gegen die wunderbar wechselnden, bald lächelnden, bald schwermüthigen, bald klaren, bald verschleierten Bilder der Geliebten, wie die Musik sie eben nur hervorzuzaubern vermag. Hören wir nicht sogar plötzlich bei irgend einem unerwarteten Uebergang, bei irgend einem Vorhalt den Laut jener längst verstummten Stimme, nach der wir uns Jahre lang vergeblich gesehnt? Wenn wir von Jedem, Laie oder Musiker, Rechenschaft verlangen könnten, dem bei irgend einem Musikstück Thränen in die Augen steigen, das hundert Andere kalt läßt, wenn wir Jedem eine Beichte abnehmen dürften, den plötzlich ein Gang von zehn Tacten in die tiefste Bewegung versetzt, wunderliche Dinge würden da wohl zu Tage kommen!

Wir wuchsen zusammen auf, Aennchen Reinhard und ich; unsere Väter, Pfarrer und Cantor, waren gute Freunde, und die unverheirathete Schwester des Cantors,

Tante Justine, vertrat Mutterstelle bei uns, denn auch Aennchen hatte früh die Mutter verloren. Am Grabe der meinigen war es, wo ich zuerst die wunderbare Macht der Töne empfand. Ich war erst ein vierjähriges Kind, als die schwarzen Männer den Sarg forttrugen und sah an der Hand des Vaters erstaunt und neugierig zu, wie sie den dunklen Kasten in die Erde senkten, und warf eine Hand voll Erde nach, wie mein Vater es gethan. Da mit einem Male fingen die Schulkinder an zu singen:

„Wie sie so sanft ruh'n
Alle die Todten!"

Beim ersten Ton, o ich weiß es noch wie heute, fühlte ich einen brennenden Schmerz im Herzen, auf einmal war eine ungeheure Sehnsucht da nach der lieben todten Mutter und eine furchtbare Angst; ich schrie laut auf: „Mutter, Mutter! Ich will zur Mutter!" und wollte mich in die tiefe Grube stürzen. Und wie sie weiter sangen, brach ich in ein so jammervolles Weinen aus, daß der arme Vater mich aufnahm und an sein Herz riß. „„Sei ruhig, wir wollen bald zur Mutter gehen,"" sagte er, „„sie ist im Himmel!"" Aber ich rief nach der Todten, so lange die Kinder sangen. Hatten mir die Töne die erste Ahnung des ungeheuren Verlustes gebracht? — Von diesem Augenblick an beschäftigte ich mich damit, auf dem Clavier des Vaters jene Melodie wieder zu finden, die man

beim Begräbniß der Mutter sang, und ich fand sie auch wirklich nach und nach, aber immer mußte ich von neuem dabei weinen. Bis heutigen Tages kann ich diesen Choral nicht hören ohne tiefste Rührung, und bei allen schweren Schlägen, die mein Herz trafen, bei allem Leid und Weh, das ich allein zu tragen hatte, schlich ich mich an's Clavier, oder an die Orgel, spielte:

„Wie sie so sanft ruh'n"

und begrub so, unter heißen stillen Thränen, alle meine Todten noch einmal.

Der Vater lehrte mich bald andere Choralmelodien kennen, die ich schnell faßte und nachspielte, dann mußte ich Noten lesen lernen und endlich übergab er mich dem Cantor zum regelrechten Unterricht. Aennchen, die nur zwei Jahre jünger war als ich, kam später auch dazu und zwitscherte mit ihrer hellen Stimme dazwischen. Der alte Cantor kümmerte sich wenig um sein Kind. Aennchen war ihm zu unruhig und zu laut, sie störte ihn, er war eine Saite, die nur tönte bei dem Namen Bach. Altvater Bach war sein Gott und sein Freund zugleich, Bach's wohltemporirtes Clavier seine Bibel, und Bach's Fugen und Choräle seine Gebetbücher. Zu seiner Lebensaufgabe hatte er sich's gemacht, Phantasien über jeden der Bach'schen Choräle zu schreiben, die er dermaleinst herauszugeben gedachte unter dem Titel: „Allerlei

Lobliedlein auf die wundersam schönen Choräle des Sebastian Bach, von einem armseligen Cantor gesungen". Ganze Stöße von Notenpapier hatte er schon vollgekritzelt, dann und wann verbrannte er die Hälfte wieder — und so kam er nie zu Ende. Sehr oft spielte er auf der Orgel der kleinen Dorfkirche bis in die Nacht hinein, und Aennchen erzählte mir, wie sie manchmal zitternd unter die Decke ihres Betts gekrochen sei, wenn plötzlich spät am Abend, von der Kirche her, noch die Orgel geklungen, und der Vater seinen Lieblingschoral: „O Haupt voll Blut und Wunden" gespielt hätte. Er war sehr streng in seinen Unterrichtsstunden, die immer in die Nachmittagszeit fielen, und wir fürchteten uns beide immer vor ihm, Aennchen ebenso wie ich.

Vormittags gab's andere Dinge zu lernen als Musik; der Vater unterrichtete mich sehr sorgfältig in allem Wissen und hoffte mich mit dem 16. Jahre auf's Gymnasium bringen zu können nach L. Dort sollte ich zwei Jahre die Prima besuchen und dann als Student der Theologie, nach glücklich bestandenem Abiturientenexamen, die Universität derselben Stadt beziehen. Auch Aennchen hatte wenig freie Zeit; sie ging nicht in die Dorfschule, sondern hatte Privatstunde bei meinem Vater, an dem sie mehr hing als an ihrem eignen, und Tante Justine hielt sie viel im Hause mit allerlei Näh- und Strickarbeiten.

Um 6 Uhr aber machten wir Feierabend, einen Tag wie den andern. Da gings denn hinaus zum steinernen Ritter, im Winter freilich in die Ecke hinter dem großen Kachelofen; aber beim Ritter war's doch am schönsten; gleich hinter der Kirche lag er auf seinem harten Paradebette, und ein alter Cypressenbaum hielt Wache bei ihm. Aennchen setzte sich immer auf seine starren Knie, und ich legte mich gewöhnlich quer über ihn weg, so daß ich ihr bequem in's Gesicht sehen konnte. Vom Nachbargrabe, mit dem halbumgesunkenen großen Holzkreuz, neigten sich Goldregensträuche herüber, an der hinteren Wand der Kirche wuchsen wilde Rosen, die nach den Cypressenzweigen langten. Was wir hier plauderten? — Nacherzählen läßt sich's eben nicht und fertig wurden wir auch nie. Ich sprach nun einmal am Liebsten von Dingen, die mit der Musik zusammenhingen, sie war ja der eigentliche Goldfaden, der sich durch mein Leben zog. Wie oft schüttete ich der kleinen Gespielin mein Herz aus, daß ich „Musikant" werden möchte, Waldhornbläser, Geigenspieler, kurz, nur immer spielen zu können war mein heißester Wunsch. „Wenn ich Pfarrer bin, dann spiele ich den ganzen Tag, dann hat mir Niemand mehr etwas zu sagen," sagte ich auch wohl zuweilen, wenn es mir einfiel, daß der Vater doch nimmer zugeben würde, daß ich so toll in der Welt herumgeigte und trompetete, ich,

sein einziges Kind. Ein alter Kalender, der einige Bruchstücke aus dem Leben des großen Mozart enthielt, war mein Lieblingsbuch. Wie hundertmal erzählte ich diese Geschichten meinem Aennchen, sie hörte immer so freundlich und geduldig zu! Wenn ich aber fertig war, da schob sie gleich irgend eine Feengeschichte dazwischen und der Held war immer ein Junge mit einer Fiedel, oder ein Mädchen mit einer Harfe, die zuerst arm und elend waren und nachher reich wurden und den ganzen Tag auf silbernen Instrumenten spielten, auf goldenen Stühlen dabei saßen und diamantene Suppenteller hatten, aus denen sie aßen. Aennchen glaubte heimlich an die Feen eben so fest als an den lieben Gott, d. h. sie glaubte nur an gute Feen. Ich hörte ihr immer zu wie im Traume und hätte mich gar nicht im mindesten verwundert, wenn hinter dem Cypressenbaum plötzlich irgend eine schöne Frau im rosenfarbenen Kleide hervorgetreten wäre, um mir ein silbernes Waldhorn und einen Sack voll Gold zu schenken. Ich konnte zuhören und dabei in Aennchens Gesicht gucken, bis der Mond aufging über die Lebendigen und die Todten und irgend eine feierliche Choralmelodie vom Cantorhause herüberklang, das Zeichen zum Aufbruch. Langsam erhoben wir uns dann und schlenderten Hand in Hand über die feuchten Gräber zurück; ich mußte sie aber immer bis dicht an

die Hausthür bringen und sogar den Drücker erst aufmachen; furchtsam war sie doch, trotz allen „guten Geistern".

Bei Regenwetter blieben wir in der Stube, und mein Vater kam dann auch in die Cantorwohnung, um uns Musik machen zu hören. Aennchen war zwölf Jahr alt, als sie alle Volkslieder sang, die in dem Liederbuche meiner Mutter standen, und es gab nichts Lieblicheres, als sie so in der Dämmerung singen zu hören. Das Herz im Leibe wußte sie einem um und um zu wenden mit dem „Aennchen von Tharau", dem „Schatz auf der Wanderschaft", der „ungetreuen Buhle" und vor allem mit dem Liede „der Jägersmann", der immer so fröhlich im Walde lebte und Abends zu seinem Liebchen heimkehrte, bis er sie einstmals todt im Garten findet:

„Da draußen im Garten vom Thau so naß,
Da lag sein Liebchen so still und blaß;
O weh, — o weh, o weh! —
Fein's Liebchen das war todt."

Ich hätte mich ins Gesicht schlagen mögen vor Aerger, daß mir bei diesem kleinen lumpigen Verse in C moll das wirkliche Weinen ankam, doch hatte ich wenigstens den Trost, nicht ganz allein gerührt zu sein. Der Cantor selbst blies so dicke Rauchwolken aus seiner Pfeife, daß man ihn nicht mehr sehen konnte, Tante Justine gebrauchte ihr Taschentuch auf ungebührliche Weise und mein guter Vater beschattete seine Augen mit der Hand.

Sie sang wirklich herzig; man mußte sie lieb haben, wenn sie sang, wäre sie auch grundhäßlich gewesen.

So gingen in Frieden und Einförmigkeit die Tage, Wochen und Monate hin und reihten sich zu Jahren; es kam auch der Ostermorgen, wo mich der Vater mit dem vierzehnjährigen Aennchen confirmirte in der kleinen Dorfkirche, das geschah gerade an meinem sechszehnten Geburtstage. Vier Wochen später sollte ich fort, der Vater selbst wollte mich nach L. begleiten. Ich konnte den Reisetag kaum erwarten, ich wußte freilich, daß ich nach L. sollte, um von Stufe zu Stufe bis zum Pfarrer zu klettern, und das war ja eben kein rosiges Ziel für mich; im Hintergrunde meiner Seele lag aber, Dank den Feengeschichten Aennchens, eine süße unklare Hoffnung, die Hoffnung auf irgend ein Wunder, das mich zum „Musikanten“ machen würde. Am Abend vor meinem Weggehen wanderten wir noch einmal zum steinernen Ritter. Trennungsschmerz empfanden wir beide nicht, ich sollte ja zum ersten Mal in die bunte Welt hinaus, und das Mädchen selbst machte sich ihre künftige Einsamkeit noch nicht recht klar. Sie freute sich kindisch auf die Briefe, die ich ihr schreiben würde und daß dann der Briefträger zu ihr in's Haus kommen müßte. „Und Ferien sind auch oft,“ sagte sie tröstend, ohne daran zu denken, daß bei der damaligen Art des langsamen Reisens zehn Tage sicher verloren gingen.

„Viele Lieder werde ich componiren für Dich in meinen Freistunden,“ antwortete ich, „und die mußt Du mir singen, wenn ich heim komme. Denn siehst Du, componiren muß ich lernen bei dem berühmten Cantor S..., und sollte ich trocknes Brod essen, um die Stunden zu bezahlen. Wie's einem nur zu Muthe sein mag, wenn man etwas geschaffen hat, was singt und klingt! Ich kann mir's gar nicht schön genug denken! Wenn ich nur ein kleines, ein winzig kleines Stückchen von so einem Mozart werden könnte, dann wollte ich mir nichts mehr wünschen!“

„„Hermann, Du wirst sicher noch ein Viertelchen mehr als er war,““ meinte Aennchen, „„ich wette darauf. Du glaubst nicht, welche wunderbare Träume ich immer habe von Dir. Aber Lieder schreibe nur so viel Du willst und kannst, lernen will ich sie schon.““

„O nicht bloß Lieder! — Motetten, Chöre, Opern, Symphonien!“

„„Du wirst am Ende so berühmt werden, daß man von Dir in den Zeitungen spricht, die der Vater immer liest.““

„Ach, Aennchen! ob ich in den Zeitungen stände, das wäre mir wahrhaftig einerlei, wenn nur recht viele Leute meine Sachen sängen und spielten, das wär's, was mich glücklich machte.“

„„Nun, ich thu's gewiß, verlaß Dich darauf. Aber sage mir, wenn Du so gar viel lernst, und man so viel

von Dir reden wird, dann kannst Du doch nicht als Pfarrer in unser Dorf ziehen?""

„Das will ich ja auch gar nicht, nur rede nicht zum Vater davon. Du weißt ja, Musikant werden oder gar Componist, das ist mein Höchstes! Essen und trinken möchte ich die Musik!""

„„Wenn Du aber componirst und spielst, verdienst Du da auch Geld?"

„Mehr als ich brauchen kann. Sie müssen mir jedes Nötchen ordentlich bezahlen! Und zuletzt macht man mich zu einem Musikdirector, siehst Du, und der ist beinahe so viel als der König."

„„Ach lieber Himmel, dann wirst Du mich vergessen!""

„Aennchen!"

„„Ja, ja, das wäre nicht das erste Mal, daß so etwas passirte in der Welt. Tante Justine hat mir viele Geschichten erzählt vom Vergessenwerden, und höre, Hermann, im Grunde muß es auch schrecklich sein!""

Und die prächtigen Augen, die sonst immer voll Märchen standen, die standen jetzt voll Thränen. Da kam eine wunderliche Erregung über mich. Ich rückte näher zu meiner schlanken Gespielin, schlug meinen Arm um ihren Leib und sagte: „So wahr ich die Musik selber nicht vergesse, so vergesse ich Dich nicht! Und wenn ich recht

viel weiß und kann, und recht viel Ruhm und Geld erworben habe, dann komme ich gleich zu Dir und frage, ob Du meine Frau werden willst."

„„Ich werde gewiß „ja" sagen, Hermann, und dann kann uns Dein Vater gleich trauen in unserer kleinen Kirche. Das Brautkleid bringst Du mir aber aus der Stadt mit, und den Myrthenkranz nehme ich von meinem Bäumchen. Wie will ich's pflegen! Glaubst Du, daß es bald blüht? — Und wohin werden wir wohl ziehen?""

„Kind, Du fragst zu viel! Vielleicht ziehen wir gar nach L—."

„„Das wäre wohl für den Winter schön, aber im Sommer könnt ich doch nimmermehr in solch einer engen dumpfigen Stadt bleiben. Da müßten wir uns nothwendig — das Geld dazu wirst Du ja dann haben — ein hübsches, ganz kleines Haus kaufen auf dem Lande, mit einem Garten dazu und vielem Rasen und hohen Bäumen. Du weißt, ich habe den Rasen so gern. Und unsere Väter müßten uns dort besuchen, auch die Tante Justine, und wir wären glückselig bei einander, und Du könntest doch ordentlich ausruhen vom Componiren und Dich auf neue Sachen besinnen.""

„Das wäre gar nicht übel! Aber wenn's noch ein Weilchen dauern sollte bis dahin, so vergiß Du meiner nicht etwa, sondern bleibe fein geduldig und getreu.

Und wenn Dir die Zeit so lang werden würde, daß Du meintest, Du hättest mich nicht mehr lieb, oder wenn Dir ein Anderer in den Weg käme, den Du lieber haben könntest, so sei aufrichtig, Aennchen! Schreibe mir um Gotteswillen keinen langen Brief darum, schreibe überhaupt kein Wort, schicke mir nur diesen kleinen Cypressenzweig, den ich hier abgepflückt. Wenn er in meine Hände kommt, dann soll das so viel heißen als: „es ist aus mit uns Beiden!“ Warum es dann aus ist, wer fragt darnach? Da! hebe den Zweig wohl auf! Will's Gott, sehe ich ihn nie wieder.“

Aennchen lachte und steckte den Zweig in ihre Tasche. „„Bloß um Dir den Gefallen zu thun, will ich's verwahren,““ sagte sie. „„Und nun komm, Vater spielt. Du mußt morgen gar früh aufstehen!““

Sie hing sich an meinen Arm und wir gingen diesmal sehr, sehr langsam. Warum mußte er auch gerade jenen Choral spielen, den ich nie ohne Bewegung hören konnte? Schauerlich süß schwebte die Melodie über die Gräber daher:

„Wie sie so sanft ruh'n
Alle die Todten!“

Warum wurde mir das Herz so centnerschwer? — Ich mußte das Mädchen immer wieder in die Arme fassen und an meine Brust drücken, ihre Thränen mischten

sich mit den meinen. Beim letzten Accorde drückte ich ihr die Hand und schlich nach Hause.

Als ich am nächsten Morgen mit meinem Vater in der alten Pfarrkutsche saß, die uns nach der nächsten Poststation bringen sollte, als der Abschied von Allen, vom ganzen Dorf überstanden war, da sah Aennchens Gesicht so rosig und lachend über den Wagenschlag, als hätten nie Thränen ihren Weg über diese Wangen genommen. Weggewischt war jede Spur von Wehmuth. Auch mich hatte der goldene Sonnenschein wieder muthig gemacht. Als sie aber zurücktrat, die liebe junge Gestalt, und die schwerfällige Kutsche den ersten Ruck that, war mir nicht mehr froh zu Muthe. „Auf Wiedersehen!" rief es hinüber und herüber; ich starrte mit gewaltsam aufgerissenen Augen möglichst gefaßt hinaus; Menschen, Häuser, Bäume, Wiesen und Feld tanzten vorüber; dann war Alles vorbei.

Unterwegs schon sagte mir mein Vater, daß vor Ablauf eines Jahres an einen Besuch im Vaterhause nicht zu denken sei, der kostspieligen Reise wegen. Ich sah das auch gleich ein. In L— führte er mich selbst bei allen meinen künftigen Lehrern ein, auch bei meinem Musiklehrer, dem berühmten Organisten S..., der mir aber gar

nicht behagte und mir noch viel strenger vorkam als mein alter Cantor. Drei volle Tage blieb mein guter Vater bei mir, dann kehrte er, nach einem schweren Abschied, in sein stilles Dörfchen zurück. Die Briefe zwischen mir und Aennchen flogen weniger rasch hin und her, als wir beide wohl gehofft; sie war eben nicht allzuflink mit der Feder, und ich arbeitete tüchtig und sah bald ein, daß das Componiren nicht aus dem Aermel zu schütteln sei, und daß es wenigstens mit dem Mozartwerden nicht so leicht gehe. Der berühmte Organist gab sich wenig Mühe mit mir, man sagte ihm auch nach, daß sein Unterricht sich nach den Preisen richte, die man ihm zahle, und mein armer Vater konnte freilich nur den geringsten Satz geben.

Ein Lied hatte aber Aennchen doch von mir bekommen; ich hatte die Bürger'sche „Lenore" für sie componirt und that mir nicht wenig zu Gute auf die Stelle:

„Und hurre, hurre, hopp, hopp, hopp,
Gings fort in sausendem Galopp!"

weil da die Begleitung ganz absonderlich wild in allerlei Triolen und Schnörkeln dahinraste. Meine künftige Frau hatte mir dafür einen Tabacksbeutel gestickt auf rothem Merino, und zwar einen dicken grünen Lorbeerkranz, sie klagte aber doch, daß mein Lied so schwer sei und ihr im Halse weh thäte, und fragte mich, welche Verse sie

wohl auslassen dürfte. Auslassen! und es war so schön und kunstvoll durchcomponirt!.

Ein Jahr war vorüber, ich durfte aber nicht in die Ferien, das Reisegeld war so groß und der Vater hatte ja so viel Ausgaben für mich. Der Besuch in der Heimath wurde mir aber als Belohnung versprochen für ein glücklich überstandenes Examen, und so ging auch das zweite Jahr hin unter angestrengter Arbeit und Vorbereitungen für den gefürchteten Tag. Ich bestand glücklich und schrieb jubelnd an den Vater; die Antwort ließ sehr lange auf sich warten. Endlich kam sie, aber nicht von Vatershand geschrieben. Er war todt und begraben; — mein Brief war seine letzte Freude gewesen. Den ganzen Winter hatte er gekränkelt, mir's aber sorgfältig verschwiegen; am Todestage meiner Mutter ging er zu ihr, wie er einst an ihrem Grabe mir versprochen. — Warum vergaß er mich mitzunehmen?

Nun änderte sich mit einem Schlage Alles. Ein Dorfpfarrer, wenn er ein echter und rechter ist, hinterläßt keine Schätze; ich war auch keinen Augenblick überrascht zu hören, daß mir fast nichts übrig blieb. Am Abend desselben Tages, an dem ich die Trauerkunde erhalten, war mein Entschluß gefaßt. Ich trat in das Schullehrerseminar der kleinen naheliegenden Stadt G., woselbst ich am leichtesten meine Musikstudien fortsetzen

konnte. Hatte mir der berühmte Organist S... doch ohnehin die Stunden gekündigt, als er von meinem Unglück gehört, wegen „allzugroßen Andrangs von Schülern“. In aller bittern Wehmuth war es mir aber doch zuweilen, als habe man einen Stein von meiner Brust genommen, ich durfte ja nun Musik treiben, wie ich wollte, ich brauchte nicht Student der Theologie zu werden. Auch meines alten Lehrers und Aennchens Briefe sprachen Aehnliches aus, und so richtete ich mich allmählich an diesem Troste wieder auf.

Und wieder ein Jahr war hingegangen, da schrieb mir Aennchen folgenden Brief; ich habe so ihn sorgsam aufgehoben:

„Lieber Hermann!

„Was wirst Du nur denken, wenn Du diesen langen Brief gelesen hast, denn lang wird er bestimmt, das weiß ich schon. Könnte ich nur Dein Gesicht gleich sehen! Freuen mußt Du Dich aber, meine ich, und Tante Justine meint das auch. Höre nur, was ich Dir zu erzählen habe. Sonnabend vor vierzehn Tagen war's, als ich beim Vater am Clavier stand und sang, alle die Lieder, die Du so gern hast, und wie ich eben mit dem Jägersmann fertig bin, da klatscht Jemand tüchtig in die Hände und zwei Männerstimmen rufen: „bravo, bravo!“ Das Fenster war nämlich offen, die Tante

Justine kann das nun einmal nicht lassen, wenn ich singe, sperrt sie immer alles auf und freut sich über die Horcher und Horcherinnen, die sich dann aufstellen. Diesmal waren es aber vornehme Zuhörer, unser junger Herr vom Schlosse war's und ein Freund, den er sich mitgebracht hatte aus D..., wo er ja so lange lebte. Diese Beiden nun hörten gar nicht auf zu klatschen und zu rufen, bis der Vater sie bat hereinzukommen. Unsern Herrn von Felsen hätte ich beinah nicht wieder erkannt; er ist so dick und roth geworden und hat einen häßlichen Bart. Und doch kam er mir schön vor gegen den Andern. Der ist erster Baßsänger am Hoftheater in D... und soll sehr berühmt sein. Nun, wenn man solche Falten und Runzeln bekommt vom Ruhm und eine Perrücke tragen muß und falsche Zähne, so möchte ich Dich recht sehr bitten, lieber Hermann, ja nicht berühmt zu werden; lieber will ich noch ein Jahr länger warten, bis wir uns heirathen, der Myrthenbaum blüht so noch nicht. — Die beiden Herren lobten mich nun um die Wette, daß ich vor Scham gar nicht wußte, wo ich hin sollte, und endlich sagte gar der Sänger, Herr Hellmann heißt er: „das junge Mädchen hat ja ein wahres Kapital in ihrer Kehle! Es ist geradezu eine Sünde, daß solch eine Prachtstimme ungehört verklingt. Welche Schätze könnte sie sich ersingen!"

Er sprach noch viel mit dem Vater, ich habe aber

nicht weiter darauf geachtet, ich dachte nur an die Schätze, die ich in der Kehle haben sollte. Schätze für uns beide, Hermann! Und weil ich gar nicht mit diesem Gedanken fertig werden konnte, fragte ich plötzlich laut: „und wenn ich nun Lust hätte mir Schätze zu ersingen, wie müßte ich das anfangen?“ — Das Herz pochte mir aber doch bis an den Hals herauf, als ich so fragte.

„„Dann müßten Sie nach D... auf ein Jahr, um bei dem alten berühmten M. Singunterricht zu nehmen,“ “ sagte Herr Hellmann.

„Nun, und dann?“

„„Dann müßten wir es möglich zu machen suchen, daß der Herzog Sie hört, damit er Sie zu den Hofconcerten engagiren läßt. Es fehlt jetzt in D... an einer jugendlichen Sängerin und der kunstliebende hohe Herr wiegt Jugend und Talent mit Gold auf.“ “

„Wie viel würde er denn wohl zahlen für den Singsang Aennchens?“ fragte die Tante Justine.

„„Sie würde vielleicht für den ersten Winter fünfhundert Thaler bekommen, später noch einmal so viel.“

„Fünfhundert Thaler für einen Winter?“ riefen der Vater und Tante Justine zugleich, „was soll das Kind damit anfangen?“

„O, das wüßte ich schon!“ sagte ich zitternd vor Freude, denn ich dachte an unser Landhaus. Wenn

der Winter vergangen wäre, könnten wir es ja gleich kaufen und hineinziehen. Wie viel meinst Du wohl, daß es kosten kann, Hermann?"

Ich weiß heute nicht mehr, wie es kam, daß ich nach kurzem Besinnen ganz außer mir rief: „ich will, ich will, laßt mich nur nach D...!"

„Kind, wer sollte denn solch theuren Singunterricht bezahlen und das theure Leben in D...!" sagte der Vater.

„„Das wäre wohl die kleinste Sorge,"" meinte Herr Hellmann, „„der alte M. ist mit mir verwandt und giebt manche Stunde umsonst, und nun gar hier, wo das Talent so klar zu Tage liegt. Die Wohnungen in der Vorstadt sind auch lächerlich billig und das ganze Leben in D... bekanntlich spottwohlfeil.""

„Die Justine müßte durchaus mitgehen!" entschied der Vater und sie stimmte lebhaft bei. „Mehr als zehn Thaler monatlich könnte aber das Frauenvolk von mir nicht bekommen. Und das auch nur ein einziges Jahr, länger nicht!"

Herr Hellmann meinte, dabei könnten zwei Frauen wie wir noch zurücklegen und in einem Jahre sei ich mindestens schon Hofsängerin. Manches Wort flog noch hin und her, ehe die Herren fortgingen. Ich konnte aber die ganze Nacht nicht schlafen, ich glaube, daß ich ordentliches Fieber hatte. Immer tanzte mir unser Landhaus vor

den Augen; ich lief über den grünen Rasen und hörte die Bäume rauschen, die darum her standen. Und Du kamst auch und sahst so froh aus und wir durften wieder zusammen bleiben und mein Myrthenbaum blühte auch.

Am andern Tage war gleich wieder die Rede von D...; den Abend saß Herr Hellmann bei uns und den nächsten Abend wieder, und so kam es denn am Ende aller Enden, daß wir in acht Tagen hin sollten nach D... Da will ich nun lernen und singen bis wir unser Landhaus haben, und das kann unmöglich lange dauern, Herr Hellmann sagte noch gestern, ich sänge recht sehr hübsch, nur Coloratur brauchte ich.

Es ist mir wie im Traum. — Tante Justine wäscht, näht und bügelt Tag und Nacht, morgen wollen wir schon anfangen zu packen. Herzens-Hermann, schreibe mir nur gleich und schicke Deinen Brief dem Vater. Was wirst Du nur sagen? — Denke Dir nur, fünfhundert Thaler! — Aber wären es auch fünftausend, ich bliebe doch immerdar

Dein

getreues Aennchen."

Ich faltete den Brief zusammen, legte mein Gesicht auf das dicke Papier und — weinte bitterlich. Eine ungeheure Angst fiel mir plötzlich auf's Herz. War's denn

möglich, stand denn das wirklich Alles auf dem Papiere? Aennchen Reinhard sollte Sängerin werden? — Ihre Stimme klang mir vor den Ohren, diese klare, süße Stimme, süß wie das Gezwitscher des Hänflings, aber zart, ach, nimmermehr eine Stimme für große Säle. Stimmen, wie die ihrige war, gehören in's Zimmer, wie die Stimme des Rothkehlchens in den Wald gehört und die Stimme der Lerchen in die Wolken; Aennchens Stimme war die echte und rechte für lieblich traurige Volkslieder und für sanfte Wiegenlieder; sie war ein holder klingender Zeitvertreib an langen trüben Abenden, ein wahrer wirklicher Sonnenstrahl für's Haus. Aber draußen? — O Gott, was sollte sie da? Diese schwache Stimme im Concertsaal, nein, es konnte nicht sein! Oder am Ende, wer kann das wissen, wollen sie das Mädchen gar bereden, Theaterprinzessin zu werden. — Der Athem verging mir bei diesem Gedanken. Die schöne reiche Gestalt Aennchens, sollte ich sie mir wirklich vorstellen wie sie mit Flittern behängt, tausend Neugierigen zur Augenweide dient? Oder hin und her gerissen auf der Bühne, bald vom Tenoristen umarmt, bald vom Bassisten an's Herz gedrückt, — nein, es war nicht auszudenken! Ich rannte an mein Schreibpult, ich schrieb ihr, ich weiß nicht mehr was und wie lange, ich erinnere mich nur, daß ich des Cypressenzweiges erwähnte und ihn mit aller

Bestimmtheit zurückforderte, wenn sie zum Theater ging. „Wirst Du eine Theaterprinzessin, so ist Alles aus zwischen uns," das waren die Schlußworte meines Briefes.

Aennchen antwortete von D... — Sie äußerte sich gar sehr zufrieden mit ihrer augenblicklichen neuen Lage, war über Alles verwundert und erfreut was sie sah und hörte, versicherte mir, daß sie nicht im Traume daran dächte, zum Theater zu gehen, und bat mich hübsch „vernünftig" zu sein und ihr erst in einem halben Jahre wieder zu schreiben. Sie wolle mir überhaupt zuerst schreiben, denn dann könne sie mir sicher schon Vieles und Gutes erzählen; in jedem Falle müsse ich ihren ersten Brief geduldig erwarten.

„Vernünftig sein!" Da sei einmal einer vernünftig, der den ganzen Tag von einer Lehrstunde in die andere geht, zur besondern Erholung einigen steiffingerigen, eigensinnigen Fräulein Clavierstunden giebt, Piano's stimmt und sich um jede in der Nähe oder Ferne auftauchende erbärmliche Cantor- oder Organistenstelle die Füße ablaufen oder die Finger abschreiben muß.

Ach, an die Stelle eines Musikdirectors, „der beinah so viel ist als ein König", dachte ich schon längst nicht mehr — wie hätte ich so lange warten mögen? — statt eines mächtigen Orchesters wäre ich mit der kleinsten Orgel zufrieden gewesen, nur die Drehorgel lag

außer dem Bereich meiner Wünsche. — Orgel und Trauung: es giebt nichts, was näher zusammenliegt!

Aber so? — Und nun gar noch „vernünftig“ sein zu sollen, wenn man in die Zukunft schaut wie in einen dunklen Sack, wenn man bei aller Plage keinen Schritt vorwärts kommt, wenn ein Tag sich immer so gleichförmig abspinnt wie der andere, wenn Einem immer dieselben Gesichter begegnen und doch nie ein freundliches, und man immer und immer daran denken muß: Du sitzest in einer kleinen Stadt, Deine Herzliebste in einer großen, Du bist Seminarist und Clavierlehrer zu drei Silbergroschen die Stunde, sie will Sängerin werden und der erste Bassist des Hoftheaters ist ihr Beschützer. Wäre nur Aennchen nicht gar so bildhübsch gewesen!

Aber ich hielt trotz aller Verzweiflung aus; ich wartete geduldig auf den versprochenen Brief: er kam nicht. Ich schrieb endlich und erhielt lange, lange keine Antwort. Und als der Briefträger mir eines Abends das große ungeschickt gefaltete Couvert mit dem Poststempel D... in die Hände legte, als ich es aufriß, wie ich mich allein sah, da war's der Cypressenzweig, der mir entgegenfiel. — Kein Wort dabei, ich hatte es ja so gewollt! Kein einzig armes Wort!

Aennchens Geschichte ist bald erzählt. — Damals gab es noch keine Hochschulen für Musik, Conservatorien genannt, wo man gleichsam **à la carte** Musik zu sich nehmen kann. Jeder, der damals lernen wollte, mußte sich ganz gehörig plagen, und bequem wurde es Niemandem gemacht, auch die Lehrer ließen sich's noch ehrlich sauer werden. Aennchen bekam wirklich unentgeltlichen Unterricht beim Vetter des Herrn Hellmann und sang Tonleitern vom Morgen bis zum Abend. Sie mußte sich's freilich oft genug gefallen lassen, daß sie den Weg zu ihm vergebens machte, und er sie wieder wegschickte, weil er schlechter Laune war oder schlafen wollte, oder irgend einer reichen Schülerin die Stunde gegeben hatte; sie zahlte ja nicht. Im Uebrigen aber war er recht freundlich mit ihr, streichelte ihr die Backen und meinte, sie würde gewiß viel Glück machen. In Bezug auf die menschliche Stimme kannte er nur eine Regel: „die Stimme muß heraus". Diese Worte waren das Alpha und Omega seiner Lehrstunden. Sein Ideal war ein Gesang, der, wie weiland die Töne der Trompeten vor Jericho, die Mauern, wenn auch nicht gerade stürzen, doch wenigstens beben machte. Laut singen war für ihn allein singen; von Tönen, die nicht armsdick aus der Kehle kamen, hielt er nichts; die „Pianos" und „Mezza voces" hatten Schwächlinge erfunden, er ließ alle

Uebungen forte und fortissime singen, was freilich auch darin seinen Grund hatte, daß er alle Tage schwerhöriger wurde. — Ueber Aennchens Stimme schüttelte er den Kopf und sagte zu seinem Neffen: „die piept nur, die muß erst singen lernen! Aber ich will sie schon kriegen! Das Theater wäre der rechte Platz für sie, da gehören solche Gesichter und Gestalten hin, da muß sie Glück machen, sie ist verteufelt hübsch.“ — Der Neffe war ja schon von allem Anfang an dieser Ansicht, der Neffe war aber, Aennchen gegenüber, vorsichtig und langsam zu Werke gegangen; er sah, daß derartige Aeußerungen wie die des alten M., als er sie dem Mädchen hinterbrachte, nur Unwillen und Verstimmung erregten, schwieg also wohlweislich ganz vom Theater und ging seinen eigenen stillen sichern Weg, das Kind mit sich fortziehend, ohne daß sie es wußte. Aennchen gab sich gewaltige Mühe, sie wollte ja durchaus lernen, freilich nicht um der Kunst willen, sondern um meinetwillen. Ach, die Kunst rächt sich an Jedem, der's nicht ehrlich mit ihr meint, sie verzeiht es nimmer, wenn man mit ihr falsches Spiel treibt, mit ihr buhlt und eine andere meint.

Der Singmeister fing seine Stunden immer mit dem Rufe an: „laut! immer lauter! Stimme heraus!“ und schloß auch regelmäßig mit denselben Worten. Aennchen that was sie konnte, sie sang bis ihr die Brust weh that

und die Wangen brannten; daß trotzdem der alte Mann immer noch schrie: „laut! immer lauter!“ trieb ihr oft die Thränen in die Augen. Sie übte sich so viel, daß ihre erste Hauswirthin den beiden Frauen schon nach drei Wochen kündigte, in der zweiten Wohnung ging es ihnen nach einem Monat genau ebenso. Da zogen sie endlich vor's Thor, aber vier Treppen hoch. In diesem Hause sang aber Aennchen schon nicht mehr so ununterbrochen, sie war oft so müde und zuweilen mußte sie mitten im Singen aufhören, heftige Stiche fuhren durch ihre Brust. Auch das Treppensteigen fiel ihr so schwer, zuweilen saß sie wohl eine Viertelstunde lang auf dem Absatz der ersten Treppe, ehe sie weiter konnte. Aber was schadet das, die Stimme war doch etwas lauter geworden, die Tante Justine meinte das auch. Wenn doch der alte M. hätte nun aufhören wollen immer und immer zu rufen: „laut!“ Aennchen ängstigte sich ja so, wenn er es rief. — Als der Winter kam, merkten sie, daß sich's fast gar nicht heizen ließ in ihrer Wohnung. Aennchen mußte oft im Mantel am kleinen Clavier sitzen und da war's wohl ganz natürlich, daß ein kleiner Husten kam. Hellmann bestand darauf, daß sie zum dritten Male auszogen und hatte schon eine Wohnung für sie gemiethet, ehe sie sich noch recht besonnen. Diese Wohnung lag nur eine Treppe hoch und war so niedlich ausgeputzt, daß Aennchen es gar

nicht glauben wollte, daß die Leute sich nur drei Thaler monatlich bezahlen ließen für diese drei niedlichen Zimmer mit der kleinen Küche dabei, aber Herr Hellmann sagte es und Tante Justine nickte dazu. Daß er alle und alle Tage kam nach ihr zu sehen, war ihr oft recht lästig, sie konnte sich noch immer nicht an sein Gesicht gewöhnen, aber sie schalt sich selbst heimlich für den Widerwillen, den sie gegen ihn empfand, war er doch so gut! Er brachte ihr Bonbons mit gegen den Husten, nannte sie sein liebes braves Kind und schenkte ihr Theaterbillets zu den Operabenden. Wie undankbar wäre es da gewesen sich vor seinen Augen zu fürchten und an seine Perrücke und falschen Zähne zu denken. — Als sie zum ersten Male im Theater war, hörte sie Mozart's Zauberflöte. Wie verzaubert hatte sie selbst dagesessen. Beim Nachhausegehen holte der Sarastro-Hellmann sie ein, zum ersten Mal hing sie sich freudeberauscht an seinen Arm und dankte ihm für den herrlichen Abend. Da hatte er ihr gesagt: „„Wie herrlich würde Ihnen die Pamina stehen, liebstes Aennchen! Die alte Feldner, die sie heute sang, muß pensionirt werden, man kann ihr unmöglich mehr drei tausend Thaler zahlen.““

„Dreitausend Thaler für eine Pamina?“

„„Nun! Für ein so schönes Gesicht wie das Ihrige zahlen sie, ich wette, gern das Doppelte.““

In der folgenden Nacht hatte Aennchen von der Pamina geträumt und das kleine Landhaus war zur Villa geworden, das Gärtchen zum Park. Am nächsten Tage aber schob sie alle solche Gedanken und Träume wieder weit von sich.

Herr Hellmann hatte seinen Schützling auch in einigen Familien eingeführt, die sie einluden, wenn sie eben Jemand brauchten, um ihre Gäste zu unterhalten. Tante Justine hatte für ein neues weißes Kleid gesorgt; Weiß stand dem Kinde so gut; auch Handschuhe wurden gekauft und eine neue Mantille. „Was man doch Alles mit zehn Thaler monatlich machen kann,“ sagte Aennchen oft zur Tante, „der Vater wird gewiß mit uns zufrieden sein.“

In allen Gesellschaften sagten ihr die jungen und alten Herren die schönsten Dinge, die Damen redeten nicht mit ihr. Wenn man sie singen ließ, so sang sie eben nur ihre Volkslieder und entzückte mit ihnen Jung und Alt. Dann war sie wieder das Aennchen in der dämmerigen Cantorstube, dann sang sie, wie der Vogel singt, und ihre großen Augen blickten so träumerisch, ihr Mund lächelte so lieblich, als ob sie die alten Ulmen rauschen hörte vor den Fenstern des Cantorhauses und die Gestalten derer, die sie liebte, dicht vor sich stehen sähe.

In eben diesem Winter wurde es plötzlich Mode in

den musikalischen Salons alte, einfache Lieder, Volksmelodien und Wiegenlieder vorzutragen. Man fand es ganz wunderhübsch aus schönem Munde vom „Gockelhahn" zu hören oder vom „betrübten Schweinchen", oder ein Handwerksburschenlied aus drei Tönen bestehend, der verschiedenen uralten Gesänge von ungetreuen, sterbenden, todten und begrabenen „Gesellen" und ihrer „Buhlen" nicht zu gedenken. — Aber nur wenn Aennchen sang, wurde hie und da ein Thränchen vergossen, die Anderen brachten mit aller Mühe weder sich noch Andere zum Weinen.

Hellmann begleitete sein „liebes Kind" aus allen solchen Gesellschaften immer recht stolz nach Hause, wo dann Tante Justine, die natürlich Niemand kannte und Niemand einlud, immer gewissenhaft auf ihr Aennchen wartete. Sie saß gewöhnlich schlaftrunken in Nachtjacke und Nachtmütze am Ofen im großen Lehnstuhl und hatte immer Thee heißgestellt für „die Kleine". Aennchen mußte ihr dann Alles erzählen und sie wurde ganz munter darüber und sah ordentlich bewundernd zu ihr auf, wenn das Mädchen die zierlichen Lobsprüche zu wiederholen versuchte, die man ihr gesagt, oder die schönen Kleider und die vornehmen Manieren der Damen beschrieb. Die Bewunderung galt dem gewandten Kinde, das sich in solcher Gesellschaft zu benehmen wußte. „Freilich hübsch genug ist sie, um Allen aufzufallen und Allen zu gefal-

len", dachte sie schließlich immer, während sie dem erregten Mädchen den verwelkten Blumenstrauß von der Brust lossteckte und ihr vorsichtig das Kleid aufnestelte. Schlafen konnte aber Aennchen gar nicht nach solchen Abenden, und wenn die Tante längst schon in tiefer Ruhe in den Federn lag, und von irgend einem Traum erschreckt einmal in die Höhe fuhr, sah sie immer „die Kleine" beim Scheine der schwachflimmernden Nachtlampe noch auf dem Bettrande sitzen, in ein großes Tuch eingewickelt, das Kinn in die Hand gestützt, die Flechten herabhängend, und die Augen groß und gedankenvoll aufgeschlagen. — Woran sie dann wohl dachte? — „Leg' Dich doch zu Bette, Aennchen!" rief die alte Jungfer dann ärgerlich, „von solchem Dasitzen kommt Dein dummer Husten!" Aber sie machte doch die Augen mit dem Gedanken wieder zu: „wie ein Muttergottesbild sieht sie aus! Sie müssen Alle vor ihr auf die Knie fallen!"

So ging der Winter hin, aber Alles war noch beim Alten, kein bedeutender Fortschritt zu bemerken, vom Singen vor dem Herzog noch keine Rede. Man lachte Aennchen aus, wenn sie zuweilen davon zu reden wagte und ließ sie große Arien studiren, sie dabei von einem Monat zum andern vertröstend; während dem verschlimmerte sich ihr Husten gegen das Frühjahr hin bedeutend. Ihre schönen Farben verloren sich, sie wurde sehr bleich und

fing an abzumagern. „Ich muß doch endlich an Hermann schreiben, wenn ich ihm auch noch gar nichts sagen kann," sagte sie zuweilen traurig, „und doch möchte ich immer noch warten! Er wird gar zu bekümmert sein, daß ich noch immer lernen muß. Wie lange soll das noch dauern? Es ist wirklich kaum mehr zum Aushalten!"

„„Nächsten Herbst zum ersten Hofconcert sollen Sie singen, Herzenskind, ich habe schon mit dem Hofmarschall gesprochen,"" versicherte Hellmann. Da ließ sie sich wieder beruhigen — und schrieb nicht.

Tante Justine ängstigte sich zuweilen über das veränderte Aussehen der „Kleinen". „Singe doch ein Bischen leiser," meinte sie immer; „früher hat Dir doch nie ein Finger weh gethan, aber seitdem Du so laut übst, klagst Du jeden Augenblick."

Der Sangmeister aber schrie trotz alledem häufiger als je seiner Schülerin in's Ohr: „lauter, immer lauter! Stimme heraus!"

So verging auch der Sommer; die Hofconcerte sollten ihren Anfang nehmen. Aennchen war in fieberhafter Aufregung, jeden Augenblick erwartete sie eine Aufforderung vom Hofmarschall. Da kam eines Tages Hellmann, scheinbar verzweifelt, und berichtete, daß man eine fremde italienische Sängerin verschrieben, die sogar schon einge-

troffen sei. Er redete von Lug und Trug und Falschheit der Welt und stellte sich ganz entsetzlich. Aennchen sagte kein Wort, als sie aber an demselben Tage in die Singstunde gehen wollte, fiel sie ohnmächtig vor der Stubenthür hin. Nachher mußte sie ein Paar Tage zu Bett liegen und als sie aufstand, war sie so blaß, daß selbst Hellmann vor ihrem Aussehen erschrak. Aber sie klagte nicht, und sang und übte geduldig nach wie vor. Hellmanns Anspielungen auf die Bühne, die sich jetzt täglich immer deutlicher wiederholten, schienen unverstanden zu bleiben.

Am letzten October war ihr siebzehnter Geburtstag. Als sie in die Stube trat, fand sie einen hübsch hergerichteten Geburtstagstisch, sie traute kaum ihren Augen. Ein buntes Seidenkleid lag da, ein kleiner zierlicher Hut, ein neuer Shawl, kurz eine überreiche Bescheerung. Tante Justine fiel der „Kleinen" weinend um den Hals, „werde nur bald wieder lustig und rothbackig!" sagte sie.

„„Ist kein Brief da von Hermann oder vom Vater?"" fragte Aennchen.

„Nein!"

„„Aber wie konnten sie alle die schönen Sachen schicken ohne ein einzig Wörtchen?""

„Närrchen! der Vater hat ja im Leben nie an Deinen Geburtstag gedacht und Hermann, der arme

Schlucker, wo sollte der alle die prächtigen Dinge herhaben?"

„„Nun? Wer bescheert sie mir denn?""

„Herr Hellmann! Er hat sie mir gestern gebracht, als Du in der Stunde warst."

Aennchen schob hastig und wie erschreckt die Sachen zusammen und sagte mit bleichen Lippen, aber fester Stimme: „„Tante, Du schickst den Augenblick diese Sachen fort, zu ihm zurück! Ich mag nicht, daß er mich beschenkt, als wäre er mein Vater oder mein Bräutigam. Geh, laß sie gleich fortbringen, aber gleich, sage ich Dir!""

„Ach, du großer Gott, Kind, was fällt Dir ein! Das würde ja die schrecklichste Beleidigung für ihn sein, und wie böse würde er werden!"

„„Nun, und was schadete das?""

„Nun, lieber Gott, er meint es ja so gut mit uns, er hat Dich so lieb!"

„„Ich will nicht von ihm lieb gehabt sein, Tante. Die Sachen müssen fort!""

„Nein, ich wag's nicht, das wäre himmelschreiende Undankbarkeit. Du weißt noch gar nicht, was wir ihm schuldig sind, er ist so edel und hat mir verboten Dir's zu sagen. Aber jetzt muß es heraus!"

„„Schuldig! sagst Du? Wir sind ihm doch nicht etwa Geld schuldig?""

„Nun freilich! Was ist denn dabei? Er hat uns nach und nach an die hundert Thaler geborgt. Und deswegen braucht man nicht in Ohnmacht zu fallen und die Hände zu ringen. Er hat's ganz gern gethan und er kann's auch thun, denn er ist reich. Ich dachte Du müßtest es längst gemerkt haben; man kann doch nicht von zehn Thalern leben und solch eine Wohnung bezahlen und ordentlich essen und trinken und Handschuhe kaufen und ein weißes Kleid und was der Dinge mehr sind. Mit zehn Thalern monatlich hier in solch einer Stadt kann man wenig mehr als Luft essen. Aber das verstehst Du nicht und willst's auch nicht verstehen; und da Du ja einmal durchaus Sängerin werden wolltest und der Vater uns auch nicht so unverrichteter Sache zurückgenommen hätte, so war's ein wahres Glück, daß wir den Hellmann fanden. Da sieh her, hier ist mein Ausgabebuch, ich habe bei Heller und Pfennig Alles aufgeschrieben."

„„Gut! — Er soll sein Geld wiederhaben. Ich will dafür sorgen. Sorge Du, daß die Sachen fortkommen.""

„Aber Kind, er will's ja gar nicht auf der Stelle, er denkt nicht daran."

„„Er muß es wiederhaben. Und nun sprich mir kein Wort mehr darüber, nicht mit mir, nicht mit ihm, wenn Du nicht willst, daß ich mir ein Leids anthun soll. Sage

ihm nur, daß ich keine Geschenke nähme, die nicht von meinem Vater kämen!""

Tante Justine ging schluchzend zur Thüre hinaus. Aennchen hatte so entsetzlich ausgesehen; sie fand gar nicht den Muth noch ein Wort zu sagen; die Geschenke Hellmanns nahm sie mit sich. Aennchen aber ging in ihre Schlafkammer, öffnete ihren kleinen Schrank, zog aus einem Pappkasten einen vertrockneten Cypressenzweig hervor, küßte ihn, packte und siegelte ihn ein, schrieb mit fester Hand die Adresse und trug das Couvert selbst zur Post. Dann ging sie zu ihrem Singlehrer und hielt eine kurze Zwiesprache mit ihm; von da ging sie zum Theaterdirector, und als sie Mittags nach Hause kam, trug sie den Clavierauszug zu Mozart's Zauberflöte in der Hand.

„„Alles ist in Ordnung,"" sagte sie mit seltsamer Feierlichkeit, „„in vier Wochen singe ich die Pamina und wenn ich nicht umwerfe, bin ich engagirt mit fünfhundert Thalern. Er soll sein Geld wiederhaben!""

Aennchens Eifer beängstigte jetzt selbst Hellmann. Sie sang und übte unablässig und gönnte sich keine Ruhe. Fieberhaft aufgeregt vom Morgen bis zum Abend, schien sie keinen anderen Gedanken zu haben als ihre Rolle. So sehr sich Hellmann über den plötzlichen Entschluß des

jungen Mädchens zu freuen schien, so ahnete er doch in dieser unerwarteten Wendung irgend etwas Räthselhaftes und verlor deshalb etwas an der Sicherheit seines Auftretens. Aennchens eisige Kälte erbitterte ihn oft auf das Höchste; aus der Tante konnte er nichts herausbringen als Seufzer und Thränen und die wunderliche Rede: „Warten Sie bis zu ihrem Debüt, dann sollen Sie Alles erfahren!"

Endlich war Alles überstanden, die Studien, die Proben, auch die Generalprobe, in der Hellmann selbst die junge Debütantin hin und her schob, und der Abend der Vorstellung brach an. Aennchen hatte sich schon sehr zeitig angekleidet. Der Theaterdirector hatte ihr einen neuen Anzug zugeschickt. Nichts fehlte vom weißen vollen Rosenkranz bis herab zu den silbergestickten Atlasschuhen: die junge Sängerin sollte dem höchsten Herrn in vollem Glanze vorgeführt werden. Wie fröstelnd zog sie aber den hellblauen Creppmantel um die Schultern und über die Arme; sie war allein beim Ankleiden. Eben wollte sie an's Clavier treten, da klopfte es leise, und ehe sie „Herein" gerufen, erschien Hellmann auf der Schwelle. Ueberrascht blieb er stehen. Ein Zittern überfiel das junge Mädchen, sie mußte sich setzen. Er drückte die Thüre zu und näherte sich ihr mit glühenden Blicken. „Wie wunderschön Sie sind, Aennchen!"

sagte er. Sie machte eine verächtliche Bewegung, sprechen konnte sie nicht, der Hals war ihr wie zugeschnürt. Da zog er einen Stuhl neben ihren Sitz und flüsterte ihr ungefähr folgende Worte zu: „Ich wollte schweigen bis morgen, liebes Kind, aber Ihre Schönheit zwingt mich zu reden. Sie müssen mein Weib werden, Aennchen, und Sie werden die Bühne nur betreten als meine Braut. Sie sind in meinen Händen, ohne daß Sie es wissen. Alle Welt hält Sie für meine Geliebte, leider muß ich auf den süßen Namen Ihres Geliebten verzichten. Ich habe mich deshalb auf alle Fälle sicher gestellt, Justine wird Ihnen das erklären. Als ich Sie damals in der halbdunkeln Stube in Ihrem Vaterhause sah — da verliebte ich mich in Ihre fast noch kindliche Schönheit und schwur mir, Sie zu besitzen. Jetzt glaube ich, liebe ich Sie und biete Ihnen meine Hand. Ihre Schönheit soll mein Triumph werden, Ihre Jugend meine Kraft. Sie sollen mir erwerben helfen, Sie sollen mein Leben schmücken, dafür will ich Sie auf meinen Händen tragen und aus dem Dunkel an's Licht ziehen. Ihr Vater liebt Bach'sche Choräle mehr als seine Tochter und wird gern ungestört arbeiten wollen und zufrieden sein, wenn er Sie wohl versorgt weiß und an die lächerliche Kinderei mit dem kleinen Seminaristen denken Sie doch wohl längst nicht mehr."

„„Ich denke allerdings jetzt an nichts mehr als an das Eine: Ihnen Ihr Geld wieder vor die Füße zu werfen, das Sie meiner Tante heimlich gegeben, und dann mich zu meinem Vater zurückzubetteln.““

Hellmann prallte zurück. „Sie wissen? — Doch gleichviel, wenn auch das alte Weib geplaudert hat, die Sache bleibt deshalb, wie sie ist. — Sie sollen aber nicht von diesen Pfennigen reden, denn ich habe sie meiner künftigen Frau geschenkt!“

„„Eher werde ich des Satans Frau als die Ihre! — Sie werden Ihr Geld wieder bekommen bis auf den letzten Heller, deshalb bin ich hier in diesem Flitterstaat.““

„Also deshalb? — Närrchen, baue nicht zu fest auf ein Engagement, Dein Singsang allein bringt Dir wahrhaftig keines ein, wäre Dein leider gar zu hübsches Gesicht nicht, Deine Stimme ist keinen Pfifferling werth, sie hat auch in der letzten Zeit, Gott weiß wodurch, sehr gelitten. M. klagt mir immer die Ohren voll.“

„„Die Stimme war von jeher nicht viel werth? Sie hat gelitten? Herr Gott des Himmels, was soll mich denn nun reich machen?““

„Deine Schönheit und meine Liebe!“

„„Herr Gott, Herr Gott, Alles, Alles ist umsonst!““ schrie Aennchen jetzt herzzerreißend auf. „„O daß ich bei

der Mutter wäre! Mutter, Mutter, Hermann, ich will zu Euch! Verstoßt mich nicht!" "

Bei diesen Worten fiel sie bewußtlos auf den Boden. Eben trat Tante Justine ein. Schreiend stürzte sie auf ihre „Kleine" zu. Hellmann sagte ihr einige erklärende Worte und lief zum Arzt. Die alte Frau hob das Mädchen auf das Sopha und unter Strömen kölnischen Wassers kam Aennchen sehr rasch wieder zu sich.

„Aber Du kannst doch nimmermehr singen heute Abend!"

„„Doch, doch!" " antwortete das Mädchen mit bebenden Lippen. „„Er muß sein Geld wieder haben! Laß mich, Gott wird mir schon helfen." " Als der Arzt kam, fand er nur ein kleines Beruhigungsmittel nothwendig.

Der Wagen fuhr bald darauf vor, mit ihm der alte Theaterdirector, der sich lebhaft für das Debüt des hübschen Kindes interessirte. Er freute sich über die ruhige Haltung, den Glanz ihrer Augen und die Rosenfarbe ihrer glühenden Wangen. „Nur Muth! die Sache wird schon gehen," meinte er. „Solch Gesichtchen und solche Augen läßt man nicht gern entwischen, sie gleichen manches Fehlerchen aus. Wenn man viel zu sehen hat, hört man bekanntlich nicht so genau; Sie werden engagirt werden."

„„Und fünfhundert Thaler bekommen und das erste Vierteljahr vorausbezahlt, nicht wahr?““

„Das hängt allein vom Herzog ab, mein Kind.“

Im Stillen mochte er sich aber wohl wundern über die Habsucht dieses Kindergesichts.

Hinter den Coulissen fanden sie Hellmann-Sarastro. Aennchen ging an ihm vorüber ohne Gruß. Tante Justine setzte sich weinend vor Angst in einen Winkel, die Sänger und Sängerinnen redeten und scherzten hin und her, die Zeit ging vorüber. Endlich tönte die Klingel, man drappirte sich, die Ouvertüre rauschte vorüber, die klägliche Schlange rutschte dem furchtsamen Tamino nach, die Damen kamen mit ihren Spießen, das „Ungeheuer“ starb pflichtschuldigst, die Oper ging ihren Gang weiter und der Mohr erschien endlich mit der sehnlichst erwarteten Debütantin. Die wenigen Tacte des Eingangs, die sie mit bebender Stimme hervorstieß, beachtete Niemand, ihre Schönheit bemerkte Jeder. Das hohe A des Weherufs: „Barbar!“ war silberrein und voll, und wie natürlich war hierauf das Taumeln und Niederstürzen. Das junge Ding hatte offenbar Talent; man rief „bravo!“

Aber der Mohr neigte sich zu ungewöhnlich tief und lange über die hübsche Pamina, er schien unruhig zu werden, trat an die Lampen — wollte sprechen — das Or-

chester verstummte und nun sagte er langsam und deutlich, daß es durch das ganze todtenstill gewordene Haus schallte: „Fräulein Reinhard hat einen Blutsturz bekommen!“ Dann fiel der Vorhang.

Vier Wochen später ließ man Aennchen in ihre Heimath schaffen. Der alte Cantor, zum ersten Mal in seinem Leben seine Choralarbeiten bei Seite schiebend um seines Kindes willen, holte sie selbst ab. Die ganze Residenz nahm Antheil an dem traurigen Vorfall, dessen Ursachen, Dank sei es der geschwätzigen Zunge der Tante Justine, schnell bekannt geworden waren. Das Krankenzimmer des jungen Mädchens glich einem Treibhause, sie selbst war die weiße Lilie darin. Der Herzog schickte ihr gnädig die Hälfte des Jahrgehalts eines Engagements. So schwach sie war, packte sie doch mit freudezitternden Händen und glückstrahlenden Augen die schuldige Summe für Hellmann ein. Sie sah ihn nie wieder; er löste seinen Contract in D . . . und ging zu Gastspielen ins Ausland.

Den alten Cantor, der sich in der neuen Umgebung und Welt gar nicht zurecht finden konnte und täglich von der Heimreise redete, fragte sie einmal: „Hast Du an Hermann geschrieben, lieber Vater?“

„„Ja, aber noch keine Antwort ist da. Er weiß aber, daß wir am 10. Mai in unserm Dörfchen sein wollen.““

Und am Abend des 10. Mai hielt auch der Wagen vor der Cantorwohnung still. Die Arme aber, die sich in den Wagen streckten, um die theure abgezehrte Gestalt zu empfangen, waren die meinen, und den ersten Kuß in der Heimath gaben ihr meine Lippen.

Ich hatte unvermuthet und ohne daß ich mir irgend wieder Mühe darum gegeben, schon vor drei Monaten die bescheidene Stelle eines Organisten in dem Städtchen I. erhalten; einer meiner Freunde vom Seminar versah sie einstweilen, bis Aennchen etwas kräftiger geworden und ich wieder von ihr weg konnte.

Ein Paar Wochen gingen wehmüthig-glücklich hin, die „Kleine" schien aufzuleben, ihr Aussehen erschien mir minder leidend, sie hustete auch seltener. Der Vater hatte guten Muth und der alte Kreisphysikus, der zuweilen nachsah, sagte nur immer: „Ruhe, Ruhe und frische Luft! Haben wir den Winter erst erreicht, dann wird Alles gut!"

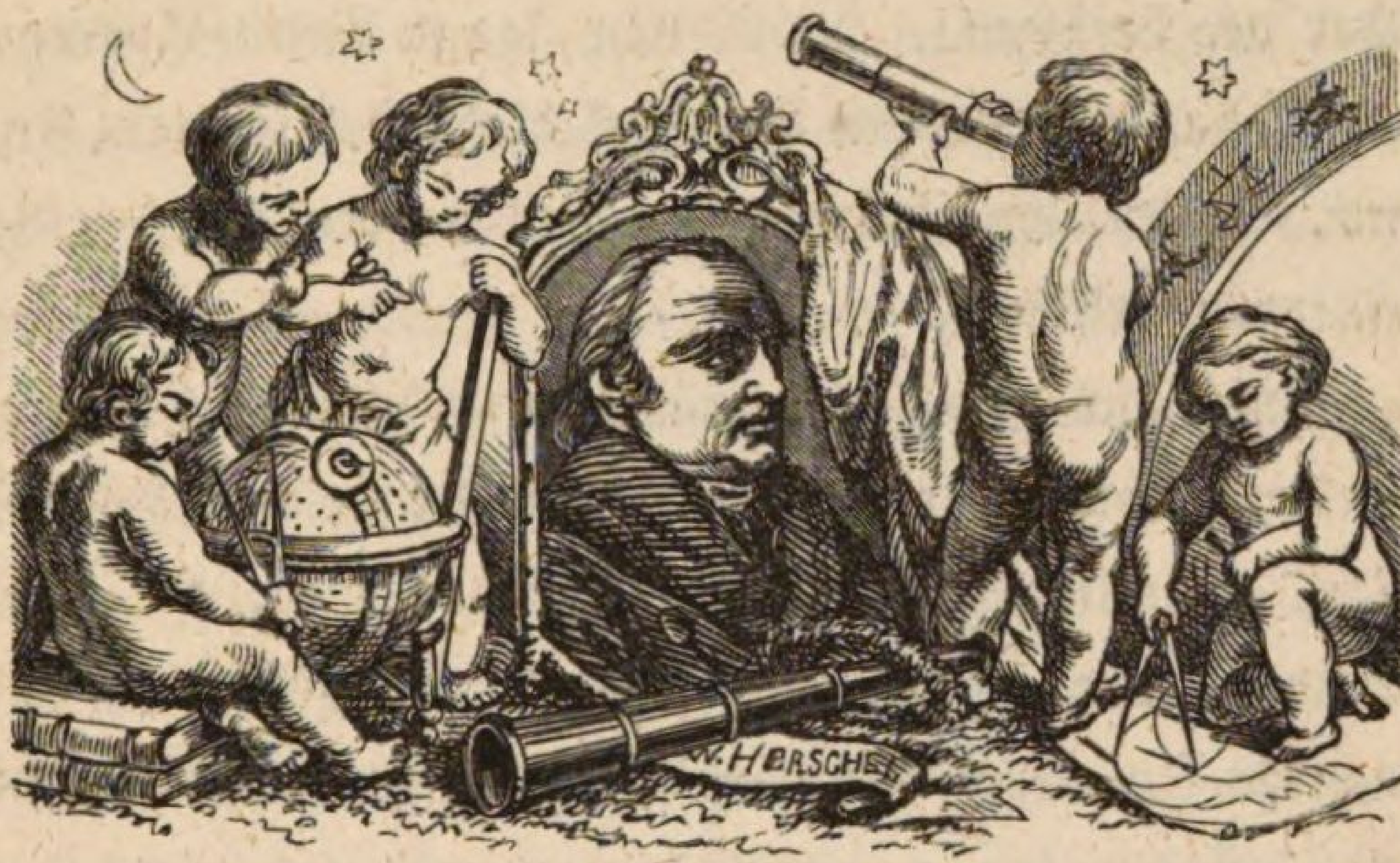
In den letzten Tagen des Juni führte ich sie endlich einmal hinaus, sie verlangte nach dem steinernen Ritter. Es war ein schöner Nachmittag. Das Gehen wurde ihr sehr schwer; ich trug sie fast und wir ruhten trotzdem noch auf manchem Grabe aus. Endlich saßen wir auf dem alten lieben Plätzchen. Es war noch Alles wie sonst, die Cypresse stand noch Wache, die Rosen hin-

gen sich spielend an ihre Zweige, wie frohe Kinder hinaufklettern an einem alten ernsten Manne, die letzten Goldregentrauben hingen schwer herab, das eingesunkene Kreuz des Nachbargrabes ragte aus dem Epheu halb hervor, die Schmetterlinge flatterten von Hügel zu Hügel, unbekümmert, ob die Blumen, die sie küßten, auf Gräbern blühten, die Vögel sangen hier so lustig wie im Walde, es war Alles noch wie sonst: nur drüben schimmerte das weiße steinerne Kreuz vom Grabe meines Vaters und hier saß Aennchen, in Tüchern verhüllt, und lehnte das bleiche müde Haupt an meine Brust. — An dieser Stelle, an diesem Tage redeten wir zum ersten Male von der Vergangenheit, und Aennchen erzählte mir leise und langsam Alles, was ich auf diesen Blättern aufgezeichnet.

Und als sie geendet, und ich sie sanft an meine Brust drückte und sie mein Bräutchen nannte, und ihr alle meine Zukunftshoffnungen in's Ohr flüsterte und wiederholt sie bat, nicht mehr des bösen Traumes des letzten Jahres zu gedenken, weil ja nun Alles, Alles gut geworden sei, da antwortete sie schwermüthig lächelnd: „noch nicht Alles, wir haben noch kein Landhaus!“

Wenige Wochen später trugen wir sie in das Landhaus, das der liebe Gott selbst ihr zur Wohnung angewiesen. Grüner Rasen war da, das niedere, blumengeschmückte Dach ragt unweit vom steinernen Ritter empor, und alte Linden rauschen darüber hin, Alles wie sie sich's gewünscht. Bei ihrem stillen Einzug sangen die Kinder:

„Wie sie so sanft ruh'n
Alle die Todten!"



Der hübsche Musikmeister.

„Ganz leise spricht ein Gott in uns'rer Brust,
Ganz leise, ganz vernehmlich, zeigt uns an
Was zu ergreifen ist — —"

Goethe.

Wer würde es wohl jetzt dem lebensvollen Leeds an der Aire, dem Hauptort des West-Riding der englischen Grafschaft York, ansehen, daß diese Stadt noch vor hundert Jahren ein trauriges, finsteres Nest gewesen, das kaum 16000 Einwohner zählte, während es jetzt deren 190000 aufzuweisen hat? Wohlweislich hat man längst das alte Leeds hinter einem glänzenden Vorhang versteckt von schönen Häusern, breiten Plätzen und stattlichen Kirchen, und den prächtigen Saum dieses Vorhangs

bildet der berühmte, 28 Meilen lange Leeds-Liverpool-Canal, das großartigste Bauwerk dieser Art in ganz England, dessen Ausführung in den Jahren 1770—1816 Millionen gekostet.

Im Jahr 1760 aber träumten selbst die Köpfe der kühnsten Schwärmer noch nicht von dergleichen Herrlichkeiten, die fleißigen Tuchwirker und Bürger der Stadt waren vielmehr gar wohl zufrieden, wenn sie nach vollbrachtem Tagewerk mit ihren Angehörigen an den Ufern des Flusses unter einigen Bäumen auf- und niederwandeln konnten und meinten allen Ernstes, es könne auf der ganzen Welt keinen prächtigern Spazierweg geben als eben diesen. Schimmerten nicht von fern die blauen Yorkshirer Berge herüber, erhoben sich nicht auf jener Anhöhe unweit der Stadt die stattlichen Trümmer des Castells, das Wilhelm der Eroberer einst gebaut, und das, der Sage nach, der traurige Kerker Richards **II.** gewesen? Frisch und erquickend wehte die Luft vom Flusse her und Mancher seufzte unwillkürlich, wenn er wieder einbog in die dumpfen Gassen, wo es immer so kalt und feucht war, selbst mitten im Sommer. Die schmalen hochstöckigen Häuser trugen alle graue Kleider mit schwarzem Ausputz, die Fenster schauten mit verweinten Augen darein und keines hatte sich ein grünes Zweiglein oder eine Blume vorgesteckt zum Schmuck. Es fiel hier Nie-

mandem ein, sich Blumen zu ziehen in den düstern Stuben, den lichtlosen Gassen. Die Bewohner des geschäftigen Leeds freuten sich der lieblichen Kinder Flora's nur gelegentlich im Freien oder in den Treibhäusern ihrer Reichen, zu ihrer Pflege aber hatten Wenige Lust und kein Einziger die Zeit.

An einem Fensterlein des vierten Stockwerks in einer jener längeren Straßen, die auf den Marktplatz ausliefen, die aber ebenfalls gewaltig eng war, sah man dennoch im Herbst des Jahres 1758 mehrere Scherben auf einem schmalen, kunstvoll befestigten Brette stehen, in denen Rosmarin, Reseda und Immergrün lustig wuchsen. Es wohnte freilich ein Fremder da, ein Ausländer, der über den Canal gekommen, das wußte jedes Kind in der Nachbarschaft. Allmorgentlich erschien sein junges Gesicht hinter dem Grün und neigte sich mit sichtlichem Wohlgefallen über die Pflanzung, die er sorgsam zu begießen pflegte. Der Jüngling trug nach damaliger Sitte schwach gepudertes Haar, das im Nacken zierlich mit einer schwarzen Schleife zusammengefaßt war. Die kluge Stirn und die klaren Augen erschienen doppelt hübsch in dieser wunderlich bauschigen Haareinfassung, ein heiterer Zug, wie ihn nur ein frohes Herz ins Angesicht zeichnet, stand neben den Lippen und seine Wangen waren frisch wie die eines Hochländers. — Den „foreigner“ sah man

ihm doch auf 20 Schritte weit an, in Leeds kannte man ihn nur unter dem Namen „der fremde Musikmeister;" seine Schülerinnen sagten freilich heimlich: „Der hübsche Musikmeister". Sein eigentlicher Name war Friedrich Wilhelm Herschel, was sich von den englischen Zungen nicht sonderlich bequem nachsprechen ließ, weshalb man ihn lieber gar nicht nannte. Der Sohn eines schlichten Musikanten in Hannover, war er, um sich in der Musik auszubilden, nach London gegangen, wo ihn ein Graf Darlington als Lehrer eines Musikchors anstellte, das in der Grafschaft Durham errichtet werden sollte. Als dieses Chor tüchtig eingeschult war und nichts mehr zu thun übrig blieb, ging der junge Mann, mit Empfehlungen seines Gönners versehen, nach Leeds und ließ sich daselbst als Musiklehrer nieder, zugleich mit der Aussicht auf die Anwartschaft auf die Organistenstelle in Halifax, die ein alter kränklicher Organist noch inne hatte. In Leeds traf er es just so gut, wie es Einer nur treffen konnte; der ergraute einzige Musikmeister daselbst wurde alle Tage tauber und schnupfte obendrein, daß ihm das Wasser aus den Augen lief, und er also in der That weder hörte noch sah. Es war wirklich hohe Zeit, daß alle die hübschen Hände und Finger der Mädchenwelt von Leeds in bessere Obhut kamen; und eine bessere, als die blauen Augen des Fremden, der so allerliebst ge-

brochen Englisch sprach und so freundlich grüßte, konnte man sich nimmer wünschen, so meinten wenigstens die jungen Mädchen selber. Noch nie hatte man so viele Spinetts und so wenig falsche Töne in der guten Stadt gehört, als zur Zeit des fremden Musikmeisters, und wenn er gar einmal für den Organisten in der Hauptkirche die Orgel spielte, so glich das düstere Gotteshaus einem heiter lachenden Garten, die frischesten Mädchenblumen blühten in allen Winkeln.

Trotz alledem blieb freilich der allgemeine Liebling, Friedrich Wilhelm Herschel, doch nur ein armer Musikant, denn die Stunden wurden ihm herzlich schlecht bezahlt, das Leben war theuer in Leeds, man zerriß gar viele Schuhe auf dem holprigen Pflaster, die Miethe war so hoch wie die vier Stiegen, kurz, außer den lächelnden Rosengesichtern freundlicher Schülerinnen gab's wenig Vergnügen in dem Leben des Fremden. Tag aus, Tag ein war er auf den Füßen vom Morgen bis zum späten Nachmittag. In dem nämlichen grauen Röcklein sah man ihn der Winterkälte wie der Sommerhitze Trotz bieten, im Sturm trug er seinen kleinen Hut sorgfältig unter dem Arm und im Regen lief er ohne Schirm. Aber freundlich blieb er allezeit und hübsch auch. Kälte und Schneeflocken schienen nur die Frische seiner Farben zu erhöhen, ohne den Pinsel an seine Nase zu setzen, und

selbst die Sommerhitze scheute sich, ihn in einen gekochten Krebs zu verwandeln, sondern färbte ihn nur bräunlich, was ihm gar wohl stand. Es gab aber Viele, die ihn mit Staunen und Bedauern auf jenem Spazierwege vermißten an den Ufern des Flusses, wo sich an hübschen Tagen in den späteren Stunden die Bewohner von Leeds so wohl zu fühlen pflegten. Man sah ihn in der That dort nie, und das blieb weder unbemerkt, noch versäumte man nach dem „Warum" zu forschen. Eine kleine Stadt bleibt ja überall eine kleine Stadt mit all ihrem ärmlichen Kram, mit ihrer Neugier und Klatschsucht, sie mag nun auf deutschem, englischem oder französischem Boden aufgebaut sein. Hier wie dort schauen Neugierige aus den Fenstern, stehen in den Abendstunden Klatschschwestern beisammen, die Heimkehrenden zu mustern, überall weiß man, was der Nachbar ißt und trinkt, und wie viel seine Kleider kosten, und ob er selbige schnell oder langsam verträgt, überall bringt man gern Mädchen unter die Haube und fahndet auf jene Junggesellen, die ihren Schneider bezahlen und nicht allzulange im Wirthshause sitzen.

Was nun den hübschen Musikmeister abhielt, sich in den Abendstunden freundliche Blicke und Grüße von schönen Augen und lächelnden Lippen zu holen unter den Bäumen am Flusse, war Etwas, das wohl kaum

einen Andern zurückgehalten haben möchte. Seinem Fenster gegenüber, über die schmale Gasse hinweg, lag nämlich auch ein Fenster; dort erschien an jedem Nachmittage in der fünften Stunde die Gestalt eines blinden Mannes, der von einem jungen Mädchen geleitet in einem Sessel sich niederließ. Dann setzte sich seine Führerin ihm gegenüber, legte ein großes Buch auf ihre Knie und las vor. Das Haupt des Alten mit den langen grauen Haaren war meist auf die Brust gesenkt, von Zeit zu Zeit aber richtete er es lebhaft auf wie von irgend einem Worte, einem Gedanken getroffen und dann konnte der Musikmeister das scharfgeschnittene Profil sehen und die harten Linien um den Mund. Das Mädchen saß mehr dem Fenster zugewendet, auf einem hohen Schemel, wie es schien. Die Gestalt war kümmerlich, die eine Schulter höher als die andere. Sie war wohl noch sehr jung, das zeigten die Stirn und die weichen Umrisse von Kinn und Wangen, aber bleich und ernst erschien sie, wie der junge Mann noch kein Mädchen gesehen zu haben sich erinnerte. Ihr schönes braunes Haar war in schweren Flechten aufgenestelt, allein sie trug es nicht mit jener Sorgfalt, wie es Andere, Glücklichere tragen, denen liebe Lippen oder Augen sagen: „wie hübsch bist Du in solchen glänzenden Flechten!“ — Sonntags wie Wochentags trug sie ein schwarzes Kleid,

das an ihrer schwächlichen, etwas gebeugten Gestalt lose niederfiel. Kein weißer Umschlag am Halse, kein weißer Saum an den Händen, kein farbiges Band, keine frische Blume als Schmuck. — Den hübschen Musikmeister überkam allezeit eine tiefe Rührung, wenn er, versteckt hinter seinen Blumen, diese Mädchenerscheinung anschaute. An schönen Tagen pflegte sie auch das Fenster aufzuschieben *), wobei er ihr immer gern geholfen hätte, denn ihre Arme schienen nicht stark und das Fenster mit den vielen grünlichen Scheiben recht schwer zu sein. Wenn der Musikmeister das seinige ebenfalls aufzog, so konnte er ihre Stimme hören, die schwach aber süß zu ihm herüber klang. Die Worte konnte er freilich nicht verstehen; seltsamer Weise kam ihm jedoch immer, wenn er sie so lesen hörte, die Melodie eines alten traurigen Liedes in den Sinn, das er viele Jahre vergessen und einst von seiner alten Großmutter gehört. Es war eine Nonnenklage aus der Limburger Chronik und fing an:

„Gott geb' ihm ein verdorben Jahr,
Der mich gemacht zur Nonne,
Und mir den schwarzen Mantel gab,
Den weißen Rock darunter."

---

*) Eine Einrichtung, die in England sehr allgemein ist, da sich die Fenster dort nach der Höhe öffnen, und nicht wie bei uns nach der Breite.

Er mußte dann aufstehen und die einfache, bitter wehmüthige Melodie spielen, und saß er einmal an seinem Spinett, so pflegte er die Zeit zu vergessen. Seine Hände gingen dann auf und nieder, bis ihm wieder allerlei heitere Weisen kamen, lustige Kindheitserinnerungen, und am Ende gerieth er allezeit in fröhliche Tanzweisen, wie der Vater sie immer ihm und den Geschwistern auf der Geige zu spielen pflegte. Er sah dann die Kindergestalten der rothwangigen Schwestern, wie sie jauchzend umherflogen mit ihren hübschen Freundinnen daheim in der großen halbdunkeln Unterstube des Elternhauses. Er sah sich selbst mitten darunter mit der Hübschesten im lustigsten Dreher. Nahm er dann endlich die Hände von den Tasten und schlich wieder an's Fenster, da sah er, daß die kleine Vorleserin wohl gelauscht haben mochte, denn ihre kleinen Finger lagen, ineinander gefalten, lässig auf dem großen Buche und ihre Augen schauten träumerisch herüber.

„Sie hat gewiß noch niemals getanzt," dachte der junge Musikmeister und hätte die ganze Nacht vor Mitleid Tänze spielen mögen.

Ueberhaupt verwunderte er sich täglich mehr über das Gefangenenleben, das die Kleine da drüben führte. Nie sah er sie ausgehen, nie kam eine jugendliche Gefährtin sie zu besuchen, keine Blume blühte an ihrem

Fenster, kein singender Vogel erheiterte ihre Einsamkeit. Und doch sah er sie nie mißmuthig oder mürrisch, nur ernst, tief ernst. Daß sie aber doch auch lächeln und erröthen konnte wie andere junge Mädchen, gewahrte er mit Vergnügen, als er ihr endlich den ersten nachbarlichen Gruß hinüber zu senden wagte. Wie gern hätte er ihr einen seiner Blumenscherben hinübergetragen, aber er wagte es nicht, seine alte Hauswirthin hatte ihm allzuwunderliche Dinge erzählt von dem Paare da drüben. Es waren Vater und Tochter. Der Alte war früher Rechenlehrer an einer Knabenschule gewesen, viele Jahre lang, hatte auch Unterricht in der Mathematik gegeben, die so recht eigentlich sein Steckenpferd war. Mit großer Zungengeläufigkeit berichtete die Frau, daß der Georg Thornton ganz leidlich habe leben können von seiner Einnahme, da sei es ihm in den Sinn gefahren, sich um Dinge zu bekümmern, die doch in keines Menschen Wege lägen: um die Sterne nämlich. Das sei natürlich sein Unglück geworden, denn über dem nutzlosen Gucken nach oben habe er hier unten Alles verabsäumt: Schule, Weib und Kind. Die Schule habe ihn endlich auch entlassen müssen mit einem Gnadengehalt, nur noch einige Privatschüler in der Mathematik seien ihm geblieben. — „Nun rechnete er den halben Tag lang," erzählte sie, „die andere Hälfte verschlief und die Nächte verwachte er

in seinem Dachstübchen, das er sein Observatorium nannte, und guckte nach den Sternen. Sein einziges Kind hatte er von dem Tische fallen lassen, auf dem er rechnete. Sein Weib lag just krank, die Magd Martha war gegangen Milch zu holen, die kleine Georgine seiner Obhut anvertraut. Er setzte sie auf seinen Arbeitstisch, zog ein Buch heraus und gab es dem Kinde, darin zu blättern. Ein Stückchen Papier, mit Zahlen beschrieben, fiel heraus. Da wär's denn aus! Gleich saß er mitten im Rechnen drinnen und die Kleine war so lange vergessen, bis sie schreiend auf dem Rücken am Boden lag. Von dem Tage an ist sie schief geworden, das arme Ding!"

In sein Dachstübchen hatte man ihm auch eines Abends die Nachricht gebracht, daß sein treues Weib im Sterben liege, da sollte er denn gefragt haben, „ob sie nicht einen Augenblick warten könne, die Venus ginge eben auf." — Aber sie konnte nicht warten; als er hinabkam, fand er statt der freundlichen geduldigen Gefährtin nur eine starre, fremd ausschauende Hülle, die ein halb bewußtloses Kind umklammert hielt.

Acht Tage und acht Nächte lang nach diesem Todesfalle sagte er sich von Zahlen und Sternen los; dann aber war es wie zuvor. Georgine und die Magd theilten sich in den Haushalt, das Kind arbeitete für die Leute, nähte Hemden und säumte Tücher, wie sie die

Mutter hatte nähen sehen. Martha versuchte Mutterstelle zu vertreten an der jungen Waise, sie hegte und pflegte das Kind, als wär's ihr eigenes. Friedlich und ruhig gingen die Tage hin, ohne Sonnenschein zwar, aber auch ohne Sturm. Da kamen schwere Wolken. Nach einem Jahre etwa fingen des Vaters Augen an zu kränkeln, und ein Jahr darauf war er blind, ganz blind. Und Georg Thornton war kein geduldiger Blinder, sein armes Kind hatte gräßliche Zeiten zu durchleben mit ihm.

Als aber die erste Verzweiflung, die freilich Monate lang anhielt, vorüber war, da versank er in starren Trübsinn. Hier war es, wo Georgine zuerst auf den Gedanken kam, ihm vorzulesen. Sie holte Newtons Werke herbei, in denen sie den Vater so oft vertieft gesehen, und begann eines Nachmittags mit bebender Stimme ihm jene unverständlichen Dinge vorzulesen. Der Lohn blieb nicht aus. Der erste Schimmer von Freude flog über ihres Vaters starres Angesicht, und als sie das erste Capitel beendet, sah sie ihn weinen. Seit jenem Tage las sie ihm von vier bis sieben Uhr unermüdlich und geduldig vor, während sie in den Frühstunden mit ihrer Arbeit in dem Hinterstübchen saß, das neben des Vaters Schlafzimmer belegen, und seinen Schlummer bewachte. In der Nacht wanderte freilich der Erblindete noch immer ruhelos umher. Da trieb es ihn hinauf in jene

Kammer, die einst seine Sternwarte gewesen, da tastete er umher mit unsichern Händen, da berührte er seine geliebten Instrumente und benetzte sie mit bittern Thränen. In den späten Abendstunden verlangte er auch zuweilen in's Freie und Georgine mußte seine Führerin sein.

So war Georginens Leben, so war sie siebzehn Jahre alt geworden. Unglücklich fühlte sie sich darum nicht; sie hatte ja niemals die Freiheit gekannt, und seit der Vater etwas ruhiger und freundlicher gegen sie geworden, fühlte sie außer der Sehnsucht nach ihrer todten Mutter nur noch ein Verlangen, daß nämlich ihre Brust weniger schmerzen möchte beim Vorlesen. Seit der junge Musikmeister da drüben wohnte, waren freilich allerlei wunderliche Wünsche in ihr aufgetaucht, über die sie oft selber den Kopf schüttelte und die alte Martha lachte. Sie wünschte sich plötzlich auch einige Blumen in Scherben, wie sie dort wuchsen, sie wünschte sich ein Spinett und gelenkige Finger, um darauf so hübsche fröhliche Weisen spielen zu können, wie sie den Nachbar spielen hörte. Sie wünschte — doch still — das sagte sie Niemandem.

Eines Tages, als eben der Musikmeister heim kam, stürzte die alte Martha aus der Hausthür auf die Straße und rannte ihn fast um. Er sah sie erschrocken an, sie sah ganz verzweifelt aus. „Seid Ihr etwa ein Doctor?" fragte sie hastig.

„„Nein, aber ich kann einen holen!““

„Nun so lauft! Unsere Kleine ist krank! Das Lesen — das Lesen, ich hab's immer gesagt — sie hat einen Blutsturz bekommen!“

Der junge Mann rannte wie besessen zum Doctor Churchill, dessen hübscher Tochter er Unterricht gab. Er wohnte am Ende der Straße. Miß Churchill, die ihn kommen sah und über sein verwirrtes Aussehen erschrak, strich sich schnell vor dem Spiegel die Locken zurecht und schlich dann an Papas Stubenthür, um zu horchen, indem sie keinen Augenblick zweifelte, daß unglückliche Liebe zu ihr den hübschen Musikmeister in solcher Eile in ihres Vaters Studirzimmer trieb. Leider konnte sie nichts verstehen und wäre zudem auch beinahe überrascht worden, sie hörte des Papa's Stuhl hastig rücken und konnte kaum in die Küche flüchten; da sah sie die beiden Männer eilig davon gehen.

Erst nach zwei Stunden peinlichen Wartens kam der Doctor wieder und sein Töchterlein konnte durch eine Frage ihrem Herzen Luft machen.

„Die arme kleine Georgine Thornton hat einen Blutsturz gehabt vom vielen Vorlesen,“ antwortete der Doctor. „Wird kaum lange mehr leben, ist ganz wie die Mutter war.“

„„Deswegen in solcher Hast und so verstört?““ mur-

melte Miß Churchill. „„Um der verwachsenen Nähterin willen?“ “

Und sie beschloß künftighin keine Stunde mehr bei „solch einem Menschen“ zu nehmen.

Aber nicht allein Miß Churchill, sondern alle seine Schülerinnen hätten ihm die Stunden absagen lassen können, es würde ihn nicht gekränkt haben: das einsame Leben des Musikmeisters aus Hannover hatte eine wunderbare Veränderung erlitten. Tagtäglich um die fünfte Stunde, an Sonn- und Feiertagen wohl noch früher, wanderte er hinüber, um bei dem blinden Manne die Stelle der Tochter zu vertreten und ihm vorzulesen.

Wie das so gekommen, — es war ihm ein Traum. Woher er den Muth genommen, dem Blinden seine Dienste anzubieten, er wußte es nicht. Er erinnerte sich nur, eines Tages ihm gegenüber gestanden zu haben in dem ungeschmückten Stübchen, und erst als er wieder daheim, fiel es ihm ein, daß Georginens Vater ihm wirklich die Hand gedrückt und vom Wiederkommen geredet.

Herzlich schlecht ging es freilich zuerst mit dem Lesen in der fremden Sprache, auch währte es eine Weile, ehe er so recht begriff, w a s er las, aber allmählich wurde es heller und das Licht, das herein strömte in seine Seele, war erwärmend wie die Frühlingssonne. Es waren Newtons Werke, aus denen er vorlas; mit

ihnen und in ihnen ging dem jungen Musikmeister plötzlich eine neue Welt auf, eine Welt, in der er sich zu leben und zu athmen, zu wirken und zu schaffen sehnte. Lange Gespräche schoben sich ein mit dem Blinden über die Sterne und ihre wunderbaren Bahnen, Gespräche, die für den jungen Mann von unsagbarem Interesse waren. Wie ein Schüler zu den Füßen des Meisters saß er da, fragte und lauschte der Antwort. Das Leben im Sonnenschein, mit den lärmenden ruhelosen Alltagsmenschen, dünkte ihm leer und freudenlos, — das Stillleben in der Nacht, den ewigen Sternen gegenüber, reizte ihn mächtig und immer mächtiger.

Wie eine Binde fiel es von seinen Augen, wie mit tausend goldenen Ketten zog es ihn hinauf, hoch und immer höher; es war ihm, als habe er jetzt seines Daseins Bestimmung gefunden.

Nichts in der ganzen Schöpfung übte von alten Zeiten her einen mächtigeren Zauber aus auf den Menschen, als der Anblick des Sternenhimmels, nichts spricht erhabener zu seinem Geiste, nichts tröstender zu seinem Herzen. Immer waren es wahrhaft bedeutende Männer, die ihr Sein der Erforschung der Wege jener leuchtenden Gestirne weihten. In vergangenen Zeiten hat man die ernsten Astrologen, die gleichsam das flüchtige Leben des Menschen unter den Schutz der unwandelbaren Sterne

zu stellen versuchten, als Seher und Schicksalskündiger angesehen, und Kaiser und Fürsten beugten sich vor ihren Aussprüchen. Die Astronomen späterer Tage, die sich's zur Aufgabe gestellt, den Lauf der Gestirne zu beobachten und ihre wundersamen Bahnen zu berechnen, erkannten wohl, daß sie keinen Sterblichen zu schützen vermögen gegen die spitzen Dornen des Hungers und der Entbehrung, und dennoch ließ keiner von ihnen, wenn er einmal ihr Wandeln belauscht. Manchem ist auch nach solchem Blick auf jenen goldgestickten Vorhang, der die Unendlichkeit verhüllt, die Erde zu eng geworden, manchen überkam eine seltsame Wanderlust und er fing an, ruhelos jene Kugel zu beschauen, auf der wir wohnen, und hin und her zu streifen auf unserm Erdball, der doch eben groß genug ist, daß wir armen Menschenkinder uns in seinen Wäldern und Wüsten verirren und verlieren, um uns — nimmer wieder zu finden.

Friedrich Wilhelm Herschel verstand nach kurzer Lehrzeit den Sinn jener bittern Klage des Blinden: „hätte mir Gott meine Sterne gelassen, ich verlangte nimmer nach seinen Sonnenstrahlen!"

Das alte Wort: „Niemand kann zween Herren dienen," bewahrheitete sich auch hier. — Der hübsche Musikmeister fing bald an, seine Schüler und Schülerinnen zu vernachlässigen, da er sich nicht mehr genügen ließ

an jenen Stunden, die er mit dem alten Mathematiker verbrachte, sondern halbe Tage und Nächte lang über den Werken Ferguson's, Tycho de Brahe's und des „Vaters der neueren Astronomie", Johann Kepler's saß. Ein Exemplar jenes berühmten Keplerschen Buches „de stella Martis", das ihm Thornton verschafft, trug er immerfort mit sich herum und legte es Nachts, wenn ein bedeckter Himmel ihn an seinen Beobachtungen hinderte, unter sein Kopfkissen, um darauf zu schlafen. Es kümmerte ihn wenig, daß ihm Einer nach dem Andern die Stunden auffagte, sein Kepler half ihm über diese „kleinlichen" Sorgen hinweg. — Wie dankbar war er dem blinden Mathematiker, der ihm ja gleichsam die Leiter geschenkt, auf deren Sprossen er fröhlich aufwärts zu steigen gedachte! Wie pünktlich hielt er die Stunden des Vorlesens ein, wie bereitwillig verlängerte er sie! Seit einiger Zeit hörte auch die halbgenesene Georgine, vergraben in einen großen Lehnstuhl, wieder zu. Ihre kranke Brust empfand dies Ausruhen wie einen heilenden Balsam. Der Tag begann für sie eigentlich erst mit der Stunde, in welcher der Finger des Musikmeisters an die Thür des Wohnstübleins klopfte und das Sonnenlicht verschwand, wenn er die Treppe wieder hinunter stieg. Alle seine Blumenscherben hatte er dem jungen Mädchen nach und nach herüber geschleppt und sie pflegte sie mit

peinlicher Achtsamkeit. Auch einen kleinen Vogel brachte er einmal, den er aber erst mit unsäglicher Mühe zahm gemacht, da er das Geld zu einem Bauer nicht erschwingen konnte. Georginens Freude über den lebenden lustigen Gefährten war unbeschreiblich, und wenn sie mit dem Vogel auf dem Finger in ihrem Sessel ruhte, der ihre verkümmerte Gestalt halb verbarg und der Kopf sich hell abhob von dem dunkeln Hintergrund der gepolsterten Lehne, so war sie wirklich ein 17jähriges reizendes Mädchen, eine liebliche Blume, der man nicht mehr ansah, daß sie so lange im Schatten gestanden. Ein warmes wunderschönes Roth stand auf ihren Wangen, die großen blauen Augen strahlten, die Lippen lachten. Sie trug auch seit einiger Zeit ihr prächtiges Haar sorgfältig geordnet, ein kleiner weißer Kragen schloß am Halse an und ein weißer Saum am Gelenk der Hände. Ihr junger Nachbar wunderte sich wirklich zuweilen, wie hübsch die Kleine ausschaue, wie ganz anders als damals, wenn er sie vom Fenster aus beobachtet. Im allgemeinen dachte er trotzdem weniger an sie als sonst, — er hatte ja keine Zeit. Und wer zudem mit den Sternenaugen Blicke tauscht, den fesseln selten irdische Augen.

So ging die Zeit mit leisen Schritten an den drei Menschen vorüber, die sich hier zusammen gefunden, äußerlich gestaltete sich Wenig anders, innerlich wandelte

sich so Vieles. — Der Blinde schien ruhig, fast heiter. Er überließ schon nach wenigen Wochen seine beiden mangelhaften Fernrohre dem jungen Fremden zur Benutzung. Immer länger und vertraulicher wurden die Gespräche mit ihm, den er seinen „besten" Schüler nannte, und eines Tages sogar gestand er dem Musikmeister aus Hannover, daß er den Plan gehegt, selber ein Instrument zu fertigen zur Beobachtung der Sterne, und wie es sein größter Schmerz gewesen, daß seine Blindheit just diese Arbeit, die ihm sicher dereinst einen Namen gemacht, aus den Händen genommen. — Die alte Martha mußte die wenigen bestaubten Ueberreste des kaum begonnenen Werkes aus der Dachkammer herunterholen. Der Blinde betastete lange diese Trümmer, dann schob er sie dem jungen Manne hin und sagte spöttisch lächelnd: „ich schenke Euch diese Grundsteine! Seht doch zu, ob Ihr aus ihnen das Schloß erbaut, von dem ich geträumt!"

„„Ich will's!"" rief der Beschenkte freudig, und trug seinen erbeuteten Schatz so sorgsam nach Hause, als wären es die kostbarsten Kleinodien der Welt.

Der Gedanke, *selbst* ein vollkommeneres Instrument zu bauen, beschäftigte ihn von dieser Stunde an unablässig. Wie ein Träumender, in Grübeln und Sinnen verloren, ging er umher. Aber *allein* trug er doch nicht diese Last von Geheimnissen seines neuen veränderten

Lebens, es drängte ihn, eine treu verschwiegene Seele zur Mitwisserin seiner Pläne zu machen, er schrieb daher einen langen Brief an seine kaum 14jährige Lieblingsschwester Caroline Herschel zu Hannover. Ein Stein fiel ihm von der Brust, als er die gewaltige Epistel zur Post gebracht.

Vier Wochen vergingen, ehe die Antwort kam. Damals waren die Mädchen noch nicht so federflink wie die „Damen" unserer Tage, hatten auch nicht so viel Zeit. Die fleißige Jungfrau Herschel hatte eine lange Weile gebraucht, um folgenden Brief zu Stande zu bringen:

„Lieber Bruder!

Du hast mir einen wunderlichen Brief geschrieben, allein recht verstanden habe ich Dich darum doch. Aber der Vater hätte nicht darum wissen dürfen, daß Du nicht mehr gern Musikant sein willst. Er ist es nun einmal mit Leib und Seele, wie Du selbst weißt, und da meint er denn allezeit, es müsse Jedem, der einmal eine Trompete geblasen oder die Geige gespielt, just so ergehen wie ihm selber, daß er nämlich nimmer von der Musik lassen könne. Ich meine auch, daß er Recht hat, denn die Musik ist etwas Schönes und macht Einem das Herz froh, und wenn man gut blasen oder spielen hört, so können Einem niemalen böse Gedanken kommen. Du hast aber auch Recht, wenn Du die Leiter hinaufsteigen möch-

test, die der arme blinde Mann Dir gezeigt hat; wer würde sich bedenken, zu den lieben Sternen hinauf zu klettern, wenn Einem so deutlich der Weg gewiesen würde zu ihnen hin? Ich wollte, ich könnte mit oder dürfte die Leiter halten. Nur Eines möchte ich Dir sagen, lieber Bruder, daß Du nämlich Zeit brauchst zum Klettern, und daß Du in dieser Zeit auch essen und trinken mußt, um von der Leiter nicht wieder herabzufallen. Wer soll Dir das aber geben, wenn Du Deine Schüler alle fortschicken willst? Wir Alle haben ja leider Nichts Dir zu schicken; hätte ich Geld oder wüßte ich mir's zu verdienen, Du solltest es bis auf den letzten Heller haben. Lieber Bruder, ich glaube, es thut nicht weh, im lieben Vaterlande auch einmal zu hungern um einer guten Sache willen, im fremden Lande muß es aber recht hart sein; ich ertrüg's wohl kaum, selbst um der Sterne willen nicht, die ich doch so lieb habe. Versuche Du's lieber auch nicht, oder wenn Du's denn durchaus nicht lassen kannst, so schreibe mir's nicht. Lies nur recht fleißig in Deinen Freistunden in den schönen und gelehrten Sternbüchern, von denen Du mir erzählt hast; ich denke, je öfter Du das thust, je weniger Zeit brauchst Du zum Klettern. Wenn Du wirklich ein Sterngucker wirst, so kannst Du nur ein ordentlicher werden, das weiß ich ganz bestimmt. Und wenn ein Musikant seine Musik hergeben kann, um

die Hände nach etwas Anderem auszustrecken, so muß das etwas Großes sein, und um den verlornen Musikmeister ist's dann nimmermehr schade. — Wir sind Alle gesund und denken oft an Dich. Wer weiß, ob Dir nicht einmal Eins von uns nachläuft, um Dir zu helfen. Beim Sterngucken giebt's viel zu rechnen, habe ich mir sagen lassen. Weißt Du noch, wie ich in der Schule im Rechnen immer die Erste war? — Wenn's doch nicht so gar viel kostete nach England hin!

„Die blonde Lisbeth, die immer so gern mit Dir tanzte, wird nächste Woche Hochzeit machen mit dem Krämer an der Ecke unserer Straße. Dein Staar, der die Melodie vom Aennchen von Tharau wunderhübsch pfiff, ist in der Christnacht gestorben. Wir haben auf der guten Mutter Grab ein hübsches schwarzes Holzkreuz aufgestellt und Immergrün darum gepflanzt.

„Lebe wohl, lieber Bruder. Behüte Dich selbst, dann wird Dich der liebe Gott auch behüten. Schreibe bald einmal Deiner treuen Schwester

Caroline."

Hätte Georgine gesehen, mit welcher Hast der junge Nachbar diesen schlichten Brief las und wieder las und ihn dann zärtlich an's Herz drückte wie einen langentbehrten Freund, sie würde die Qualen der bittersten Eifersucht empfunden haben, denn ihre vereinsamte

Seele hing ihm ja an mit vollster leidenschaftlicher Zärtlichkeit. Sein Lächeln, der Ton seiner Stimme, sein Händedruck beim Gehen und Kommen füllten ihr Leben aus. Und in den Stunden, in denen sie allein war, gab es an ihn zu denken, und so unendlich viel, und von ihm zu träumen und für seinen Vogel, seine Blumen zu sorgen: sie wurde kaum fertig bis zum andern Tage, bis zur Stunde, wo er in das Stübchen trat. Und hatte ihn nicht Jeder lieb? Duldete ihn nicht der Vater, der keines Menschen Nähe duldete, mit Freuden um sich? Hatte er nicht selbst das Herz der spröden alten Martha im Sturm erobert, als er damals so hastig zum Doctor Churchill lief? Seit jenem Tage ließ sie sich's nicht nehmen, ihm drüben sein Kämmerlein jeden Morgen in Ordnung zu bringen, sauber zu fegen und zu stäuben. „Er hat's um mein Kind verdient," sagte sie immer. Martha pflegte auch gern von ihm zu reden und ihre Zuhörerin zürnte ihr nie deshalb. Zwar schwatzte sie oft Dinge, die der armen Kleinen das Blut in die Wangen trieben und ihr Herz ungestüm schlagen ließen, aber es währte nicht lange, so lernte sie alle diese Worte ruhig anhören und zuletzt glaubte sie eben so fest an das Myrthenkränzlein, das der Nachbar ihr dereinst bringen werde, wie die alte Hüterin ihrer Kindheit selbst daran glaubte. Für sie war eben Georgine die Krone aller Jungfrauen,

die Schönste und Beste im ganzen Lande, und nicht nur der fremde Musikmeister, sondern sogar ein wirklicher Herzog hätte ihrer Meinung nach stolz sein können, wenn sie ihm ihre kleine Hand gereicht.

Das Spinett ruhte, des jungen Herschels Wangen verloren etwas von ihrer Frische, ein fremder Ernst legte sich auf seine Stirn. Nur noch wenige Schüler waren ihm treu geblieben; die Schülerinnen, aufgewiegelt durch Miß Churchill, hatten den Lehrer, der im Verdacht stand, ein Liebesverhältniß mit einem „kleinen verwachsenen Dinge" zu haben, das mit Niemandem Verkehr hatte, schnöde entlassen. Es kamen jetzt Stunden, in denen er einsah, daß es doppelt schmerzt, im fremden Lande zu hungern. Aber dennoch ertrug er jede Entbehrung ohne Murren. Hatte nicht der große Kepler auch gehungert? Und er wollte klagen? — Wenn er in sternenhellen Nächten in seiner Dachkammer Beobachtungen anstellte oder sich in mathematische Berechnungen vertiefte und zum Schlusse nachher wieder und wieder seinen Ferguson, Brahe und Kepler durchblätterte, wurde ihm doch das Stück trocknen Brotes, mit dem er sich oft genug begnügen mußte, und der Trunk Wassers zu Ambrosia und Nektar. — Eines Tages erzählte Herschel mit leuchtenden

Augen, daß er hoffen dürfe, jenes Instrument zu vollenden, dessen Anfangstrümmer der Blinde einst in seine Hände gelegt.

„Euer Schloß wird nun doch erstehen und vielleicht größer, als Ihr's geträumt," sagte er. „Wie leid ist mir's aber, daß Ihr's nicht mit bewohnen könnt!"

Der Blinde hob bei dieser Mittheilung wie von einem jähen Schreck getroffen den Kopf. Eine seltsame Verwandlung glitt über seine Züge. Todtenbleich und mit einem verzerrten Lächeln stotterte er: „„Ihr träumt wohl?""

„Nein, ich wache. In zwei Monaten denke ich das Instrument fertig zu haben. Dann aber gehe ich auch ohne Verzug nach London. Ich muß mehr sehen und lernen und sollte ich mich durchbetteln und durchhungern. Alles, Alles will ich, um vorwärts zu kommen. Es soll etwas Rechtes aus mir werden, damit Ihr Euch dermaleinst Eures Schülers nicht zu schämen habt."

„„Ihr betrügt Euch und mich!"" murmelte der Blinde in furchtbarer Erregung. „„Solch ein Instrument zusammenzustellen, bedarf mindestens so viel Jahre, als Ihr von Monaten redet. Habe ich doch Jahre gebraucht zu jenen Anfängen, die ich Euch geschenkt. Und Ihr wollt nun mit Euren jungen Händen und mit Eurem jungen Kopfe das Alter meistern?""

„Wenn Ihr Euch entschließen könntet, zuweilen in meine Arbeitsstube herüber zu kommen," antwortete der junge Mann, „so will ich in Eurem Beisein arbeiten und Euch die Stücke in die Hand geben, bevor ich sie einfüge und auf solche Weise Euch Theil nehmen lassen an meiner Arbeit."

„„Gut, ich will zu Euch kommen! Laßt uns gleich hinüber gehen! Führt mich!""

Das Wunder geschah; Georg Thornton betrat eines Andern Haus. Als Herschel mit ihm die Treppe hinab ging, fiel es ihm erst ein, daß Georgine vor dem Schluß des Gespräches das Zimmer verlassen hatte. Er blieb stehen und rief Martha, der er mit kurzen Worten mittheilte, daß Thornton mit hinübergehen werde. Die beiden Männer saßen schon längst in Untersuchungen vertieft in des Musikmeisters enger Behausung, als Martha ihren Liebling ohnmächtig neben ihrem Bette hingesunken fand. Als die entsetzte Alte das junge Mädchen auf ihr Lager gehoben und wieder zur Besinnung gebracht, schlang Georgine ihre Arme um den Hals der treuen Wärterin und flüsterte mit krampfhaftem Schluchzen:

„Er darf nicht fort von Leeds. Er darf nicht nach London! Ich muß ja sterben, wenn er fortgeht!"

Wochen vergingen, Georg Thornton saß Stunden lang drüben in der Kammer des Musikmeisters und verfolgte mit seltsamer Unruhe, mit tausend Fragen die Arbeiten seines ehemaligen Schülers. Er lernte sich auch bald, mit dem wunderbaren Tastsinn der Blinden, zurechtfinden in den fremden Räumen und schlich oft hinüber, selbst wenn Herschel nicht daheim war, wo ihm dann dessen Hauswirthin bereitwillig aufzuschließen pflegte. In tiefe Träumereien verloren saß er dann auf dem Arbeitsstuhle Herschels, schwere Seufzer ausstoßend oder von Zeit zu Zeit die Hände ringend. Die alte Erbitterung war ja wiedergekommen, die trotzige Verzweiflung über die Nacht, die ihn umgab, und die keine Sterne erhellten; die Ruhelosigkeit war erstanden: er wanderte wieder, wie sonst, in den Nächten umher, er stieß, wie sonst, heftige Klagen aus, er rief wieder nach seinen verlorenen Sternen, alle kaum zur Ruhe gebrachten Qualen zerfleischten von Neuem sein Herz. Und dazu kam ja noch ein anderes Gefühl, brennender als alle die anderen Schmerzen, ein Gefühl, das ihn mit unerträglicher Gluth überströmte, das ihn wie in Flammen tauchte, das ihn nimmer verließ vom Morgen bis wiederum zum Morgen: das Gefühl bittersten Neides. Er vermochte es nicht zu ertragen, daß sein „Schloß“ von solch einem jungen Baumeister vollendet erstehen sollte.

Nur wenige Tage fehlten noch bis zu jenem Termin,

den Herschel selbst sich gestellt zur Vollendung jener Arbeit, die jetzt sein ganzes Leben ausfüllte. Es war ein trüber kalter Novembertag. Der Blinde schien den jungen Mann ungeduldig zu erwarten, die Stunde des Vorlesens war gekommen. Georgine stand am Fenster und schaute schweigend in die Dämmerung hinaus. Da hörte sie den wohlbekannten Schritt auf der Treppe, aber viel schwerer und langsamer als sonst. Aengstlich ging sie nach der Thür. In demselben Augenblick trat Herschel ein, ohne anzuklopfen. Sein Gesicht war todtenbleich. Ehe sie noch die Lippen öffnen konnte, hörte sie ihn mit veränderter klangloser Stimme fragen: „Thornton, könnt Ihr mir einen Rath geben? Man hat mir mein Instrument gestohlen.“

Er war an dem Mädchen vorüber gegangen, fast ohne sie zu sehen; wie erschöpft setzte er sich jetzt dem Blinden gegenüber auf einen Stuhl.

„„Gestohlen?““ rief Thornton und eine Wandlung fast wie ein Freudenschein flog über sein Gesicht. „„Wann?““

„Das weiß ich nicht. Gestern Abend arbeitete ich zuletzt daran, — seitdem sah ich nicht eher darnach, als vor einer Stunde etwa.“

„„Habt Ihr überall wohl zugesehen?““

„Kein Winkel blieb undurchsucht. Die guten Haus-

leute halfen und wühlten ihre eigene Wohnung vom Boden bis zum Keller um — vergebens."

„„Es muß ein kluger Dieb gewesen sein! — Aber es war ja noch nicht vollendet?""

„Glaubt Ihr nicht, daß — — daß Jemand mir's vielleicht zum Scherze genommen?"

„„Mit solchen Dingen scherzt man nicht! Ich würde den erschlagen haben, der mir auch nur auf eine Stunde solch Kleinod fortgetragen, an dem ich gearbeitet, wie Ihr gearbeitet habt an dem Instrument.""

„Gebt mir einen Rath, ich bitte Euch!"

„„Geht zum Richter!"" sagte der Blinde eiskalt.

Wie mechanisch stand Herschel auf und ging hinaus ohne Gruß. Er wollte eben die Treppe hinunter steigen, da legte sich eine leichte Hand auf seine Schulter. Georgine stand hinter ihm. Sie zitterte sehr und versuchte zu sprechen, aber kein Ton kam über ihre Lippen.

Trotz seiner Erregung fiel ihm ihre Bewegung auf. Er faßte sanft ihre Hände und sagte: „laßt's Euch nicht so zu Herzen gehen, Georgine, wir finden es vielleicht wieder! Ihr macht Euch ja krank!"

„„Was solls mit mir?"" stieß sie hastig heraus. „„Euch muß geholfen werden um jeden Preis!""

„Nun, so helft mir suchen!"

„„Ich will's!""

„Sagt mir — glaubt Ihr wirklich nicht, daß Euer Vater — zum Scherz —“

„„Nein, nur das Eine nicht! Ich habe den Vater nie scherzen sehen, so lange ich mich erinnere. — Ich glaube, ich würde mich fürchten vor einem Scherz von ihm!““

„So laßt mich gehen! Gott segne Euch!“

Sie sah ihm nach, sich am Geländer festhaltend; sie wich nicht von diesem Platze; sie merkte nicht, daß es dunkler wurde und immer dunkler; sie fühlte nur, daß sich endlich zwei harte Hände auf ihre Schultern legten und eine sanfte Gewalt sie weg zog. Als sie sich in ihrem Kämmerlein wiederfand, flüsterte ihr die Stimme der alten Martha zu: „Närrchen, warum so betrübt? Er kann ja jetzt nimmermehr nach London gehen!“

Das verschwundene Instrument fand sich nirgends wieder, so große Mühe man sich auch von allen Seiten gab, den Diebstahl aufzuklären und den Dieb zu entdecken. Man nahm gar Manchen in ein heimliches Verhör, schonte sogar den Blinden nicht, der ja noch am Abend vorher im Stübchen des hübschen Musikmeisters allein gesessen. Aber keine, auch nicht die leiseste Spur des Thäters fand sich und es gab nicht Wenige, die da behaupteten, der bekannte Schwarze mit dem bewußten

Pferdefuß und Schweif habe das Ding geholt, um von seinem finstern Schlosse aus Sterngucferei zu treiben.

Dem Friedrich Wilhelm Herschel war aber die gute Stadt Leeds nach diesem Vorfall für immer verleidet. Er hatte plötzlich alles Zutrauen zu den Menschen verloren, es war ihm, als stünde er auf einem schwankenden Boden. Wie einen Wink vom Himmel begrüßte er jetzt den Antrag der Organistenstelle in Halifax, die nun frei geworden, und kaum vier Wochen nach jenem für ihn so schmerzlichen Verluste schüttelte er eines Morgens den Staub der undankbaren Stadt von den Füßen und wanderte gen Halifax. Das Stübchen Thorntons hatte er seit jenem Abend nicht wieder betreten; dagegen hatte die alte Martha auch seitdem vermieden, seine Kammer wie sonst zu säubern. Ein seltsames Gefühl hielt ihn auch jetzt ab, drüben Abschied zu nehmen. Er schrieb nur einige warme Worte des Dankes und Lebewohls an Georgine und zog leichteren Herzens von dannen, als er noch kuvor rzer Zeit für möglich gehalten.

In Leeds erzählte man sich — kaum ein Jahr nach dem Weggehen des hübschen Musikmeisters — eine dunkle, tieftraurige Geschichte. Man hatte eines Morgens die arme kleine Georgine todt aus der Aire gezogen. Kurz

nach diesem Vorfall war eine alte Frau zum Richter gekommen, um sich in wilden Ausdrücken als Mörderin und Diebin anzuklagen. Sie behauptete, jenes Instrument des jungen Herschel gestohlen und in den Fluß geworfen zu haben; den Grund zu dieser That verschwieg sie hartnäckig. Je länger sie redete, je mehr man sie fragte, desto seltsamer und verwirrter wurden ihre Angaben, oft unterbrochen von verzweiflungsvollen Klagen. „Und das Kind wollte das Verlorne suchen, sie hatte es ihm ja in die Hand versprochen — und die Nixen hatten ihr die Stelle gezeigt, wo es lag, aber sie hat sich zu tief gebückt, die Kleine! — Ach! Alles, Alles half nichts, sie sind ja nicht bei einander geblieben!" Mit solchen und ähnlichen Ausbrüchen schloß sie allezeit ihre Reden. — Man hielt sie lange in strengster Haft, dann ließ man sie aber frei, man konnte nimmer klug werden aus ihrem Geschwätz. Von dem Tage ihrer Freilassung an hat man nie wieder etwas von ihr gehört, noch gesehen.

Der blinde Thornton lebte noch viele Jahre lang in der Familie seiner gutmüthigen Hauswirthin, deren jüngster lahmer Sohn sein Vorleser wurde. Aber es weinte Niemand um ihn, als man ihn eines Morgens erstarrt und todt in seinem Dachkämmerlein fand.

Trotz dem geraubten Instrument und den zerstörten Hoffnungen auf einen Aufenthalt in der Weltstadt London wurde aber doch aus dem hübschen Musikmeister ein hochberühmter Astronom. Im Jahre 1774 beobachtete Friedrich Wilhelm Herschel schon durch einen selbst gefertigten Reflector von fünf Fuß den Ring des Saturn und die Trabanten des Jupiter. Diesem ersten Instrumente folgten neue Fernrohre, sämmtlich Spiegelteleskope, schnell aufeinander und viele von ihnen waren von einer noch nie gesehenen Größe. Kaum fünf Jahre später gab er eine Berechnung der Höhe der Mondgebirge heraus und den 15. März 1781, am 31. Geburtstage seiner Lieblingsschwester, entdeckte er einen neuen Planeten, der jetzt zwar den Namen Uranus trägt, den aber der Entdecker Georgsgestirn, Georgium sidus benannte. — Geschah dies wirklich, wie die Engländer glaubten, dem Könige Georg III. zu Ehren, oder stieg vor der Seele des ehemaligen Musikmeisters die Gestalt seines blinden Lehrers und der bleichen Georgine auf? — Wer vermöchte es zu sagen! Der König lohnte aber königlich: Friedrich Wilhelm Herschel war fortan kein armer Astronom mehr. Auf seinem anmuthigen Landsitze Slough bei Windsor, an der Seite einer jungen Gattin, die ihn anbetete, durfte er fortan ohne Sorgen seiner Lieblingsbeschäftigung sich hingeben. Die Nebelflecken wurden

jetzt die Gegenstände seiner vorzüglichsten Beobachtungen. Mit Hülfe eines selbstgefertigten vierzigfüßigen Teleskops, von vier und einem halben Fuß im Durchmesser, lösten sich diese Nebel vor seinen Augen, und Gruppen von mehr als fünfzig tausend Sternen traten hervor. Zu seinen merkwürdigsten Entdeckungen gehören die der kreisenden Doppelsterne, deren Beobachtung ihn viele Jahre beschäftigte, ehe er die Behauptung öffentlich auszusprechen wagte, daß es wandelnde Fixsterne gäbe.

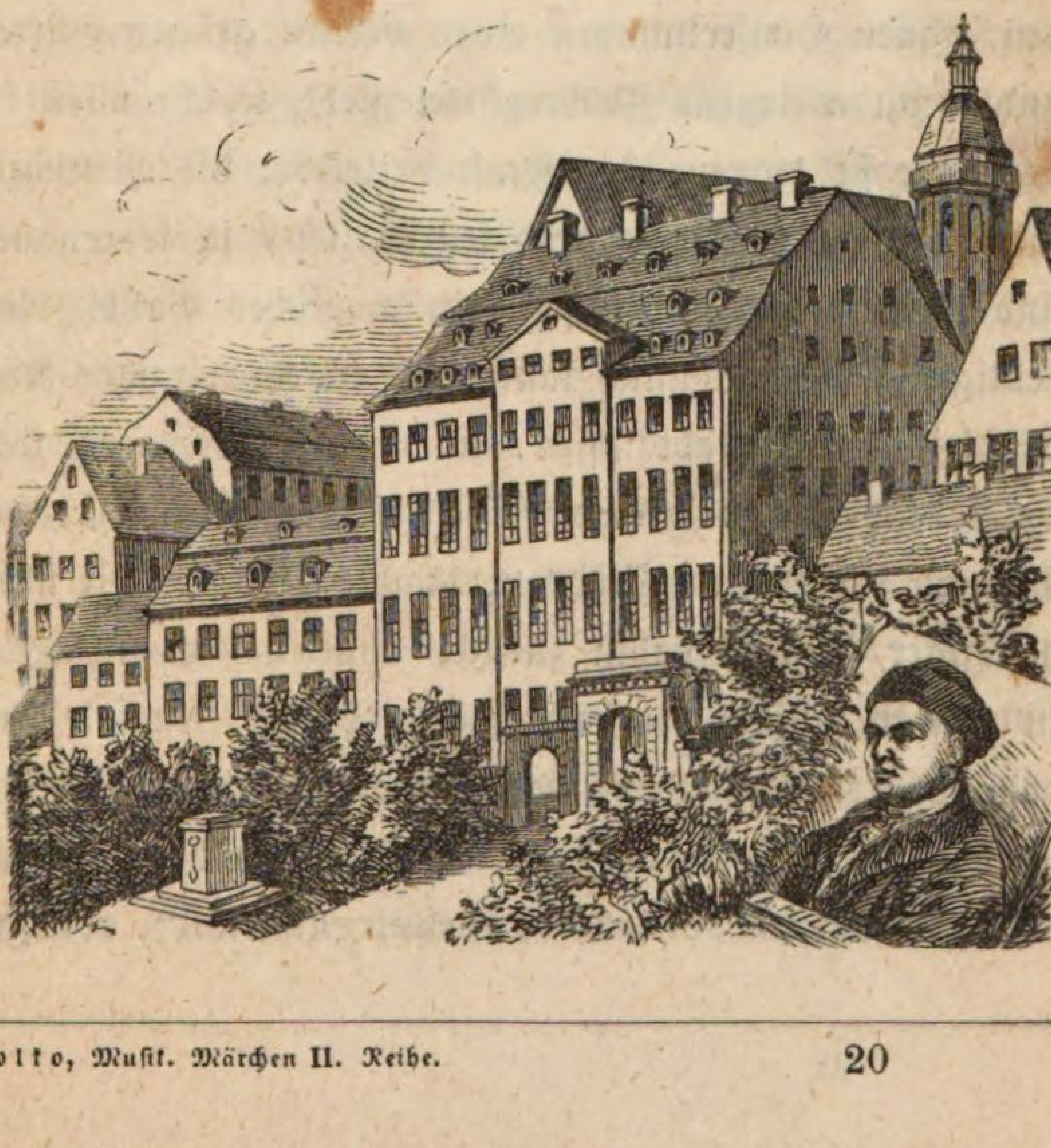
Aber wenn man bei den Sternguckern von einer Leiter reden darf, die sie besteigen, und von Händen, welche diese Leiter halten müssen, so hat Friedrich Wilhelm Herschel dazu einen Jemand gefunden, der dies Amt mit wunderbarer Ausdauer versah. Dieser Jemand war — seine Schwester Caroline. Sie blieb seine treueste Gehilfin und Rechenmeisterin bis an sein Ende. Und als der gefeierte Astronom am 25. August des Jahres 1822 wirklich zu seinen Sternen ging und das Wiederkehren vergaß, da wagte sie es, auf der nun verlassenen Leiter einige Sprossen hinanzusteigen. Caroline Herschel entdeckte einige Kometen und gab mehrere astronomische ausgezeichnete Abhandlungen heraus, so wie einen Sternenkatalog. Das stille Schauen nach den Sternen hat auch ihr Herz still gemacht in dem Schmerz um den geliebten

und verehrten Bruder. Zurückgekehrt in ihre Geburtsstadt, lebte sie seinem Andenken und — „seinen Sternen." Erst am 9. Januar des Jahres 1848 schlossen sich ihre hellen Augen für diese Erde.

Der stille Student.

„Frau Wirthin, hat sie gut Bier und Wein?
Wo hat sie ihr schönes Töchterlein?"
Uhland.

Vor etwa hundert Jahren, im Jahre des Heils 1754 bis 1755, wie die Geschichtschreiber sagen würden, trug die hochberühmte und in allen Landen wohlbekannte Universitäts- und Handelsstadt Leipzig noch ein ziem-



lich unscheinbares Röcklein, sonder Zier und gefälligen Ausputz. Man hätte sie füglich mit einem stockgelahrten **Magistro artium** vergleichen können, der in seinem tiefen Studium nicht darauf achtet, wie seine Perrücke sitzt und ob sein Kleid sauber gebürstet und seine Strümpfe nicht herunterhangen. Das Einzige, was an dieser wunderlichen Stadt lockend erschien, war der frische Lindenzweig, den sie sich gleichsam ins Knopfloch gesteckt hatte, und wenn der gerade blühte, da bekam das alte Leipzig ein ganz anderes Gesicht, da sah es ordentlich jung und lachend aus. Die Linden zogen aber auch rings um den grauen Häuserklumpen einen breiten grünen Gürtel; und wenn es irgend Zaubergürtel giebt, welche allen denen, die sie tragen, die Kraft verleihen, die Menschenkinder an sich zu ziehen und festzuhalten, so waren und sind die Leipziger Linden solch ein magisches Band. Noch heutigen Tages nämlich kann kein ächtes Leipziger Kind von seiner Vaterstadt lassen, noch heutigen Tages zieht es Jeden, der nur einen Theil seines Lebens in den Mauern der ernsten Stadt verbrachte, wieder mit übermächtiger Gewalt dahin zurück, ohne daß er sich's klar zu machen wüßte, weshalb wohl. Denn Niemand kann doch im Ernste glauben, daß das zahme und wilde Rosenthal solche Macht übe, oder der Gewandhaussaal mit dem Motto: „**res severa est verum gaudium**“, oder gar

das harmlose Theater mit den engen Sitzen: — nein, der alte Zaubergürtel thut's, nichts Anderes, die lieben dunklen Linden thun's und ihre Nachkommen.

Die Leipziger von 1754 waren auch gar sehr stolz auf ihre Linden, stolzer vielleicht als der Leipziger von 1857 auf sein neues Museum sein wird, aber am stolzesten waren sie doch auf ihre hübschen Mädchen, denn das Sprichwort:

„. . . . . in Sachsen,
Wo die hübschen Mädchen auf den Bäumen wachsen!"

ist uralt. Die alte Universitätsstadt hatte bildschöne Jungfrauen aufzuweisen, und — je dunkler die Gäßchen, je heller die Augen, die aus den kleinen Fenstern schauten. Wie viele Musensöhne sind mit schwerem Herzen von Leipzig geschieden, seit alda Collegia gelesen worden! Ist doch selbst das junge Herz Goethe's an mehr als einer Leipzigerin hangen geblieben, und gerade darin haben ihm viele Herzen nachgeeifert. Es war damals nicht so leicht wie heute, ein hübsches Kind nach Gefallen zu beäugeln, selbst wenn die Lorgnetten aus Fensterglas schon erfunden gewesen, die man in ein Auge klemmt, um mit dem andern zu sehen; die Mädchenblumen blühten hinter allerlei Schlössern und Riegeln, wohlgehütet von Vater- und Mutteraugen, oder bewacht von runzligen Basen und Muhmen. Der liebe Sonntag war der einzige Tag, an

dem die Männeraugen den vollen Flor der Frauen und Jungfrauen bewundern durften; da wimmelte es von süßen holdseligen Gesichtern und schlanken hohen Gestalten früh in der Kirche und Nachmittags vor den Thoren. In den Wochentagen schaffte jedes Mägdlein still und fleißig im Hause, wie es die Mutter schaffen sah, und keiner fiel es ein, müssig an der Thür zu stehen und auf die Straßen hinauszulugen. An den Fenstern sah man sie wohl sitzen mit allerlei nützlicher Arbeit, aber die vielen irdenen Blumenscherben mit Goldlack, Reseda und Rosen machten, daß der Vorüberwandelnde selten mehr gewahrte, als ein Stückchen von einer jungen glatten Stirn und eine zierliche blonde oder dunkle Flechte, zuweilen ein Nasenspitzchen zum Küssen und eine sich emporhebende runde Hand. Das war freilich ein siebentägiger Kummer für manches verliebte Jünglingsherz, dafür waren aber auch an den Sonn- und Feiertagen die Kirchen gewaltig voll von frommen Jünglingen und Männern und des Nachmittags vor den Thoren war des Grüßens und Erröthens kein Ende.

Die Zeiten haben sich geändert, heut zu Tage braucht wegen des ungestörten Anschauens einer Mädchenblume kein Jüngling mehr in eine Kirche zu gehen; die Mädchenblumen blühen jetzt an allen Orten und vor Aller Augen, in den Mittagsstunden jeden Tages auf den Pro-

menaden, Donnerstags Abends im Gewandhausconcert, der Extra-Concerte nicht zu gedenken, in Ballsälen und auf den Straßen. Wenn man die Mägdlein von heute mit denen von ehedem vergleicht, so möchte man meinen, jetzt sei endlich die goldene Zeit gekommen, in der alle Arbeit aufgehört. Unsere holden Jungfrauen gleichen mit seltenen Ausnahmen jenen allerliebsten Lilien des Feldes, von denen es heißt: „sie arbeiten nicht, sie spinnen nicht, aber der himmlische Vater, respective Papa und Mama, oder irgend ein Onkel oder eine Tante ernähren sie doch". Nur waren jene Lilien mit einem einzigen einfachen weißen Kleide ohne Volants zufrieden und mit ein wenig Regen und Sonnenschein; auch im Umgang machten sie wenig Umstände: jeder Schmetterling und Käfer wurde freundlich aufgenommen ohne die Frage woher und wohin?

Von jeher war in der alten Universitätsstadt aber die Musik zu Hause, die man ja heute noch dort zu treiben pflegt, wie in keiner Stadt der ganzen Welt. Spielten auch die Mägdlein von 1754 nicht Clavier, daß die Saiten sprangen, sangen sie auch nicht Alle mindestens wie Fräulein Lind, so hatte doch fast jede Leipziger Bürgerstochter ihr Quentchen Musiksinn mit bekommen, und Mädchenstimmen waren nicht selten, bei deren Klängen, wenn sie an Sommerabenden alte Volksweisen san-

gen, die stillen Lauscher alle gefiederten Nachtigallen der Welt vergaßen.

Das seltsame und bevorzugte Völkchen der Musiker, früher „Musikanten“ genannt, war nirgends so angesehen von Alters her als in Leipzig, hielt aber auch nirgends so eng zusammen im stolzen „Künstlerbewußtsein“ als eben da.

Es giebt in Leipzig ein altes Gäßchen, sonst Stadtpfeifergäßchen genannt (wie man es jetzt getauft, habe ich vergessen), da wohnten früher die Stadtmusikanten, die in den öffentlichen Concerten zu spielen hatten, — man nannte sie Stadtpfeifer, — einträchtiglich bei einander. Da fidelte, trompetete, flötete und brummte es freilich oft wunderlich, aber Jeder wußte, daß eben da die Musikanten ihr Wesen trieben, und mied die lange düstre Gasse, wo er nur konnte. Kein geringes Aufsehen gab es daher unter den Nachbarn der Frau Engeltraut, Wittwe des ältesten unlängst verstorbenen Stadtflötisten, die aus besonderer Vergünstigung noch ein Jahr in dem kleinen Hause wohnen bleiben durfte, ohne Miethe zu zahlen, als im Frühling des Jahres 1754 ein junger Studiosus juris als Miether eines Dachkämmerchens bei ihr einzog. Frau Engeltraut hätte ihn beinahe nicht genommen, sie wollte ja ihr Stübchen nur an Musikanten vermiethen; aber der blasse Jüngling, Johann Adam Hiller

nannte er sich, bat so herzinnig, und ihre einzige Tochter Lenchen, in der Gasse unter dem Namen „Schön-Lenchen“ bekannt, bat mit. „Er hat so gute traurige Augen,“ hatte sie heimlich der Mutter zugeflüstert, „wer weiß ob nicht ein verdorbener Hornbläser in ihm steckt, er würde ja sonst auch gewiß nicht hierher ziehen wollen!“ Da war's denn abgemacht, und Frau Engeltraut ließ ihn auch Mittags um ein Geringes mit essen an den Tagen, wo er keinen Freitisch hatte. Wie er aber so fleißig arbeiten konnte bei dem Gedudel rings herum, das konnten beide Frauen doch nicht recht begreifen. Gerade gegenüber wohnte ja ein ächter Pfeifer, und rechts ein Baßgeiger, und links ein Paukenschläger, und schräg über die Gasse weg der Trompeter. Der blasse schlanke Student mit den großen traurigen Augen schien nichts zu hören, er setzte sich zur Arbeit nieder, wenn er aus dem Collegio kam, und zeigte sich nur am kleinen bescheidenen Mittagstisch bei der Wirthin und ihrem Töchterlein. Dann machte er aber mehr Verneigungen, als er zulangte, sprach wenig und wurde sehr oft roth, besonders wenn Schön-Lenchen ihn anlachte, und sie lachte so gern. Mit dem letzten Bissen im Munde schob er den wackeligen Stuhl weg, machte einen ungeschickten Kratzfuß und ging wieder hinauf in sein Kämmerlein. Wenn dann später Frau Engeltraut auch hinaufkletterte,

vielleicht um Wasser in den kleinen Steinkrug des Studenten zu füllen oder ihm eine dünne Kerze zu bringen, die acht Tage reichen mußte; wenn sie nachsah, ob das vierte Bein an seinem wackligen Tisch noch halten wollte, und das Papier an den zwei zerstoßenen Scheiben vom Winde noch nicht durchgeblasen war, da fand sie allezeit, sie mochte kommen wann sie wollte, den schlanken Jüngling am Tische sitzend, mit dem schmalen Gesicht tief über allerlei beschriebene Papierbogen geneigt oder emsig schreibend. Sein schwarzes abgeschabtes Röcklein hatte er dann immer ausgezogen, an die Wand gehängt und sorgsam ein altes Tuch darüber gebreitet zur Schonung und Schutz vor Staub. Seine groben Hemdärmel waren aber „blüthenrein“, wie selbst Frau Engeltraut sagen mußte, für deren Reinlichkeitssinn selbst der frisch gefallene Schnee einer gründlichen Bleiche noch bedurfte und die nur an einem Tage in der Woche nicht wusch und scheuerte, am lieben Sonntag nämlich. Die übrige Habe des stillen Studenten lag in einer schmalen Kiste, in die seine „Wirthin“ gar zu gern einmal geguckt, bloß aus reiner Muttersorge für den armen Burschen, wie sie sagte, aber das Ding war allezeit fest verschlossen; leicht war es jedoch, so viel wußte Frau Engeltraut.

Allabendlich zu einer bestimmten Stunde konnte

man den Stuhl in der Kammer des fleißigen Jünglings rücken hören und seinen leichten schüchternen Schritt, wie er gegen das Fensterchen hin ging. Dann öffnete sich diese kleine Luke und der stille Student lehnte sich weit, weit hinaus mit der Miene eines eifrig Lauschenden. Warum wohl? Das Fiedeln und Blasen ringsherum hatte ja längst aufgehört, aber eine andere Musik fing freilich an, kunstlos, doch bezaubernd, eine sanfte reine Mädchenstimme erhob sich regelmäßig um diese Zeit, die sang alte Volkslieder. Diese Stimme gehörte dem Töchterlein seiner Wirthin, dem muntern Schön-Lenchen. Ihr Gesang lockte jedoch nicht ihn allein; überall öffneten sich die Fenster und gar mancher Nachbar, der ein Bischen schwerhörig war, kam herbeigeschlurft, um sich auf die Steinbank vor der Hausthür der Frau Engeltraut zu setzen mit der qualmenden Pfeife. Was hätte der Lauscher im Dachkämmerchen um dies Plätzchen gegeben, so nahe dem Fenster Schön-Lenchens! Ja, wer sich getraut hätte hinabzugehen! Wer sich getraut hätte, an die Stubenthür zu klopfen und um Einlaß zu bitten, damit man Schön-Lenchen nicht bloß singen hörte, sondern auch singen sah! War sie nicht gar zu liebreizend? — Er ärgerte sich nur, daß seine Wirthin immer sagte: „Lenchen ist ganz mein Abbild, so wie sie habe ich just ausgesehen, als ich sechszehn Jahr alt war.“ Als ob überhaupt Jemand in der weiten Welt so aussehen könnte wie sie, wie Schön-Lenchen

nämlich. Und nun gar die runzelvolle Frau Engeltraut mit den struppigen grauen Haaren, den winzigen blauen Augen, der nähnadelspitzen Nase und dem essigsauren Munde, wie konnte die jemals solch köstliches schwarzes Haar, solche prächtige braune Augen und solch rosenfrisches lachendes Gesicht gehabt haben. Und lustig war sie doch ihr Lebtage nicht gewesen, die alte Frau! Schön-Lenchens helles Lachen, das oft bis hinauf in die Dachkammer drang, war allezeit für das Herz des stillen Studenten, was ein Trunk frischen Quellwassers für den Durstigen; aber es störte ihn mehr in der Arbeit, als die Trompeten, Geigen und Flöten aller Stadtpfeifer zusammen. Wenn sie zuweilen die Bodentreppe hinaufsprang, daß die kleinen Pantoffeln klappten, um nach der Wäsche zu sehen und halblaut ein lustiges Liedchen summte, da mußte er die Feder weglegen und auf und ab gehen, so seltsam ward es ihm zu Muthe.

Wie reizend steht doch die echte und rechte Heiterkeit jeder Mädchengestalt, aber wie selten ist sie geworden in unserer Zeit! Frohe Mädchenaugen sind die echten und rechten Sonnenstrahlen für's Haus, sie dringen in alle Winkel und überall wird's hell, und wäre das Vater- oder Mutterherz noch so sorgenvoll. Und sind nicht sonnige Blicke, ein leichter Schritt, ein harmloser Scherz unwiderstehlichere Eroberer, als das schwere Geschütz eines schmach-

tenden Augenaufschlages und tiefer Seufzer? fällt nicht ein einziges melodisches Lachen lieblicher ins Ohr, als zehn kunstvolle Arien und mindestens zwölf Lieder, der Clavieretüden gar nicht zu gedenken?

Der verstorbene Stadtpfeifer, Schön-Lenchens Vater, war ein gar lustiger Mann gewesen, der sich von jeher jede Sorge, welchen Namen sie auch tragen mochte, gleich mit seiner Flöte vom Herzen herunter zu blasen pflegte. Dasselbe Mittel wandte er mit Glück an bei dem allzuhäufigen Zanken und Schelten seiner Ehehälfte. Je lauter sie keifte, desto lauter blies er, und da mochte er sich wohl im Laufe der funfzehn Jahre eine Lungenkrankheit angeblasen haben, denn dreimal jeden Tag hörten ihn die Nachbarn wenigstens so laut blasen. Man betrauerte ihn im ganzen Gäßchen, als er starb; seine Frau wurde seit seinem Todestage ganz still, hing weinend die Flöte des Verstorbenen in ihrem Wohnstübchen auf und lachte nie mehr. Schön-Lenchen trauerte recht von Herzen dem Vater nach, an dem sie gar sehr gehangen, und wenn auch ihr natürlicher Frohsinn bald genug wieder wie eine Sonne durch die Wolken brach, so wollte es doch, bedünkte ihr, nie wieder so schön werden wie damals, als der Vater noch mit seiner Flöte die kleinen alten Lieder begleitete, die sie sang. Die Flöte war auch ihr Lieblingsinstrument, der Rang der Stadtpfeifer in ihren Au-

gen der allerhöchste, er kam gleich hinter dem Range der Könige, Minister und hochgelahrten Professores, und alle Frauen im Stadtpfeifergäßchen wußten, daß Schön-Lenchen einem wohlhabenden Krämerssohn aus der Petersstraße einen Korb gegeben aus purem Stolz.

Eines Abends im Juni, — es war nun fast ein Vierteljahr her, daß der stille Student im Dachkämmerchen wohnte, — da begab es sich, daß Mutter und Tochter zu einer Muhme gebeten waren, ihren Namenstag zu feiern. Weil die Muhme nun im Brühl wohnte, und die Abendmahlzeit vielleicht lange dauern konnte der festlichen Gelegenheit halber, so gab Frau Engeltraut den Hausschlüssel dem stillen Studenten und sagte ihm auch, er möge, wenn er Lust habe, unten im Wohnstübchen ihrer Rückkehr harren. Die Muhme tischte aber diesmal wenig auf, Schön-Lenchen langweilte sich unter alle den steifen Gesichtern, die sich gar nicht zum Lachen verzogen, und trieb nach Hause, und so kam es denn, daß sie schon um zehn Uhr in ihr altes Gäßchen einbogen. Aber was war das? Flötentöne kamen durch die Nacht gezogen, weich und sanft grüßend. Frau Engeltraut stand verwundert still. So spielte der neue Stadtflötist nicht, das fühlte sie deutlich, Lenchen aber faßte jetzt zitternd ihren Arm und flüsterte: „Mutter, Mutter, das ist des Vaters Flöte; ich gebe mein Leben

hin, es kann keine andere sein!" Und halb furchtsam, halb selig stürzte sie vorwärts, daß ihr Frau Engeltraut kaum folgen konnte. Wirklich, die Töne drangen aus dem geöffneten Fenster ihres Stübchens. Drinnen aber war es dunkel, nur der Mond warf einen schmalen Streifen Licht gerade in den Winkel, wo der Lehnstuhl des todten Stadtpfeifers stand. Schön-Lenchen, die sich auf die Zehen hob, sah auch eine Gestalt dort sitzen. Mit einem Schrei fuhr sie zurück. Da verstummte das Spiel, Schritte kamen gegen das Fenster, ein blasses Gesicht schaute heraus, und eine sanfte Stimme fragte: „ruft da Jemand?"

„„Lasset uns herein, Herr Hiller!"" antwortete Frau Engeltraut und der stille Student schloß auf und begrüßte die Frauen. Dann zündete er schnell die kleine Lampe an und nun erst hörte er Schön-Lenchens Stimme, die ihn ganz leise und schüchtern fragte: „habt Ihr jetzt gespielt, Herr Hiller?"

„„Ja,"" antwortete er noch leiser; „„ich nahm die Flöte dort von der Wand.""

„Siehst Du, Mutter, ich hab's ja gesagt," jubelte das Mädchen jetzt hell auf; „es steckt ein Musikant in ihm, aber kein verdorbener, o, und nun gar ein Flötenbläser! Nun muß er mir alle meine Weisen begleiten, wie der Vater selig es that; — wollt Ihr? — sagt, wollt

Ihr?“ Und sie fiel, ohne eine Antwort abzuwarten, zuerst der Mutter um den Hals, schob dann den stillen Studenten in den großen Lehnstuhl, gab ihm die Flöte in die Hand und schickte sich an, eine ihrer Lieblingsweisen zu singen:

„Es steht ein' Lind' in jenem Thal,
Ist oben breit und unten schmal,
Ist oben breit und unten schmal,
Darauf da sitzt Frau Nachtigall!“

Es dauerte aber doch lange, ehe das Mädchen so weit war, daß sie frischweg singen und es aushalten konnte, daß von dem Lehnstuhl her, just von dem Plätzchen des todten Vaters, wieder liebe sanfte Flötentöne kamen; die Stimme versagte ihr alle Augenblicke. Aber endlich ging's doch und da saßen sie beisammen bis Mitternacht und sangen und spielten fast alle die Lieder, die Lenchen wußte, lustige und ernste durcheinander, wie's der Sängerin eben einfiel, und alle konnte der stille Student begleiten, als ob er's immer gethan, und des Erstaunens bei Frau Engeltraut und der freudigen Rührung bei Schön-Lenchen waren kein Ende.

„O, warum seid Ihr kein ordentlicher Musikant geworden?“ fragte sie ihn endlich mit glühenden Wangen, „Ihr hättet es ja vielleicht noch bis zum Stadtpfeifer bringen können wie der selige Vater.“

„„Ich bin zu arm,““ antwortete der stille Student und sah mit seinen großen ernsten Augen zum ersten Mal frei und offen in das Gesicht Schön-Lenchens. „„Einem fleißigen Schreiber zahlt man mehr als einem schlechten Flötenspieler.““

„Sprecht doch nicht so!“ sagte sie entrüstet. „Ihr spielt fast so gut als der selige Vater, und der war schon viele Jahre Stadtflötist. Ihr müßt nothwendig ein Musikant werden, es wäre ja Jammer und Schade um Euch!“

Ein Lächeln, das erste, das Lenchen in dem Gesicht des stillen Studenten gesehen, flog über seine Stirn, die schmalen Lippen zuckten, aber er sagte kein Wörtchen weiter, sondern sah nur immer Schön-Lenchen an.

„Nicht wahr, Mutter, er muß nun alle Abende herunterkommen und mit mir Musik machen?“ fragte sie erregt.

„„Ja, ja, nur zu,““ antwortete Frau Engeltraut, „„aber jetzt wollen wir alle zu Bette gehen. Ihr beide wäret im Stande, die ganze Nacht hindurch zu musiciren!“

Der junge Mann verbeugte sich ungeschickt und sagte gute Nacht, das Mädchen aber reichte ihm rasch die Hand hin und drückte die seine so warm, daß es ihm zum ersten Male in seinem Leben geschah, daß er die Treppe nicht finden konnte, trotz allen Leuchtens der Frau Engeltraut. Als er endlich hinaufgestolpert war und die

alte Frau kopfschüttelnd wieder ins Stübchen trat, sah sie ihr Töchterchen mit der Flöte in der Hand in des Vaters Lehnstuhl sitzen. Sie erhob sich langsam beim Eintritt der Mutter, hing die Flöte wieder an den alten Platz, schlang dann den Arm um den Nacken der Mutter und sagte mit einer Stimme voll erstickter Thränen: „Mutter, ich glaube, daß er just eben so gut spielt, wie der selige Vater selber.“

„„Ich dachte gar!““ antwortete ärgerlich die Wittwe des Stadtflötisten und trieb das aufgeregte Kind zu Bette.

Von da an war's wohl ganz natürlich, daß der stille Student allabendlich herunterkam und Schön-Lenchens kunstlosen Gesang mit der Flöte des seligen Stadtpfeifers begleitete. Allmählich verlor sich seine große Schüchternheit der holdseligen Jungfrau gegenüber, und die Pausen zwischen einem Liede und dem andern wurden immer länger; sie plauderten leise und angelegentlich zusammen. Frau Engeltraut blieb auch nicht immer im Stübchen, sie hatte in der Küche zu schaffen, oder trug einen guten Rath hinüber zur Trompetersfrau und holte sich einen wieder. Es war ja nichts Bedenkliches dabei, das junge Volk allein zu lassen. Lenchen konnte sich unmöglich in solch einen armen blöden Schlucker verlie-

ben, und er wußte ja, daß ein Stadtpfeiferstöchterlein gewiß nicht für ihn gewachsen sei. Während kurzer vier Wochen war aber das verschlossene Herz des stillen Studenten unter den warmen Blicken Schön-Lenchens aufgegangen, wie eine Knospe vor den Sonnenstrahlen, und er hatte ihr sogar seine ganze, bitter traurige Jugendgeschichte erzählt, ohne daß sie ihn sonderlich darum gefragt. Er erzählte ihr, daß er ein Lausitzer sei, aus dem Dorfe Wendisch-Ossig, und daß sein Vater ein armer Schulmeister gewesen, der aber schon gestorben, als er, Johann Adam Hiller, erst sechs Jahre alt war. Mit Augen, die in Thränen schwammen, redete er von der Mutter Noth und Sorgen, und daß er nie gewußt, was es heiße, fröhlich sein. Wenn andere Kinder lustig gespielt, habe er aus des Vaters altem Gesangbuch die Sterbelieder aufgesucht und nachgesungen, die ihm der Vater gelehrt. Mit dankbarer Liebe sprach er von dem Nachfolger seines Vaters, dem wackern Schulmeister, der ihm den ersten Unterricht gegeben im Notenlesen, auf der Violine und im Spielen auf dem Claviere. Da habe er dann immer allen Hunger und Kummer vergessen und fleißig gelernt. Auch singen gelehrt habe ihn der gute Mann, und seiner hellen Discantstimme allein habe er es zu verdanken, daß er auf das Görlitzer Gymnasium gekommen sei, wohin ihn der Schulmeister

durch einen Freund dringend empfohlen. In Görlitz sei er in den Singchor aufgenommen worden, und dort habe er auch die Flöte gelernt und sein alter Flötenlehrer habe ihm beim Abgange vom Gymnasium seine eigene Flöte zum Andenken geschenkt. — „Nun, wo ist denn die Flöte?" hatte da Schön-Lenchen rasch gefragt. „„Hier in Leipzig, bei meinem ersten Wirth im Schuhmachergäßchen,"" antwortete da Johann Adam Hiller ganz traurig. „„Ich hatte ja nicht Geld genug, ihn zu bezahlen, als ich auszog, und meine Flöte war das Kostbarste, was ich besaß, da gab ich's denn hin! Aber bald habe ich sie mir wieder erschrieben und dann ist der schwerste Kummer von meinem Herzen abgefallen. Zwei Thaler habe ich ihm schon hingetragen, es fehlt nur noch ein einziger Thaler. Und wohnen konnte ich nicht länger da, ich mußte in derselben Stube arbeiten, wo die Meisterin war mit den Kindern, und das ging nimmermehr. In meiner Dachkammer war es so dunkel wie in einem Ofen im Sommer.""

Der weitere Verlauf der Geschichte des armen Johann Adam Hiller trieb dem weichherzigen Mägdlein Thränen in die Augen, die der Erzähler aber mit einem wunderbar freudigen Gefühle über die frischesten Wangen der Welt rollen sah. — Hiller verließ das Gymnasium zu Görlitz und wurde Schreiber in derselben Stadt.

Sein Herr behandelte ihn schlechter, als einen Knecht, aber er hielt, um seiner armen Mutter willen, der er immer von seinen geringen Ersparnissen schickte, tapfer ein Jahr bei ihm aus. Einer seiner Lehrer vom Gymnasium verschaffte ihm eine andere Schreiberstelle in Wurzen, wo es ihm besser erging. Später bekam er, wahrscheinlich durch die Empfehlung irgend eines unbekannten Gönners, eine geringe Stelle an der Kreuzschule zu Dresden. Er hoffte nun durch Fleiß und angestrengte Arbeiten seiner Mutter ein sorgenloseres Leben verschaffen zu können. Rastlos thätig schrieb er z. B. in den Nächten eines Vierteljahres, während des Sommers 1747, sieben Hasse'sche Opernpartituren ab, aber mit dem Gelde, das er dadurch gewann, versüßte er nur das Kranken- und Sterbelager seiner Mutter. Ihr Tod traf ihn schwer; er stand ja nun ganz allein in der Welt und dies Bewußtsein hatte für ihn etwas so unendlich Trauriges.

Da schickte ihm Gott einen sanften Trost: er lernte den hochberühmten Organisten und Orgelspieler der Dresdener Frauenkirche, Gottfried August Homilius, kennen, einen Meister in der Kunst des würdigen Choralsatzes, einen Mann, den man den Lucas Cranach der deutschen Musik genannt hat. Dieser wackere Cantor nahm sich des stillen blassen Jünglings, dem die Liebe und Sehnsucht nach der Musik aus den Augen schaute,

und der ihn so rührend bat, ihn im Generalbaß zu unterrichten, mit Eifer an. Er enthüllte ihm nicht allein die eigentlichen Geheimnisse der heiligen Tonkunst, sondern unterwies ihn auch gründlich im Clavier- und Orgelspiel. Gar bald hatte er die Freude, zu erleben, daß der Schüler gar artige regelrechte Motetten setzte nach dem Muster des Lehrers. Aber davon ließ sich nicht leben und wohlmeinende Freunde gaben den Rath, der Jüngling solle doch auf ein Jahr wenigstens die Universität Leipzig besuchen. Mit schwerem Herzen gab Johann Adam Hiller nach, trennte sich unter heißen Thränen von seinem angebeteten Lehrer und trat, mit vielen Empfehlungsbriefen versehen, insbesondere an die Herren Professores Gellert und Gottsched, die Reise nach Leipzig an. Er fand, außer bei seinem Wirth, dem geizigen Schuster, überall freundliche Aufnahme und bekam viele Freitische. Besonders hoch in Gunst stand er schon nach kurzer Zeit bei dem hochberühmten Herrn Professor Gellert, der ihn seiner Bescheidenheit und seines Fleißes halber oft Andern zum Muster aufstellte und ihn nicht selten zu sich beschied. Die Freundlichkeit Gellerts war sein höchster Stolz und seine Augen leuchteten ordentlich, als er Schön-Lenchen von dem ehrwürdigen milden Herrn erzählte. O wie war das Mädchen dem mildblickenden Professor, den sie oft gesehen, noch einmal so gut, nach-

dem sie gehört, wie lieb er mit dem stillen Studenten verkehrte, und wie tief verneigte sie sich und wie sehr erröthete sie, als sie am nächsten Sonntage nach dieser Erzählung vor dem Thore mit der Mutter und dem stillen Studenten lustwandelte, und der Herr Professor Gellert ihnen entgegen kam, freundlich nickend. Sie wäre gern auf der Stelle zu ihm hingegangen und hätte ihm die Hand geküßt, wenn es sich nur eben geschickt. Aber das konnte ihr wenigstens Niemand verbieten, daß sie in ihr Abendgebet ganz heimlich den stillen Studenten verflocht und dem lieben Gott auch obendrein den Organisten der Frauenkirche, so wie den freundlichen Professor Christian Fürchtegott Gellert dringend ans Herz legte.

Der stille Student fing nun allmälig an, für Schön-Lenchen neue Lieder zu setzen, die er ihr immer erst vorlas und dann vorspielte. Sie sang sie sehr leicht nach, denn sie hatte ein feines Musikohr, aber die Weisen gefielen ihr selten, sie waren meist so ernsthaft und traurig, wie das Gesicht Johann Adam Hillers selber. Da sagte sie eines Abends zu ihm: „Es ist doch wohl gut, daß Ihr ein Studiosus juris geworden seid, denn für einen echten und rechten Musiker seid Ihr doch viel zu ernsthaft und trübsinnig. Ein Musikant muß fröhlich sein, wie der selige Vater war. Und es kann ja eigentlich gar nicht anders sein, denn der liebe Gott hat uns die

Musik geschickt, daß wir uns das Leben leicht machen sollen mit ihr und schön, und will ganz gewiß nicht haben, daß wir nur Sterbelieder singen, wie Ihr es thut. Singt und klingt es denn immer so traurig in Euch? Ich denke immer, einem Musikanten kämen nur herrliche, goldene, lustige Melodien in den Sinn, daß er nicht wüßte, welche er zuerst greifen solle: es bekümmert mich, daß es bei Euch so ganz anders ist. Oder ist's etwas ganz besonders Trauriges, was Euch quält und drückt?"

Ach! wenn er ihr so gegenüber saß, quälte und drückte ihn eigentlich gar nichts. Schlug doch die Blume der Liebe in seinem Herzen mit jedem Tage mehr die glänzenden Kelchblätter auseinander und trat ihr rosenrother Widerschein doch immer deutlicher auf seine Wangen, die früher so bleich gewesen. Nur seine Augen behielten trotz allen heimlichen Glücks ihren schweren Aufschlag und ernsten Blick, wie eben die Augen aller derer, denen der liebe Gott keine frohe Kindheit bescheert. Wer früh Vater und Mutter begraben sah, wen keine liebe Hand groß zog, der sehnt sich sein Lebtag immer nach dem verschlossen gebliebenen Paradiesesgarten, der wird nie so heiter, als jene Glücklichen, denen Gott eine helle, warme Jugendzeit beschieden. Besäße er auch alle Schätze der Erde, umgäbe ihn auch alle Herrlichkeit der Welt, man wird es dennoch seinen Augen ansehen, daß ihm etwas

fehlt, was ihm kein Mensch ersetzen kann, nur dermaleinst die lieben Engel im Himmel selber.

Als Schön-Lenchen nun so sanft und herzig immer und immer wieder in ihn drang, ihr zu gestehen, was ihn peinige, da sagte er endlich: „Nun ja, mögt Ihr's wissen! ich möchte nun einmal für mein Leben gern Musikant werden, aber ein ganzer und rechter, damit ich dermaleinst ordentlicher Stadtmusicus werden könnte hier in Leipzig." — „„Stadtflötist meint Ihr?"" fragte das Mädchen mit strahlenden Augen und heißem Erröthen. O, sie hätte ihm um den Hals fallen mögen für dieses Wort. Aber sie hielt an sich und sagte nur nach einer Weile wieder leise: „„Wie wolltet Ihr das am Besten anfangen — und daß es nicht gar so entsetzlich lange dauerte— —""

„Ich müßte nach Dresden zurück zu meinem herrlichen Lehrer Homilius. Wenn der mich nicht bis zum Stadtflötisten bringt, ein Anderer kann's nicht, und mir selber sind ja Hände und Füße gebunden in meinem trocknen Studium."

„„Nun, seid nur geduldig, Gott verläßt keinen echten Musikanten! sagte der selige Vater, wie sollte Er Euch verlassen?""

Und dabei legte sie ihre runde Hand auf die seine und sah ihn so lächelnd und tröstend an, daß er Alles

vergaß, und sich nichts mehr wünschte, als immer in ihr rosiges Gesicht schauen zu dürfen und dann und wann ihre Stimme zu hören, wenn sie sang:

„Es steht ein' Lind' in jenem Thal,
Ist oben breit und unten schmal,
Ist oben breit und unten schmal,
Darauf da sitzt Frau Nachtigall."

Die Görlitzer Flöte war bald wieder in Johann Adam Hillers Händen; jubelnd brachte er sie eines Tages in das Wohnstübchen, der letzte fehlende Thaler war erschrieben, als eben die ersten Blätter von den Bäumen fielen. Das war ein Fest, als er zum ersten Male auf seiner Flöte, seinem wohlerworbenen Eigenthum, den Gesang Schön-Lenchens begleiten durfte, und sie meinte auch, seine Flöte klänge doch noch heller als des Vaters Flöte. Aber sie sagte das sehr leise, denn Frau Engeltraut hätte das bei Leibe nicht hören dürfen. Der Ruf von Hillers Flötenspiel hatte sich mittlerweile verbreitet, und gar bald forderte man ihn auf, in den Stadtconcerten mitzuspielen, was er auch gern that, und sich geduldig bald als Flötist, bald als Geiger einschieben ließ, wie man ihn eben brauchte. Schön-Lenchen ging natürlich seitdem noch einmal so stolz des Sonntags mit der Mutter neben dem stillen Studenten her, der in den Stadtconcerten spielte. Seine Worte aber: „Ich möchte

nun einmal für mein ganzes Leben gern Musikant werden!" gingen ihr nicht aus dem Sinn. Wie schrecklich mußte es doch sein, studiren zu müssen und allerlei abscheulich schwere Dinge zu lernen, wo es Einen trieb, unabläßig zu flöten oder zu geigen.

Wachend und träumend mühte sie sich in Gedanken ab, wie wohl dem stillen Studenten zu helfen sei, der täglich, ihr selbst unbewußt, tiefer in ihr Herz hineinwuchs. Mit wachsender Angst sah sie in sein Gesicht, das ihr alle Tage blasser und bekümmerter vorkam. Den lieben Gott hatte sie alle Abend gebeten, doch zu Gunsten Johann Adam Hillers nur einmal ein kleines Wunder zu thun, aber der liebe Gott zögerte. Sie wußte sich keinen Rath mehr und wurde still und ernsthaft. Da fiel es ihr aber plötzlich mitten in einer schlaflosen Nacht ein und es war, als ob es ihr ein Engel in's Ohr gesagt, daß doch eben in Leipzig Einer lebe, der helfen könne, helfen werde, wenn es irgend möglich sei, dem stillen Studenten zu helfen, ein Mann, den jedes Kind kannte, ein Mann, von dessen Güte und Mildherzigkeit sie so viele Geschichtchen gehört hatte. Diesem Einen wollte sie Alles sagen, zum Professor Gellert wollte sie gehen; hatte er doch den Johann Adam Hiller lieb, wie dieser ihr selbst ja so oft erzählt. Der Mutter sagte sie freilich kein Wörtchen davon; wie durfte die ahnen, daß sie um des stillen Stu-

benten willen solchen Gang thun wolle? Aber wenn Frau Engeltraut auch solche Dinge nicht vermuthete, so wußte sie gar wohl, wie es um ihr Töchterchen stand, wenn sie sich auch stellte, als merke sie nichts. Dies „Quinkeliren“ sollte aufhören, ihr Lenchen war tausend Mal zu gut für solch einen aushelfenden Stadtmusikanten, der arm war wie eine Kirchenmaus. Der Gedanke erboste sie immer mehr, daß der stille Student sich einbilden könne, sie wolle ihm ihr Kind geben; und an demselben Sonntag, als Lenchen, vorgeblich um eine Muhme zu besuchen, mit bebenden Knieen und hochklopfendem Herzen die Treppe zu des hochberühmten Professors und Liederdichters Gellert Studirzimmer hinaufstieg, kletterte Frau Engeltraut in die Dachkammer und kündigte dem stillen Studenten die Wohnung; gleich zu Neujahr sollte er ausziehen. Lenchen dürfe aber kein Wort vorher davon erfahren, machte sie zur Bedingung, sonst müsse er gleich ausziehen.

Professor Christian Fürchtegott Gellert saß an seinem einfachen Schreibtisch und war eben mit der Dichtung einer seiner schalkhaften Fabeln, ich glaube: „vom blauen Hecht und der Frau,“ beschäftigt, als ein Frauenfinger schüchtern an seine Thür klopfte. Der zierlich gepuderte und sorgfältig gekleidete würdige Herr legte die Feder nieder und rief: herein. Ein junges Mädchen in der

Kleidung der Leipziger Bürgertöchter, mit dem festanliegenden schwarzen Häubchen und der weiten Schürze, trat verlegen ein und knixte tief und wiederholt. Professor Gellert, überrascht von der reizenden Erscheinung, ging ihr entgegen und fragte freundlich nach ihrem Begehr. Aber er mußte sehr lange warten, ehe er eine Antwort bekam. Schön-Lenchen, denn das war sie ja, konnte lange nicht das leiseste Wörtchen hervorbringen, die Kehle war ihr wie zugeschnürt und auf der Brust lag es ihr wie ein schwerer Stein. Erst als sie den heimlich gefürchteten Herrn Professor so sanft und mild reden hörte, erst als sie ihn recht ansah und fand, daß seine schönen ernsten Augen den Augen des stillen Studenten ähnelten, da löste sich der Krampf ihres Herzens und sie brach in Thränen aus und in die schluchzenden Worte: „ach, lassen Sie ihn los vom Studiren, er geht sonst zu Grunde, er will und muß ja ein Musikant werden!"

Der würdige Herr ließ sie erst ruhig sich ausweinen, und als er dann lächelnd und gütig nach den näheren Verhältnissen dieses „Er" zu forschen begann und sie bei sich niedersetzen hieß, faßte sie sich so weit, daß sie nach und nach ziemlich zusammenhängend die einfache Geschichte des stillen Studenten erzählen konnte. Als sie fertig war, wußte freilich der stattliche Mann mit der schönen Stirn und dem unwiderstehlichen Lächeln mehr,

als sie ihm hatte sagen wollen; die ganze heimliche Liebe zwischen dem stillen Studenten und dem lieblichen Stadtpfeiferstöchterlein lag klar vor seinen Blicken.

„Er muß zurück nach Dresden zu Homilius," sagte nach einigem Nachsinnen der würdige Herr. „Aber das ist nicht so leicht, mein Kind. Er muß dort leben können und ohne Sorge leben und lernen zugleich. Nur so können wir ihm helfen. Aber die Hilfe wird wohl nicht allsogleich da sein, und da müssen Eure Herzen sich in Geduld fassen."

Er redete noch lange zu ihr, und wenn sie ihn auch nicht ganz verstand, denn er brauchte doch so manche hochgelahrte Ausdrücke, so begriff sie doch, daß sie sich mit ihrer Bitte an den Rechten gewandt, der helfen würde, sobald er könne. Und mehr wollte sie gar nicht. Sie küßte die Hände des gütigen Herrn mit feuriger Dankbarkeit, gab freudig das Versprechen, geduldig harren zu wollen auf seinen Bescheid und Niemandem etwas zu erzählen von ihrem Besuche bei ihm, am allerwenigsten dem stillen Studenten, vor der Entscheidung. Dann fühlte sie die Lippen des würdigen Herrn auf ihrer reinen Stirn und eilte so stolz und glückselig dem düstern Stadtpfeifergäßchen wieder zu, als gälte es, sich das Myrthenkränzlein zu holen. Mit glühenden Wangen und strahlenden Augen kam sie zu Hause an, und die Mutter war

sehr erfreut, zu sehen, daß ihr Kind an diesem Abend scherzte und lachte wie früher, obgleich der stille Student nicht herunter kam zum Spielen und Singen. Von jenem Tage war Schön-Lenchen wie verwandelt, so übermüthig wie jetzt war sie nie gewesen. Es schien ihr nicht aufzufallen, daß Johann Adam Hiller Mittags wenig redete und fast gar nicht aß, daß die Mutter Abends, wenn sie mit ihm sang, nicht mehr aus dem Zimmer ging. Sie lachte so fröhlich, sie trieb tausend Possen, sie nickte dem stillen Studenten so schalkhaft zu, sie drückte beim „gute Nacht"-Wunsch so innig seine Hand, als gäbe es für sie kein Leid mehr auf der Erde, als verstünde sie nicht mehr in seinem traurigen Gesichte zu lesen. Nur einmal, als er sie so gar betrübt und zweifelnd angeschaut, hatte sie ihm zugeflüstert: „Nur Geduld, es wird bald hell werden auch bei Euch!"

So ging die Zeit hin und der Christabend kam heran, der liebe 24. December, und dieser Tag war auch der Geburtstag Johann Adam Hillers, das hatte er ihr einmal gesagt und wie hätte sie's vergessen können! Wer doch gerade für diesen Tag eine rechte Herzensfreude für ihn gehabt hätte! Sie hatte zwar ein Band gestickt für seine Flöte, aber das war doch nur eine arme Gabe! Zuweilen, besonders seit der letzten Woche, legte sich eine Centnerlast auf ihr junges Herz, nämlich der Gedanke:

„der Herr Professor hat Deine Bitte vergessen!“ Was hatte ein solcher Mann nicht Alles zu denken und zu thun, wie leicht war solch ein Vergessen möglich! — Sie setzte schon dann und wann im Geiste einen Brief an ihn auf, aber wer sollte ihr den Brief corrigiren, wenn nicht der stille Student? Noch einmal zum Herrn Professor hinzugehen, dazu hätte sie sich nicht überwinden können, das wäre doch gar zu zudringlich gewesen. Und doch trieb es sie zuweilen mit Gewalt vor sein gütiges Angesicht, sie sehnte sich ordentlich nach seinem trostvollen Lächeln, denn sie sah Hillers Augen von Tag zu Tage trauriger werden, und so wurde ihr das Herz immer schwerer.

Endlich war der Weihnachtstag wirklich da. Der Schnee glänzte auf den Straßen, die Fenster flammten überall hell auf; Schön-Lenchen saß im Dunkeln in der kleinen Schlafkammer und — weinte sich recht aus. Die Mutter putzte drinnen im Wohnstübchen den Baum an. Herr Hiller sollte auch herunter kommen, hatte sie gesagt, und beim Schimmer des Lichterbaumes wollte Lenchen ihm auch heimlich gratuliren. Ach, es war ihr eben gar nicht wie Gratuliren zu Muthe. Da pochte es stark an die Hausthür. Lenchen lief hin und öffnete. Ein Bote brachte einen dicken Brief vom Herrn Professor Gellert an den Studiosus Johann Adam Hiller. Schön-Lenchen

mußte die Lampe niedersetzen, so freudig erschrak sie. Der Bote war schon längst fort, da stand sie noch immer da und besah den Brief und die Aufschrift und küßte heimlich das Siegel. Dann nahm sie das Lämpchen und stieg mit dem Briefe die Treppe hinauf. „Was ist's?" rief Frau Engeltraut aus der Stubenthür. „„Ein eiliger Bescheid vom Professor Gellert an den Studiosus Hiller,"" antwortete Lenchen, und die Mutter schlug die Thür wieder zu. Das Mädchen setzte oben die Lampe auf den Boden nieder und klopfte mit zitterndem Finger an die kleine Thür der Dachkammer. Hiller öffnete sogleich. Erstaunt sah er die Geliebte vor sich stehen, matt beleuchtet vom kleinen Lämpchen, einen Brief in der Hand. „Da nehmt, schnell," sagte sie mit erstickter Stimme, halb lachend, halb weinend, „es ist mein Glückwunsch zu Eurem Geburtstage!" Und sie wußte nicht, wie's kam, aber sie hing an seinem Halse und er hatte sie an sich gerissen und ihre Lippen glühten und schmolzen in einander.

Das war eine jener seligen Minuten, wie sie Gott jedem seiner armen Menschenkinder schenkt, damit es die dornige Erde lieb behalte und freudig und muthig weiter lebe.

Schön-Lenchen riß sich zuerst los: „Lies doch den Brief," bat sie. Er aber kümmerte sich nicht um den

Brief, sondern nahm sie immer und immer wieder in die Arme und flüsterte: „„das ist ja der erste Glückwunsch, den je menschliche Lippen an mein Ohr getragen an meinem Geburtstage. Und nun? Welche Lippen bringen ihn?““

Immer und immer küßte er diese Lippen wieder, um sich zu versichern, daß es auch wirkliche lebenswarme Lippen eines menschlichen Wesens seien. Endlich nahm er den Brief und wollte das Siegel brechen, da hörte Lenchen die Stimme der Mutter. Schnell wie ein Gedanke war sie mit dem ausgelöschten Lämpchen hinuntergehuscht: „komm bald!“ hauchte sie ihm noch zu und er — stand im Dunkeln, wie ein selig Träumender.

Eine Stunde später war Vieles anders geworden im Hause der Wittwe des Stadtflötisten. Johann Adam Hiller hatte ohne alle Schüchternheit seiner Wirthin mitgetheilt, daß er durch Verwendung seines gütigen Gönners, des Herrn Professor Gellert, die herrliche Stelle eines Führers des jungen Grafen Brühl zu Dresden erhalten habe, mit der Weisung, schon am Tage nach Neujahr die große Reise dahin anzutreten. Die alte Frau war in ihrem Erstaunen darüber gleich zur Trompetersfrau hinübergelaufen. Während dieser Zeit zeigte der stille Student seinem Mädchen den Brief Gellert's, der einen Gruß enthielt für „Jungfer Lenchen,“ den sich Jo-

hann Adam Hiller gar nicht zu erklären vermochte, ebensowenig wie die Hindeutung Gellert's auf seine musikalischen Studien bei Homilius, zu denen er bei dieser Stellung Muse finden werde. Da mußte denn freilich Lenchen Alles beichten, aber die Beichte war nicht schwer und die Absolution ertheilte der Herzliebste in tausend Küssen und Dankesworten. Und sie redeten viel mit einander, ehe die Mutter wieder kam auch vom Scheiden; und da hatte er denn Thränen weg zu küssen, die nun erst bei der Gewißheit einer baldigen Trennung reichlich über des Mägdleins Wangen flossen.

Frau Engeltraut kam mit sehr veränderten Gesinnungen von ihrer Freundin zurück; sie betrachtete den stillen Studenten, der solche hohe Gönner hatte und solche Stellen erhielt, mit ganz anderen Augen und hatte wenig einzuwenden, als er sie noch an demselben Abend ganz kecklich bat, die Hand Schön-Lenchens für ihn zu bewahren, wenn er als tüchtiger Musikant nach Leipzig zurückkehre. „Denn zum tüchtigen Lernen bei meinem wackern Lehrer bleibt mir nun in solcher freien Stellung die herrlichste Zeit," sagte er mit strahlenden Augen, „und da soll auch etwas Ordentliches aus mir werden, wenn Lenchen warten will." Sie sah ihn nur an und er wußte, daß sie warten würde bis an der Welt Ende — aber auf ihn, auf ihn allein.

Zum Herrn Professor Gellert gingen sie zusammen hin, Hiller und sein Bräutchen, aber der wollte nichts von Dank wissen, und meinte, freundlich die Wangen Lenchens streichelnd, Jedes habe nur dem Andern zu danken, Hiller sei auch der Stelle werth durch seinen Fleiß.

Dann kamen noch ein Paar wehmüthig selige Tage, dann kam das Abschiedsleid und allerlei verworrene Träume von einem Wiedersehen in vier, spätestens fünf Jahren, — denn zu dieser Zeit mußte der junge Graf ja die Leipziger Universität beziehen —, und dann war Alles vorüber.

Stadtpfeifer oder Stadtflötist ist er zwar nicht geworden, der wackere Johann Adam Hiller, aber dennoch ein tüchtiger Musikant, oder vielmehr kein Musikant wurde aus ihm, sondern ein Musiker. Hätte es doch Schön-Lenchen erleben dürfen, daß man in den Leipziger Kirchen Gellert'sche Lieder sang nach den Weisen Johann Adam Hillers, daß der ehemalige stille Student Director wurde bei den Leipziger Wochenconcerten, und daß er in der Kunst des Gesanges Unterricht zu geben verstand wie

kein Anderer. Alle seine Schülerinnen wurden berühmte Sängerinnen, unter ihnen ragten die bildschöne Corona Schröter und Gertrud Schmähling hervor mit ihren mächtigen Glockenstimmen. Dabei schrieb er viele kleine Singspiele, deren Text der versgewandte Felix Weisse dichtete, z. B. die Liebe auf dem Lande, Lottchen am Hofe, die verwandelten Weiber u. a. m. Es waren auch viel lustige Sachen darunter; hätte das Schön-Lenchen erlebt, die ihn immer so gern heiter sehen wollte! Aber als er im Jahre 1758 wirklich mit dem jungen Grafen nach Leipzig kam, lag Lenchen schon lange und schlief auf dem Johanniskirchhofe unter grünem Rasen. Da ließ sich's doch besser auf den lieben „stillen Studenten" warten, als in der engen dunklen Gasse, wo die Nachbarn so viel fragten und spotteten. Frau Engeltraut war stumpf geworden durch den Tod ihres Kindes und erkannte den ehemaligen Miether gar nicht mehr.

Als sie später Johann Adam Hiller an des Cantor Doles Stelle auch zum Cantor an der Thomasschule machten, studirte er zunächst seinen schwarzröckigen Schülern seine schönste Motette ein: „Alles Fleisch ist wie Gras" und an einem schönen Frühlingsabend zog er mit ihnen hinaus auf den Kirchhof und ließ diesen herzergreifenden Gesang an einem schlichten grünen Rasenhügel singen. — An diesem Abend, während die Töne rein

und voll über die stillen Schläfer hinwegzogen, haben ihn alle die Sänger weinen sehen.

Später hat Gott ihm ein liebes Weib bescheert und gute zärtliche Kinder, und viel Ruhm und Ehre wurde ihm in seinem Amt und in seinen Werken. Aber ein recht fröhlicher Musiker ist er doch nie geworden, seine dunkle Kindheit und die Erinnerung an Lenchen überschattete sein ganzes Leben wie eine Trauerweide, die Sterbelieder aus des Vaters altem Gesangbuch blieben immerdar der Grundton seiner Seelenstimmung, so viele lustige Weisen er auch componirte. Mozarts Requiem war sein Lieblingswerk; er schrieb es sich selbst ab und setzte darüber die Worte: Opus summum viri summi W. A. Mozart.

An seinem Sterbetage, am 16. Juni 1804, bat er, daß man ihm an seinem Grabe seine eigene Motette singen möge: „Alles Fleisch ist wie Gras.“ Und so geschah es.

In der Nähe der Thomasschule, mitten im Grünen, wo die alten Linden rauschen, da steht jetzt sein Denkmal, das ihm eine seiner dankbaren Schülerinnen, Frau Therese Battka, gesetzt. Seine ernste Büste umgiebt ein Sternenkranz. Droben im Himmel ist ihm aber gewiß ein schönerer Kranz geworden, geflochten aus all den

Freudenblumen, die ihm hier auf Erden als Knospen sterben mußten, und Haydn und Mozart werden ihm schon gelehrt haben, wie man ein seliges, jubelvolles „Hallelujah!“ singt.





Eine lustige Reise.

An einem hellen Apriltage, im Jahre 1760 etwa, rollten zwei schwerfällige dickleibige Carossen mit Postpferden bespannt aus dem Neustädter Thore Wiens und schlugen die nach Italien führende Straße ein. Die Sonne lugte so schelmisch hinter den dünnen Frühlingswolken hervor, als wollte sie sagen: „wartet nur ein Weilchen, bald werfe ich diese Schleier weg und brenne Euch tüchtig auf den Pelz!“ In der Luft schwirrte es leise, leise wie fern heranziehender Lerchenjubel, und die Erde und die Bäume würden gar zu gern schon Frühlingstoilette gemacht haben, hätte der Schneider Lenz die grü-

nen Kleider nur schon geliefert. Aber das war wieder die alte Noth — noch Nichts war fertig — er täuschte wieder Alle aufs Neue, wie er sie schon tausend Mal getäuscht, und doch verließen sie sich immer wieder auf ihn.

Er verstand auch gar zu gut die Kunst der Ueberredung, und die neusten Moden kannte ja Niemand so genau wie er.

Diesmal sah's freilich ganz absonderlich schlimm aus.

Die grünen, weißen und bunten Röckchen hatten auf den ersten April allesammt fertig sein sollen — aber o weh! wie wenig war fertig geworden. Da stand ein Strauch, dem der Lenz zwar eine grüne Cravatte umgelegt, dem aber noch — es läßt sich nur verstohlen erzählen — die Hosen fehlten, hier fror ein Maiglöckchen gar im blanken Hemdchen und harrte zitternd vor Aerger des grünen Ueberkleides, dort deckte ein alter Kastanienbaum seine riesigen Glieder nur zur Noth mit einem hellgrünen Mäntelchen, das nirgends zulangen wollte, und die Primeln warteten mit Ungeduld, in Tücher eingewickelt, auf ihre bunten Jäckchen. — Da hatten es doch die Menschen besser, die da in den sonnigen Morgen hinausfuhren und behaglich aus den Kutschenfenstern schauten, die hatte ein Wiener Schneider äußerst zierlich und sauber ausstaffirt.

Aus dem Fenster des ersten Wagens lächelte ein ganz besonders hübsches Frauengesicht in der vollen Blüthe des Lebens, mit braunen großen Augen und fein gepudertem Haar. Sie hatte sich in einen Atlasmantel von dunkelblauer Farbe gewickelt, aus dessen Kapuze, die mit reichen Spitzen besetzt war, das runde Gesicht hervorsah. Eine ältere Dame in braunen faltigen Gewändern zog den dunkeln, reich mit Pelz verbrämten Ueberwurf fröstelnd über den Schultern zusammen. Um ihr gutes Gesicht legte sich eine Dormeuse in festen saubern Falten, ein schwarzes Seidentuch war darüber geschlagen, und die Hände beider Frauen bargen sich in riesige Muffen von grauem Pelz. Auf dem Rücksitz saß ein ausnehmend stattlicher Mann von etwa 48 Jahren, wie ein vornehmer Cavalier gekleidet, den kleinen Degen an der Seite, die Perrücke untadelhaft, den dreieckigen Hut etwas nach links gerückt, wie es dazumal die Mode vorschrieb. Freundlich und gewandt neigte er sich plaudernd bald zu der jüngeren bald zu der älteren der beiden Frauen, dabei blieb aber sein streng geschnittenes Angesicht immer feierlich ernst und die dunkeln Augen schauten so fremd darein, als wüßten sie kaum, was die Lippen just redeten. Freilich hatte dieser Mann auch wohl ein Recht, anders dareinzuschauen, als gewöhnliche Menschenkinder und die breite Stirn etwas höher zu tragen, er

war ja der hochberühmte Componist und Ritter Christoph von Gluck, dazumal Hof- und Theater-Capellmeister zu Wien. Man hatte ihn nach Bologna verschrieben, um dort eine große Opera seria von Metastasio: Il Frionso di Clelia zur Einweihung des dortigen neuen Opernhauses zu componiren, und er war eben auf dem Wege dahin. Seine beiden Begleiterinnen, Mutter und Tochter, hatte er schon vor 3 Jahren flüchtig in Venedig kennen gelernt, sie hatten sich jetzt gewissermaßen unter seinen Schutz begeben, um nach der Lagunenstadt zurückzukehren. Die Tochter, Bianca Marini, hatte zwei Jahre lang als Prima donna an der Prager Oper geglänzt, länger vermochte man sie dort nicht zu fesseln, die unüberwindlichste Sehnsucht befiehl sie nach ihrer schwimmenden wundersamen Vaterstadt, sie verging fast in der ernsten Praga vor Heimweh. Jetzt auf dem Wege nach der bella Venezia war ihre Stimmung so strahlend wie ihr Angesicht, und ihre Laune so bezaubernd wie ihre Augen.

In dem zweiten Wagen befand sich das Gepäck der Reisenden, was keinen geringen Platz einnahm, denn die schöne Sängerin führte ihre reiche Theatergarderobe bei sich und eine ganze Kiste voll getrockneter Lorbeerkränze, Blumen und Bouquets von jeglicher Art, dazu Geschmeide und kostbares Geräthe von allen erdenklichen Formen,

zarte Gaben verschiedener alter und junger, glücklicher und unglücklicher, getrösteter und verzweifelter Liebhaber oder Anbeter, und zwei eisenbeschlagene Koffer voll Briefe und Sonette. Die Bewachung solcher Schätze hatte man nicht allein dem Fuhrknecht anvertrauen mögen, und so war denn der vierte Reisegefährte am Abend vor der Abfahrt von dem Ritter Gluck im Namen der Damen mit dem ehrenvollen Amte eines Wächters betraut worden, und saß denn, augenscheinlich seelenvergnügt, zwischen all dem aufgethürmten Plunder. Er war obendrein der Jüngste von Allen, kaum 19 Jahre alt und nur durch besondere Schicksalsgunst dazu gekommen, wie der Ritter Gluck der Marini erzählte, die Reise unternehmen zu können. Man brauchte mit ihm keine Umstände zu machen. Der damalige Hauptdirector des Hoftheaters, Graf Durazzo, hatte nämlich an dem „kleinen Geiger“, so nannte ihn der Maestro in seiner Erzählung, einen gewaltigen Narren gefressen, und nicht allein die Kaiserin vermocht, ihm zu einer Reise nach Italien 225 Gulden Reisegeld zu schenken, sondern sogar noch aus eigener Tasche 50 Ducati hinzugefügt. Zudem hatte er dem Carl Ditters von Dittersdorf noch das Versprechen gegeben, daß sein monatliches Gehalt als Geiger in der Capelle, nämlich 37 Gulden 36 Kreuzer, während seiner Abwesenheit ihm fortgezahlt werden solle. Als die Sän-

gerin hierauf bemerkte, daß der junge Mensch dann wohl ein wackerer Spieler sein müsse, da der Graf doch sicher für keinen Stümper bei der Kaiserin Fürsprache einlegen werde, gab das der Ritter Gluck zwar zu, meinte aber doch, daß in diesem Falle zweifelsohne mehr Glück und Keckheit denn großes Talent vorhanden sei. Freilich wußten dazumal noch Wenige in der Haupt- und Residenzstadt Wien, daß in dem genannten harmlosen Geiger Carl Ditters, dem ehemaligen Schützling des Prinzen Joseph Friedrich von Hildburghausen, etwas mehr stecke, als ein simpler Orchester- und Solospieler, und der Componist der Armida war nicht unter diesen Wenigen. Nur unter seinen Collegen, den Musikanten im Orchester, war kein einziger, der nicht erklärt hätte, der kleine Carl würde den trefflichsten Capellmeister abgeben, der jemalen den Tactstab geschwungen, aber die Herren da oben wollten dergleichen unbegreiflicher Weise von selbst nicht einsehn. Sie wußten auch gar nicht, wie es eigentlich unter jener geigenden, flötenden, pfeifenden und trompetenden Bande herging, daß dies Völkchen einen Staat im Staate zu bilden sich unterfing und sich längst einen absoluten König aus ihrer Mitte gewählt, freilich einen ohne Krone und Scepter: den kleinen Carl nämlich.

Er geigte ihnen alle vorkommenden schwierigen Stellen in geheimen Proben so lange vor, bis sie selbige in

den Ohren und Fingern hatten, er sah die Stimmen durch und corrigirte die Fehler leserlich, er gab heimliche Zeichen denen, die nicht ordentlich und denen, die zu eifrig zählten, er trat für den kränklichen Bratschisten ein, wenn er in kalten Tagen in der Kirche spielen mußte, er hatte sogar einmal ein Flötensolo für den zweiten Flötisten übernommen, der von einem Kindtaufsschmause kurz vor dem Concerte zurückkehrend die Noten, die er eben spielen sollte, plötzlich alle doppelt sah — kurz er war überall und nirgends, das will sagen: er war immer da, wenn man ihn brauchte, und drängte sich doch nie hervor. Dafür hätte aber auch keiner seiner Collegen etwas unternommen ohne ihn, z. B. Hochzeit gehalten, oder Kindtauf- und Geburtstagsschmaus, Carl Ditters mußte dabei sein mit seinem heitern hübschen Gesicht und seinen lustigen Liedern, die er nur so aus dem Aermel zu schütteln schien; fehlte er, so schmeckte jeder Tropfen Wein essigsauer und jeder Kuchen steinalt. Aber Keiner hätte auch einen Kummer allein getragen, der kleine Carl mußte auch in solchen Fällen helfen. Hinter manchem großen und kleinen Sarge ging er her, ehrliche Thränen in den Kinderaugen, an manchem Krankenbette saß er geduldig Nächte lang und schalt sich, wenn ihm einmal der Kopf auf die Brust fiel. Kam er von der Tafel ir-

gend eines großen Herrn zurück, die ihn wohl, da er ein Liebling des früheren Feldmarschall und Generalfeldzeugmeisters und äußerst geschickter Primavista-Geiger war, zu sich einzuladen und sich vorspielen zu lassen pflegten, so schlüpfte er sicher in das erste beste kinderreiche Musikantenhaus und kramte dort vor einer jubelnden Schaar aus den Tiefen seiner Rocktaschen allerlei gestohlenes Gut aus, oder er legte der schwindsüchtigen Frau des ersten Trompeters eine seltene Frucht in die Hände, oder der blinden Mutter des Contrabassisten ein mächtiges Stück von feinem Kuchen. Darum waren auch am Morgen seiner Abfahrt wirkliche Thränen geflossen, und die Marini sah voll Erstaunen aus dem Fenster ihrer Wohnung der wunderlichen Scene zu, die da auf offner Straße spielte. Seltsame Gestalten, meist lang, hager und eckig, mit kurzen Rockärmeln, zerdrückten Jabots und schief getretenen Stiefeln drängten sich um den hochbepackten Reisewagen, um dem Scheidenden noch einmal die Hand zu reichen. „Komm't nur bald wieder!“ riefen sie Alle. Schaaren von größeren und kleineren Kindern belagerten den Wagentritt und die Räder und zwitscherten durcheinander wie toll gewordene Sperlinge. In einiger Entfernung standen Frauen, sich verstohlen mit der Schürze die Augen wischend, hie und da lehnte sich auch ein rosiges Musikantentöchterlein an die Mutter und nickte und

lächelte verstohlen. Des Abschiednehmens wäre gewiß kein Ende gewesen, hätte nicht die stolze Gestalt des Ritter Gluck die Menge halb scheu halb mürrisch zurückweichen lassen. Er grüßte herablassend wie ein König und stieg die Treppen hinauf, um die Frauen zum Wagen zu geleiten.

Zu seiner Verwunderung fand er die reizende Bianca in lebhafter Bewegung. „Habt Ihr schon jenen Aufzug gesehen?“ fragte sie auf das Fenster deutend. „Uns läßt man ohne Thränen ziehen, Maestro, und der kleine Geiger dort scheidet wie ein König. Aber er soll nicht allein Grüße und zärtliche Blicke empfangen, ich will's auch, und Ihr müßt mir mit dazu verhelfen! Seht! da stehen zwei große Körbe voll Zuckerwerk, wir wollen den Kindern da unten den Abschied versüßen. Bitte, bitte, lieber Maestro, tragt mir den schwersten dort!“

Ohne seine ärgerliche Miene zu beachten, gab sie ihm einen ziemlich schweren Korb bis an den Rand mit Naschwerk gefüllt, nahm den andern an den Arm, lief flink vor ihm her und fing an, die Kinder heran zu locken. Aber trotz der süßen Stimme und des lächelnden Angesichts kam keines, sie sahen erst fragend den kleinen Geiger an. Da ging die schöne Sängerin plötzlich rasch die Stufen vor dem Hause hinab, trat dicht an den Wagen, in dem Carl Ditters Platz genommen, reichte den Korb

hinein und sagte lieblich: „da nehmt's und theilt's selber aus!“ Dann wandte sie sich zu dem im Hausflur harrenden Ritter, nahm ihm seine Last ab, stellte sich mitten unter die Kinder und rief: „kommt herbei und nehmt, was Ihr Lust habt, der da im Wagen hat's für Euch bestellt!“ Und nun gab's eine köstlich lustige Scene, die keine Feder beschreiben könnte. Man purzelte über einander, man drängte, stieß und schlug sich, jauchzte, weinte, jubelte und lachte — ganz Wien sprach noch zwei Tage lang von diesem Auftritt vor der Wohnung der hübschen Venezianerin, die vor ihrer Abreise die seltsame Grille gezeigt, Musikantenkinder halb todt zu füttern mit Zuckerwerk. Meister Gluck habe ihr dabei gar liebenswürdig geholfen. Von dem dritten Reisegefährten sprachen nur die, die um ihn trauerten und sich nach ihm sehnten, — wer wußte auch sonst von dem „kleinen Karl?“

Schon in Neustadt, wo die Wagen zum ersten Mal hielten, trat Carl Ditters an den Wagenschlag der Sängerin, schwenkte zierlich seinen Dreimaster, verneigte sich nach den Regeln des Anstandes, just wie es ihm sein Tanzmeister Pompeati gelehrt, und berichtete in wohlgesetzter scherzhafter Rede, daß von sämmtlichen Schachteln, Kisten, Kasten, Koffern und Körben noch bis zur Stunde kein einzig Stück verloren gegangen. Er sah, als er

so frei und unbefangen zu ihr sprach, so bildhübsch aus, daß man ihn hätte im Vergleich zu der Gestalt Gluck's füglich einen schlanken Pagen nennen können, der nach den Befehlen seines königlichen Gebieters und seiner schönen Herrin fragt. Bianca fand ihn im Geheimen ganz allerliebst und wunderte sich, daß der Maestro so gleichgültig von ihm geredet. Sie reichte ihm mit feierlichem Ernste die weiße Hand, dankte ihm für seine treue Bewachung und ernannte ihn zum Lohne dafür zu ihrem Schatzmeister für die ganze Dauer ihrer Reise, wobei sie nicht verfehlte, ihm eine wohlgespickte Börse zu überreichen, mit der Mahnung, nicht zu sparsam zu sein. Der Ritter Gluck schüttelte gewaltig den Kopf zu solchem Leichtsinn und meinte nachher, solch junger Fant, der nur gewohnt sei, nach Kreuzern zu rechnen, werde Gold weggeben wie die Kreuzer. „Laßt ihn!" antwortete die Marini heiter, „ist es nicht dazu da, ausgegeben zu werden? Wir sollen es weiter rollen, darum ist es rund! Damit er aber nicht etwa, durch den ungewohnten Glanz verführt, sich aus dem Staube mache mit meinen Schätzen, so soll von Stund an der Wagen mit dem Gepäck vorauffahren statt hinterdrein, und der jugendliche Schatzmeister hat so oft wie möglich den Kopf aus dem Wagenfenster zu stecken, damit ich genau wisse, daß er da sei." — Dergleichen wollte ihr nun der Maestro gar

allen Ernstes ausreden, aber die schöne Bianca ließ sich wie die Meisten ihrer Schwestern sehr schwer etwas ausreden, und so wurde der kleine Geiger herbeigerufen und mit den Befehlen seiner Gebieterin bekannt gemacht, die er just so schelmisch lachend aufnahm wie sie gegeben wurden. Mit dem Kopf-hinaus-stecken nahm er es fast zu gewissenhaft und gab von seinem Dasein so häufig Kunde, daß die Sängerin sehr viel zu lachen und zu nicken hatte. Die Mutter machte endlich den Vorschlag man solle doch lieber dem neuen Schatzmeister einen Platz im Wagen einräumen.

„O nein, mama mia!" rief die Tochter, „das würde nicht halb so lustig sein! Ich weiß besseren Rath! Hört nur! den einen Tag fährt der Maëstro Gluck mit uns, und Carlo Ditterio spielt den grimmen Cerbero; den nächsten Tag sitzt der kleine Geiger bei uns und der große Gluck ruht einmal nicht auf seinen eignen, sondern auf fremden Lorbeeren, und bewacht meine Kisten. Ist das nicht vortrefflich ausgedacht? Dann hat der Maëstro auch wieder einige Freistunden! Klagte er nicht gestern noch, daß ihm so viel Zeit verloren ginge und er lieber Tag und Nacht gereist wäre? Habe ich so nicht Allen geholfen?" — Sie warf sich in die Wagenkissen zurück, sah ihr Gegenüber übermüthig lachend an und war so bezaubernd hübsch just in diesem Moment, daß der berühmte Componist der Armida that,

was Jeder in seinem Falle gethan haben würde: er küßte die niedlichen Hände, die sich ihm eben entgegenstreckten und erklärte sich mit dem Vorschlage der Signora einverstanden.

Von Stund an begann das lustigste Leben der Welt in den engen Wagen der Sängerin. Wenn der kleine Geiger bei den Frauen saß, so war es, als ob Alle verhext seien; man hörte nichts als Lachen und Scherzen, und ein Witz- und Schelmenwort jagte das Andere. — Zuweilen erhob auch der „Carlo Ditterio“ seine zarte, goldreine Tenorstimme und sang ein heiteres Lied, dem zu lauschen der ernste Maëstro im andern Wagen sich nicht enthalten konnte, obgleich er sich eigentlich fest vorgenommen, seine einsamen Wächterstunden zum Componiren zu benutzen. Aber — das Heft Notenpapier lag auf seinen Knien, den Stift hielt er in seiner Hand, und doch wollte die Melodienquelle nicht sprudeln. Er mußte ja immer und immer hinhören auf das silberne Lachen da dicht hinter ihm, und auch hin und wieder einmal hinausschauen, unter dem Vorwande nachzusehen, ob auch Alles noch wohl aufgepackt und die Wege nicht zu schlecht seien. Aber es achtete Niemand auf sein Hinausschauen, worüber er sich im Geheimen nicht wenig ärgerte. War es nicht unerhört albern von der Marini, sich von einem 19jährigen „Knaben“ dermaßen gefangen nehmen zu lassen, seinem Geplauder zu lauschen, mit ihm zu scherzen, daß

ihr nicht einmal ein Augenblick blieb, den Kopf zum Fenster hinauszustecken, wozu sie doch Zeit genug fand, wenn der kleine Geiger im Gepäckwagen saß? Zuweilen übermannte ihn der gerechte Aerger so, daß er dem schläfrigen Fuhrknecht zuschrie, rascher zu fahren; wenn er dann aber gar nichts mehr hörte, schalt er wieder auf den „dummen Burschen" und gebot ihm zu halten, bis er — das silberne Lachen, Trällern und Singen wieder ganz deutlich vernahm.

Am Abend des ersten einsamen Tages fragte er sich allen Ernstes, als er in's Bett stieg: „Ritter Christoph von Gluck, hast du deinen Kopf verloren? Bist du in die kleine welsche Sängerin verliebt, du, der mit Prinzessinnen verkehren darf?" — Aber sein Herz schlug bei dieser Frage nicht um das Hunderttheil einer Secunde schneller, und so beruhigte er sich auch. Und doch schlief er schlecht seit jenem vertrackten Einfall der Marini. — Am nächsten Tage fühlte er sich wieder sicherer, er fuhr mit den Frauen, und sah das übermüthige Rosengesicht der Sängerin sich wiederum bis auf wenige Spannen gegenüber. Er bot nun seine ganze Macht auf, sie zu unterhalten, ja selbst zu belustigen. Mit großer Gewandtheit redete er mit ihr über alle möglichen Dinge, über Himmel und Erde, über Musik und Putz, über Venedig und Wiener Würstel, über die Kunst und eine neue Haar-

frisur: — aber er blieb immerdar der Ritter Christoph von Gluck, Lehrer der kaiserlichen Prinzessinnen und Hofcapellmeister der Kaiserin Maria Theresia. Die schöne Bianca hörte auch aufmerksam zu, plauderte lebhaft dazwischen, aber wenn der vermaledeite kleine Schatzmeister „befohlener Maßen“ den gepuderten Kopf zum Fenster heraussteckte, so sah sie es jedesmal, und mitten im glänzendsten Satze ihres Gefährten nickte sie nach dem anderen Wagen hin, Alles vergessend. — Am Abend des zweiten Tages fragte er sich nochmals mit größerm Ernste: „Christoph Gluck, — du wirst doch nicht?“ — Und wieder schlief er ganz abscheulich schlecht und stand in der übelsten Laune auf.

Es war in der That Gefahr da für das Herz des Componisten der Armida, aber freilich nur aus jenem Grunde, aus dem schon so oft Gefahr für die feuerfesten Herzen erwachsen. Der hochberühmte Maëstro sah nämlich eben eine Blume vor sich, an der er schon vor Jahren achtlos vorübergegangen, da er wußte: „wenn du wolltest, könnte sie dein Eigenthum werden.“

Nach dieser selbigen Blume streckte nun ein eben Vorüberstreifender, ein kecker Knabe, die Hand aus, und plötzlich erschien ihm solche Handlung als ein Raub, und er selbst war der Beraubte. So ist's mit vielen Dingen im Leben. Verachtet und verabsäumt liegen sie im Winkel; Jemand zieht sie an's Licht: da erheben sich all-

sogleich viele Stimmen und reden von uralten Eigenthumsrechten. Wird nicht fast immer eine Mädchenrose erst zur wahren Rose, wenn sie irgend ein glücklicher Räuber an der Brust trägt? Bewundert man einen Strauß Feldblumen nicht erst, wenn er in einer kostbaren Schale uns vor Augen gehalten wird? — Nur das Begehrte ist begehrenswerth für die meisten Menschenherzen.

In Gräz war es, wo man das zweite Nachtlager hielt. Da saßen denn die vier Reisegefährten einträchtig beisammen in dem schlechten Gelaß des Wirthshauses und ließen sich das einfache Mal trefflich schmecken. Die Frauen führten vorzüglichen Ungarwein mit sich, der kleine Schatzmeister sprudelte über von Witz und Scherz, daß selbst der ernste Maëstro zuweilen das Lachen nicht lassen konnte, obgleich er sich nachher immer gewaltig über solche Schwäche ärgerte. Nach dem Nachtessen beschloß man, noch eine Weile bei einander zu bleiben und sich allerlei ergötzliche Historien zu erzählen. Man rückte näher zum Kaminfeuer. Zwei überschlanke Kerzen hatten genug zu thun, die Wände des Zimmers ein wenig zu erleuchten, das Feuer im Kamin half tapfer und warf einen köstlich rothen Schein auf die Gestalten der Männer und Frauen. Die Mutter der Sängerin hatte sich in ihre schwarze, reich mit Pelz verbrämte Contusche gewickelt und schaute mit heitern Augen um sich. Sie

war eine muntere Frau, die gern lachte. Gluck ging mit mächtigen Schritten, die wohlgepflegten Hände auf dem Rücken ineinander gelegt, auf und ab. Die Marini hatte sich in einen Sessel geworfen, den der kleine Schatzmeister zuvor äußerst geschickt mit allerlei reichem Pelzwerk und Tüchern ausstaffirt. Sie trug ein hellblaues Seidenkleid mit großen eingewirkten Blumen und Ranken und reichem Spitzenbesatz, und hatte ein schwarzes kostbares Kantentuch um den Kopf geschlagen. Einzelne schwach gepuderte Locken hingen auf Hals und Busen herab, der unter der leichten Verhüllung wie mattes Wachs schimmerte. In den zierlichen Händen trug sie einen kostbar bemalten Fächer, mit dem sie äußerst anmuthig zu spielen verstand. Träumerisch summte sie eine Passage vor sich hin, dann eine kleine Roulade, einen Triller, immer lauter und heller, bis sie endlich auffuhr, ihre lachenden Augen im Kreise herumgehen ließ und mit dem vollen Schelmenlächeln, das ihr so reizend ließ, ausrief: „Verehrtester Maëstro, so laßt doch das Wandern! Man wird ja toll davon. Könnt Ihr es denn gar nicht mehr ein Weilchen still neben mir aushalten? Bin ich denn so über die Maßen langweilig für Euch, daß Ihr immer davon laufen müßt?"

Gluck blieb stehen und sah zu ihr herüber. — „Ja, wer ihr nur gleich davon laufen könnte bis Bologna,"

dachte er. Dann unterbrach er seine Meditationen und ging wahrhaftig zu ihr hin, um sich auf ihren Wink auf den abscheulichsten Holzstuhl zu setzen, der jemals aus eines Tischlers Fäusten hervorgegangen. — O, das hübsche Märchen vom Hercules am Spinnrocken wiederholt sich in etwas veränderter Gestalt noch bis auf den heutigen Tag!

„Und wo bleibt denn der Schatzmeister?" fragte die Marini, obgleich sie gar wohl wußte, daß er hinter ihrem Sessel stand. Der hübsche Page kam auch sogleich hervor. — „Hierher! Auf diesen kleinen Koffer!" befahl sie, und als er kecklich Platz genommen und mit seinem frischen Kinderlächeln zu ihr aufsah, sagte sie: „Jeder der beiden Männer soll uns die Geschichte seiner ersten Liebe erzählen! Und der Jüngste mag anfangen, der hat sich nicht lange zu besinnen. Erzählt, also Signor Carlo!" Sie legte den Kopf gegen die Lehne, als wäre gar kein Widerspruch möglich, schlug die Arme über einander, und stellte ihre Füße unbefangen neben den kleinen Geiger auf den niedern Koffer. Einen Augenblick mußten der kleine „Carlo" und der große „Christoph" auf denselben Punkt Augen und Gedanken richten: auf die zierlichsten Füßchen nämlich, die je in rothen Saffianschuhen und spitzen Absätzen den Erdboden berührt. Der Ritter war froh, daß er just nichts zu erzählen brauchte, und noch froher, daß er Angesichts dieser Füße keine Opera

seria niederzuschreiben gezwungen war. Der hübsche Page aber räusperte sich nach einer Pause und begann also:

„Die Historie meiner ersten Liebe ist kurz und traurig, wie solche Historien immer sein müssen. Ich war eben 11 Jahre geworden, als ich meiner unvergeßlichen Geliebten zuerst begegnete, oder vielmehr zuerst ihre Stimme hörte. Ihr müßt nämlich wissen, daß mich zu jener Zeit mein guter Vater, der Hof- und Theatersticker Franz Ditters, zu meinem zweiten Violinlehrer, Joseph Zügler brachte, nachdem mein erster Lehrmeister, Johannes König, in seiner wundersamen Bescheidenheit rund heraus erklärt hatte, er könne mir nichts mehr lehren. Der alte Zügler war ein wackerer Geiger und geschickter Compositeur für die Kammermusik, und sein höchster Wunsch war, aus mir einen tüchtigen Orchestergeiger zu machen. Er unterwies mich im Schweiße seines Angesichts und gab mir oft genug durch Püffe und halblaute Worte deutlich zu verstehen, daß aus mir, dem Anschein nach, im Leben kein ordentlicher Geiger, höchstens ein windiger Solospieler, wie der Alte sich ausdrückte, werden würde. Er war ein wunderlicher Kautz, und die Solospieler waren in seinen Augen gar nicht werth, eine ordentliche Geige zu handhaben. Daß ein Schüler von ihm zu wunderbarliche Gelüste und Anlagen zeigte, brachte ihn vollends ganz außer sich. Ich betrübte mich auch

mit ihm allen Ernstes über mich, that ihm Alles zu Gefallen, und übte oft so, daß mir der Arm am Leibe herunterfiel vor Mattigkeit. Lange vor der festgesetzten Stunde kam ich jeden Tag zu meinem Lehrherrn, und saß in seiner kalten dunklen Kammer und spielte, bis er mich zu sich rief.

An einem Freitag Nachmittag war's, da hörte ich jene Zauberstimme zum ersten Male, die mir noch heute ganz deutlich und klar im Herzen klingt. Sie kam aus einem Raume, der wohl unter dem liegen mußte, in welchem ich mich eben befand. Meine Geliebte sang eine alt-italienische Melodie, die ich vorher niemals gehört und die ich später tausend Mal nachzuspielen versuchte. Der erste Ton ihrer Stimme ließ mich den Frost in Händen und Füßen vergessen, der Bogen entfiel meinen Fingern; — als sie weiter sang, überkam mich eine Gluth, daß ich mich kaum zu lassen wußte, und als sie schwieg, zitterte ich am ganzen Leibe. Solcher Ton müsse Todte erwecken, meinte ich damals, und ich glaube es noch.

Da rief mich mein alter Lehrmeister zur Lehrstunde in seine Stube. Ganz verwirrt lief ich auf ihn zu und erzählte ihm halb athemlos, was ich eben gehört. Da zog er die dicke Lippe verächtlich in die Höh und sagte: „nun es war ein simples Frauenzimmer, was da sang; was ist da zu verwundern. Kümmere Er sich nicht um dergleichen Gewinsel und ziehe Er einen derben Strich auf Seiner Geige!“

Das that ich denn auch nach besten Kräften, aber nie wurde mir das Spiel so sauer, wie in dieser Stunde; der weiche dunkle warme Ton ging mir nicht aus den Ohren und aus der Seele. Seitdem versuchte ich, wenn ich allein war, jene Melodie nachzuspielen, aber es wurde nur Stückwerk. Und dann — wie jämmerlich klang's auf meiner Geige, wie scharf und kreischend! Ich warf oft das Instrument weg und weinte bitterlich. In der Nacht, in meinen Träumen hörte ich den süß traurigen Gang der Melodie ganz deutlich, Note für Note, Tact für Tact; aber des Morgens war Alles verflogen. Das fing allgemach an mich gewaltig zu quälen. Geduldig fand ich mich trotzdem zeitig und immer zeitiger in der kalten Hinterstube des Joseph Zügler ein, immer still hoffend, den zauberhaften Gesang noch einmal zu hören, — umsonst: es sang Niemand mehr. — Ich glaube, daß ich über dem Hangen und Bangen ganz verdrossen und albern wurde, denn zu Hause setzte es allerlei derbe Strafpredigten von unserm braven Lehrer, dem Pater Anselmus; und der Kammermusikus verfehlte nicht mir den Bogen weidlich um die Ohren zu schlagen, so gewaltig waren die Schnitzer, die ich in meinen Arbeiten in der Generalbaßlehre machte. Da platzte ich denn eines Tages unter heißen Thränen vor ihm mit der Bitte heraus, mir zu sagen, ob ich bewußtes Frauenzimmer nicht

noch einmal singen hören könne, dieweil ich vor lauter Sehnsucht nach dem Ton und der Melodie, die ich gehört, schier von Sinnen zu kommen meine. Da wurde der Alte ganz braunroth vor Zorn und schalt: „Dummer Bube, das Frauenzimmer, das Ihm die Seele aus dem Leibe gesungen, ist doch für Ihn verloren für allezeit. Die liegt unter Schloß und Riegel und darf nur singen, wenn es ihr Herr und Meister erlaubt. Schlag Er sich den vermaledeiten Singsang aus dem Kopfe, steck Er seine Stumpfnase in die Noten, sonst sind wir geschiedene Leute!"

Aber wenige Nächte nachher da hörte ich jene Wunderstimme wieder, — wie aus weiter Ferne und doch ganz deutlich, und sprang aus dem Bette. Hurtig schlüpfte ich in die Kleider, leise ging's die Treppe hinab, dann rannte ich über den Hof durch die kleine Nebenpforte auf die Straße. Still war's; nur der goldene Ton schwebte auf und ab. Ich zog der Stimme nach, der Schnee funkelte auf den Dächern, ich mußte dahin gehen, woher sie kam, und hätte ich durch ein Eismeer mich schlagen sollen. Und seltsam — je näher ich dem Hause meines alten Lehrmeisters kam, je wärmer wurde es. Die Luft schlug in köstlichen blauen Wellen an meine Stirn, ein sanfter Duft wie von Orangenblüthen zog daher. Da drüben stand endlich das Haus des Kammermusikus Zügler! — Aber kein Schnee war daselbst mehr

zu sehen, keine Eiszacken hingen vom Dache herab, wohl aber Weinranken. Der Garten stand im tiefsten Grün, und fremde Blumen blühten an den Wegen. Volles Weinlaub rankte sich an den Wänden in die Höh und zog sich wie ein dichter Kranz um das Fenster, aus dem die Stimme kam. Es stand weit offen, — ich sah jetzt die Singende deutlich: sie neigte sich herab und lächelte. — Wie schön war sie! Schlank war ihr Hals, dunkel ihre Farbe, aber ihre Augen leuchteten wie Sterne, schwarzes Haar floß in langen Ringeln über ihre Schultern, ein dunkles Sammetgewand verhüllte ihre Glieder, und an der Brust trug sie einen Strauß Orangenblüthen. Ich glaube, seit jener Stunde sehne ich mich nach Italien, wo diese Blüthen ja im Freien wachsen sollen. Mit einem Jubelruf breitete ich beide Arme nach ihr aus, ich weinte und schluchzte und lachte in einem Athem. Da winkte sie mir, immer singend, und streckte mir ihre Hände entgegen, und nun begann ich flugs an dem dünnen Weinlaube in die Höhe zu klettern, als ob ich eine Spinne wäre, und kletterte mit einer Hast, als hinge mein Leben an jeder Secunde. Da — schon fühlte ich die kühlen Fingerspitzen der schönen Frau, — riß urplötzlich eine grüne Ranke, — wer hängt sich auch an Ranken, — und ich stürzte — wohin, wußte ich nicht.

Als ich die Augen wieder aufschlug, mochte es

wohl um die Mittagsstunde sein; ich roch den Dampf des Essens aus der Küche und sah den Kammermusikus und meinen Vater an meinem Bette sitzen. Joseph Zügler nahm eben eine Prise und sagte: „nur keine Sorge um den da, mein werther Herr Hofsticker! Eine tüchtige Purganz und ein gründliches Vomitiv bringen den Buben rasch wieder auf die Beine. Ich stehe für ihn ein. Hätte nun und nimmer gedacht, daß solch ein wackrer Spieler von der Amati eines windigen Solisten dermaßen verdreht und verwirbelt werden könne, daß er im Hemde sich im Schnee wälze.“

„„Amati heißt sie also, die wunderschöne Frau, die ich heute Nacht— —““, so fragte ich, mich hastig im Bette aufrichtend.

Aber der Kammermusikus drückte, noch ehe ich meinen Satz ausgesprochen, mich mit eiserner Faust in die Kissen zurück. „Schweig Er!“ rief er drohend. „Wenn Er sich aber eilt gesund zu werden und wieder vernünftig zu sein verspricht, so will ich Ihn später zu dem Solisten Huber führen, da kann Er sich vorgeigen lassen auf der vertrackten Amati, so lange der Huber Lust dazu hat. Und jetzt eingenommen! Hierher gesehen! Mund auf! Augen zu! Eins! Zwei! Drei! — So; jetzt leg' Er sich wieder!“

Und ich wurde wieder gesund; es ging nur nicht ganz so schnell nach den Mitteln des Kammermusikus, als dieser sich's gedacht. Aber mein erstes Violin-Solo führte ich

drei Monate später auf der Freyung auf, mit meiner Geliebten im Arm. Der brave Huber lieh mir nämlich seine herrliche Amati dazu, und als ich geendet, da küßte er mich auf beide Wangen und sagte: „Du hast es verdient mein Sohn auf dieser Geige zu spielen!" Und ich meine, bis heutigen Tages hat mir Niemand ein Lob gesagt, das mir tiefer in's Herz gegangen!

Der berühmte Geiger Huber hat vor wenig Jahren seine letzte und meine erste Geliebte, die himmlische braune Amati mit dem schlanken Halse und der goldenen Stimme, mit sich in's Grab genommen. Das ist das traurige Ende meiner Liebesgeschichte!" schloß der hübsche Page.

„Birbante!" lachte die Marini und schlug mit dem Fächer zärtlich und neckisch nach dem Erzähler. — „„Kindereien!"" brummte Gluck.

Am andern Tage begann das lustige Leben von neuem. Das Wetter war herrlich, die Wege leidlich, die Börse der Signora füllte sich immer wieder, sobald sie leer war, wie in den Zaubermärchen, und das Endziel der Reise, das neue gelobte Land voll Poesie, Musik und Sonnenschein rückte immer näher und näher. Das Herz der schönen Sängerin jauchzte der geliebten Heimath entgegen, die Mutter freute sich der Freude ihres Kindes, der Maëstro träumte von neuen Siegen und Lorbeerkränzen, und der kleine Geiger? — Der war wie

von einem süßen Traum befangen. Hatte er doch von seiner frühesten Kinderzeit eine heimliche Sehnsucht mit sich herumgetragen nach der **bella Italia** und in seiner Knabenphantasie tausendmal jene goldene Quelle rauschen hören, an der man nur stehen zu bleiben braucht, um die wunderbarsten Melodien, frohe wie traurige, zu vernehmen.

Nur eine Stunde lang sich am Rande jener Zauberquelle niederzuwerfen, andächtig still zu lauschen und den ewig blauen Himmel über sich zu sehen: dahin ging sein Verlangen. Allabendlich hatte er so recht inbrünstig den lieben Gott gebeten: „laß mich doch nach Italien reisen!“ und allezeit ganz geheimnißvoll hinzugesetzt: „aber siehst Du, lieber Gott; es darf kein Geld kosten!“ — Und nun? — Mit jeder Stunde flog er dem blühenden Garten näher, es war ihm als wehten die Orangendüfte schon zu ihm her, und der köstlich blaue Himmel hing schon über seiner jungen Seele und machte sie so namenlos froh. — Und die goldene Quelle? O, die rauschte schon so übermächtig; daß er sich vor lauter Melodien kaum zu lassen wußte — aber sie klangen alle, alle so über die Maßen heiter, keine einzige traurige war darunter. War er nicht ein Glückskind, der kleine Geiger? — Wie Mancher hört auch, gleich ihm, in seinen Träumen jene Quelle von ferne rauschen, wie Mancher sehnt sich unter Regenschauern und Nordwinden nach

dem Wehen der warmen Lüfte, nach dem Duft fremder Blumen, nach dem Glanz eines ewig blauen Himmels, aber — keine Maria Theresia schenkt ihm 225 Gulden und kein Graf Durazzo legt noch 50 Ducati hinzu.

Als man das letzte Nachtlager in Görz hielt, war die schöne Marini ausgelassener, denn je. Man wollte ja in wenigen Tagen in Mestre sein! Und Mestre war ja schon Venedig!

Sie sang allerlei Arien und der kleine Geiger mußte accompagniren und Maëstro Gluck den Tact dazu schlagen. Das gab denn einen köstlichen Wettlauf von Stimme und Geige, und keine wollte sich von der andern überholen lassen. Ritter Gluck selber vergaß oft das Tactschlagen und lauschte halb lächelnd, halb staunend den Sprüngen, Trillern, Läufern, langathmigen Cadenzen der lieblichsten Stimme und der reinsten Geige. Der kleine Carl hielt sich in der That wacker! Als die Sängerin aber athemlos und lachend, endlich sich in einen Sessel warf, erklärte doch der Maëstro die Geige für besiegt, was sich auch der Geiger gefallen ließ und mit einem wehmüthigen Triller in Moll schloß.

„Nein nein, er hat mich besiegt!“ rief die Marini, „und zur Strafe daß der Maëstro falsches Zeugniß abgelegt, wird er uns jetzt die Geschichte seiner ersten Liebe erzählen!“ — „„Das wird er nicht!““ antwortete der

Componist der Armida — „„in Venedig aber““ — hier neigte er sich dicht an das Ohr der schönen Bianca — „„erlaubt ihm daß er Euch die Geschichte seiner letzten Liebe erzähle.““

Man war in Mestre. Es war spät am Abend. In Görz hatte man beschlossen in Mestre Nachtquartier zu nehmen und erst am andern Morgen in einer Poeta, das ist ein größeres zweirudriges Schiff, nach Venedig zu fahren. Später aber hatte der Maëstro die Frauen umzustimmen gewußt, und so wollte man noch am Abend der Ankunft, in kleinen Gondeln, je zwei und zwei, nach der Lagunenstadt aufbrechen; der kleine Schatzmeister sollte die Mutter begleiten und Gluck die Tochter. Ueber dies Abkommen schien der Componist der Armida sehr aufgeräumt und sogar mit dem kleinen Geiger, der noch beim Nachtessen absonderlich viel und geheim mit den Frauen zu plaudern hatte. Mochte er doch; hatte nicht der Maëstro einen vollständigen Sieg über ihn davon getragen? Beinah wäre aber seine gute Laune wieder verloren gegangen, denn es gab solch ein Durcheinander, ehe das Gepäck in den kleinen Schiffen war und ehe die Frauen bereit waren einzusteigen, und dabei war es so stockfinstere Nacht, daß der Ritter Gluck mit genauer Noth endlich

den blauen Mantel der schönen Bianca und dessen Insassin an seinem Arme in die stille Gondel zu lootsen vermochte.

Die Marini hatte sich schauernd vor der Nachtluft so dicht eingewickelt und zog sich allsogleich in ein so dunkles Eckchen zurück, daß er auch nicht das Nasenspitzchen von ihr sah. Der große Maëstro fühlte nun plötzlich eine seltsame Beklemmung, als er so neben ihr saß, und nutzte in diesem Gefühl seine kostbare Zeit weit weniger, als er sich vorgenommen. Auch überschlich ihn wieder jener Gedanke: „sie gehört dir nun wieder!" und sein Herz schlug deshalb gewaltig ruhig.

Sie waren schon eine lange Strecke dahingefahren auf der glatten Wasserstraße, und schon blitzte und funkelte es von ferne wie jene mächtige Krone, von der die Sage erzählt, daß sie zu nächtlicher Weile emporsteige aus dem Schooße des Meeres, worin sie versunken: la bella Venezia schaukelte sich auf den Wellen. Da fand der Ritter Christoph von Gluck erst Worte, um der schönen Frau an seiner Seite die versprochene Geschichte seiner — letzten Liebe zu erzählen.

Er rückte ihr näher, er hörte sie seufzen, und, wie das wohl so geschieht, er gerieth über seine eigenen Worte allmählich in Gluth, und die Flammen schlugen endlich über ihm zusammen.

Kaum hatte er das letzte Wort ausgesprochen und

war im Feuer seiner Rede auf beide Knie gesunken, da hielt das Schiffchen. Stimmen wurden laut; das Streiflicht von Fackeln fiel in die Gondel. Bis zu diesem Augenblick hatte die Marini kein Wörtchen geredet, keine Bewegung gemacht; als aber nun der Maëstro seine Hände ausstreckte nach den ihrigen, da stand sie schüchtern auf, trat einen Schritt vor, und fragte mit äußerst kläglicher Stimme: „liebt Ihr mich denn wirklich, großer Gluck?" — Und dabei fiel die dunkelblaue Kapuze herab, und von einem grellen Lichtstreifen getroffen lachte das Schelmengesicht des kleinen Schatzmeisters dem Knienden entgegen. — Was nachdem in der Gondel vorgegangen, ist nimmer laut geworden; der Maëstro Gluck aber reiste am nächsten Morgen, ohne von der schönen Marini Abschied genommen zu haben, allein nach Bologna.

Wenige Wochen nach diesem wunderlichen Vorfall war ein großes Kirchenfest in der Chiesa San Paolo zu Bologna. Am ersten Tage wurde eine rauschende Vesper des Capellmeisters Mazoni aufgeführt, mit einem Chor von Musikern und Sängern von mehr als 100 Personen. Zwischen den Psalmen spielte der hochberühmte italienische Violinvirtuose Spagnoletti ein Concert von Tartini. Der Ritter Gluck, der neben dem gelehrten Padre Martino, dem großen Contrapunktisten, mitten unter den Zuhörern

saß, schüttelte den Kopf zu diesem Spiel. — „Nun, wartet bis Morgen," tröstete Martino, „da wird sich ein fremder Geiger hören lassen. Seinen Namen nennt er nicht, aber er spielt wie ein Gott!"

Und am nächsten Tage war die Kirche fast überfüllt, und die Spannung und Erwartung stand auf allen Gesichtern. Plötzlich schwebte von dem Chore herab der feierliche, volle Ton einer Geige; den Spieler sah man nicht. Wie Strahlen kam es hernieder und erleuchtete die Kirche. Gluck saß wie erstarrt. — Ja, der Padre Martino hatte Recht: der da oben spielte wie ein Gott! Feurig und sanft, ernst und graziös, weich, zart und stark, mächtig waren die Töne und Gänge und die Composition des Concertino's so schwungvoll und groß, daß der Meister kaum sein Entzücken zu mäßigen vermochte. Aber als der Spieler schwieg, erhob sich Christoph von Gluck in höchster Erregung und rief in italienischer Sprache zu seinem Nachbar gewandt: „das war ein deutsches Spiel!" — Da sagte eine näselnde Stimme an seiner Seite: „com' e mai possibile che una tartaruga tedesca*) posa arrivare a tale perfezione?" — Und der große Componist der Armida richtete sich hoch auf, maß den grämlichen Kritikaster mit seinem echt

*) deutsche Schildkröte.

königlichen Blicke, und antwortete: „„Signor, anch' io sono una tartaruga tedesca, — ma con tutto questo ho l'honore di scriver l' Opera nuova per l'apertura del Teatro ristabilito!"“

Und ein Gemurmel lief durch die Reihen: „Gluck ist hier, der große Maëstro!" — und das Murmeln wurde immer lauter und plötzlich brach die Menge in ein: „evviva il Maëstro!" aus.

Aber der Ritter Gluck wendete sich mit einem vornehmen Gruße ab und bat den Padre Martino: „führt mich zu dem Geiger, der so eben gespielt. Ich bin stolz darauf sein Landsmann zu sein; ich fühlte: er ist ein Deutscher."

„Er steht schon hinter Euch mit Mansoli!" lächelte der freundliche Greis. Gluck wendete sich rasch, und seine Augen schauten in die feuchten großen Kinderaugen des — kleinen Schatzmeisters. Da schlug der Meister seine beiden Arme um den Nacken des Carl von Dittersdorf, drückte ihn an sein Herz und rief: „das war brav gespielt, mein Sohn!" — In das Ohr des kleinen Geigers flüsterte er aber das Wort: „Birbante".

Carl Ditters von Dittersdorf, welchen Adel ihm sein hoher Schützer in Gnaden verliehen, brachte seiner Zeit einen ganzen Sack voll Melodien mit, aus dem

Angesicht flöge. Die Sorgen des Lebens fielen von ihm ab, liebliche Bilder, köstliche Erinnerungen gaukelten vor ihm auf und nieder; oft vergaß er das Weiterdictiren; — dann saß er still und träumte.

Sah er wohl ein rosiges Angesicht, das aus Wolken von blauem schweren Seidenstoff hervorschaute und lächelte? Hörte er eine süße Stimme, die zärtlich scherzend rief: „Birbante?" — Niemand weiß es; aber der Sohn sah verwundert das alte Schelmenlächeln wieder aufstehen auf den Lippen des Vaters, und das wich auch nicht wieder, bis ihn die Engel in das wirkliche, „gelobte Land" trugen.

„Birbante!" — Ja, er war auch recht eigentlich ein Schelm, aber ein lieber, das kann man aus seinem Lebenslauf, den die Breitkopf und Härtelsche Verlagshandlung zu Leipzig großmüthig zum Besten der Hinterlassenen Carl Dittersdorf's anno 1801 herausgab, gar deutlich ersehen. Und wenn's nicht mit dürren Worten allda zu lesen steht, so liest man's doch zwischen den Zeilen.

Leipzig, Druck von A. Edelmann.

geb: 1/16
17/34

Polko, Elise,

Musikalische Märchen, Phantasien und Skizzen (Mit Illustrationen & Portrait.)

Bd.: II

Leipzig 1859